

Niederrheinische

Unterhaltungen

(unvollst.)

Z 999

fürs

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

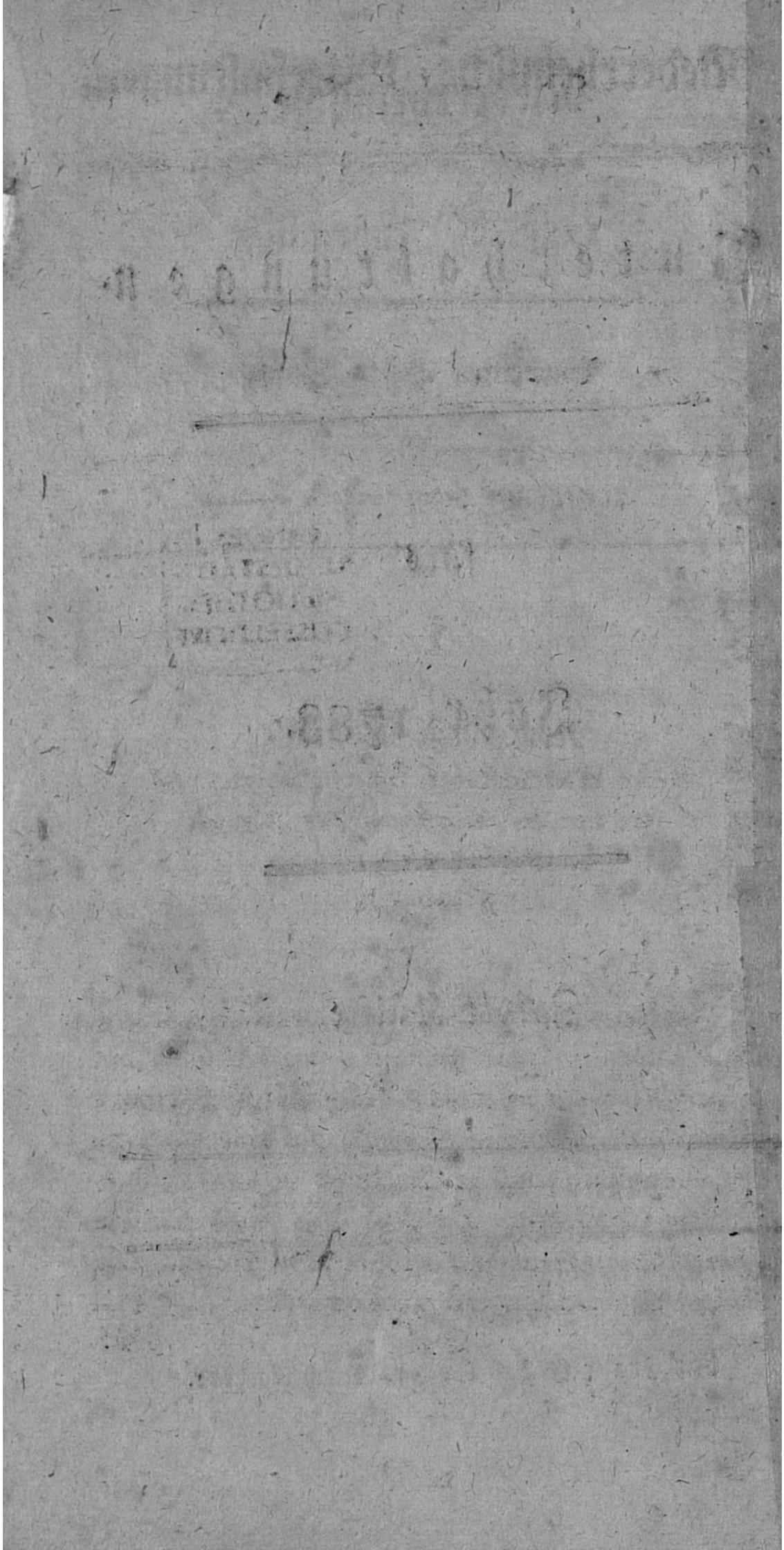
Jahr 1788.

Zwote Hälfte.

Monat Julius bis December.

Wesel,

bey Franz Jakob Röber, Buchhändler.





Niederrheinische
Unterhaltungen.

VII. Heft.

Monat Julius.

1788.

Wesel

bey Frau Jakob Röber, Buchb.



Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rthl. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthl. 6 Grüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an j. des benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

I n h a l t.

	Seite.
1. Noch einige Beiträge zu den Merkwürdigkeiten und Feyerlichkeiten bey der Durchreise des Königs durch seine Westphälische Provinzen.	3.
2. Neuere Merkwürdigkeiten Vermischten Inhaltes.	14.
3. Antwort auf Hrn. P. Schwagers Zuschrift, die Traumatunde betreffend. (S. Heft 3. S. 129 u.) von J. W. Neche.	17.
4. Adelstolz. (An die Herausgeber des Niederh. Unterhaltungen.)	33.
5. Skizzen aus dem Leben des jüngstverstorbenen Grafen von Buffon. (Aus dem Französischen übersetzt.)	38.
6. Warnung für die Becker, um das Brod nicht unwissend zu vergiften.	45.
7. Anekd.	

Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

Siebentes Heft. July.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

I.

Noch einige Beyträge
zu den Merkwürdigkeiten und Seyerlichkeiten
bey der Durchreise des Königs
durch seine Westphälische
Provinzen.

Su diesen Merkwürdigkeiten zählen wir zuvörderst
noch ein paar Gedichte, die sich unter der
großen Menge der bey dieser Gelegenheit zum Vorschein
gekommenen poetischen Producte auf eine merkliche
Art auszeichnen, und es vorzüglich verdienen, auf-
behalten zu werden. Hierunter mag wohl das im
vorletzten Blatt Seite 380 erwähnte, Sr. Majestät von
Änigen Abgeordneten der Judenschaft überreichte Ge-

Dicht, als ein ächtes Muster wahrer orientalischer
Dichtkunst die erste Stelle einnehmen.

Lobgedicht

zur Ehre unsers Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Allergnädigsten Königs und Herrn Friedrich Wilhelm des Zweiten auf Seiner Reise nach Seinen Westphälischen Staaten. Von der Jüdischen Gemeinde in der Provinz Cleve allerunterthänigst überreicht zu Wesel. Im Monat Sivam 5548 (im Junio 1788.)

Berge jäuchzet, und ihr, o Hügel! umgürtet mit
Freud' euch!

Lobgesänge der Freude, erschallt bis zum Throne
des Höchsten!

Denn Friedrich Wilhelm kömmt, es kömmt der Tugend
Freund!

Singet ihm Hymnen, singet ihm auf der lieblichen
Harfe

Nie gehörte Lieder des gerechtesten Lobes
Des Vaters, Schützers aller Nationen voll!

An dem seligen Tage, da den Thron Du bestiegst,
Glich Dein milder, belebender Glanz der heltern
Aurore,

Der Botinn eines hellen, unbewölkten Tags:
Siehe! Dein Mittaglicht entspricht dem herrlichen
Morgen!

Es erleuchtet die Welt Dein ununterbrochener Glanz-
strom!

Dem Tage sagts der Tag, wie Du so groß und gut!

Aber weit übertraf die kühnsten unserer Wünsche
Deine allesbelebende, immer thätige Güte:

Und ruhmvoll ist dein Name unter Königen,

Denn so wenige Tage Dein sanfter Zepher uns
weidet,

Eben so viel sind der herrlichen Thaten, die Du
schon verrichtet:

In goldner Eintracht stehn sie, innrer Schönheit voll.

Liebtlich tönt, was Du uns verheißest, unserm
Ohre;

Denn es erzählen die Dürftigen jauchzend Deine
Wohlthaten,

Der Wittwen Herz frolockt, die Waise preiset Dich!

Männer der Weisheit sagen: Du bist unser Be-
schützer!

Handelsmänner sprechen: Du erhebst uns wieder!

Einmüthig nennt Dein ganzes Volk Dich, frommer
Zeld!

Auf Aurorens schnellem Flügel schwebt Dein
Name

Hin in alle Lande, bis ans Ende des Meeres;

Selbst da ward groß Dein Ruf, und Heil Dir!
sagten sie.

Weil nur Gottesfurcht die Krone des heiligen Hauptes,

Weil nur Menschenliebe Deine Seele erfreuet
 Verlieb Dein Gott die schönste aller Thaten Dir:

Selbst dem Forscher im Buche der Zeit erregt sie
 Bewunderung,

Keines Volks Geschichte zeigt ein ähnliches Beispiel:
 Im unbezwungenen Amsterdam erschien dein Heer.
 Sie, die majestätische Stadt, der Belgier Kleinod,
 Deren unbiegsamen Stolz, Myriaden nicht beugten,
 Sie schaut iht Deine Fahn' in ihren Thoren wehn.

Dennoch fürchten nicht die Bewohner die tapfe-
 ren Helden,

Denn sie kannten das Herz des Königs, der dahin
 sie sandte,

Der Löwenstark' und Menschenlieb' in sich vereint.
 Niemals kömmt er, räubrisch fremdes Land zu ge-
 winnen,

Niemals, blutige Lorbern zu ärnten, Ruhm und Geo-
 waltthat ;

Allein, des Feindes Wuth zu zähmen, bricht er auf.

Du befahlst, und Löwengleiche Helden erschienen,
 Und befrejten das traurige Land vom wüthigen
 Feinde,

Der wild aus Gärten Gottes dürre Wüsten schuf.
 Heil Dir, Friedrich Wilhelm ! denn groß ist, was
 Du gethan hast !

Säugling und Greis hast du vom mörderischen Eie-
 sen errettet !

Die Rechte Gottes war an deiner Seite stets.

Jener

Jener Segen, den Nassau's Fürsten auf sie ergossen,
 Schon vergessen, blüht von Neuem, von Preussen
 beschattet;

Denn Nassau's Fürstenpaar hebt seine Stirn' empor!
 Ketter verlobrner Schaafse waren der Edelen Ahnen?
 Darum genießen die spätesten Enkel den Segen der
 Tugend,

Und ewig fest wird des Gerechten Saame stehn.

Du, o gütiger König, vieler Leben Erhalter,
 Du, verbreite des Friedens Geist über die Völker,
 Und laß den Neid verschwinden und der Seelen
 Haß:

Dann wird ruhige Stille dem Sturm und dem Wir-
 belwind folgen,

In den Städten, in den Wäldern wird ruhig man
 schlafen,

In klaren Wellen ruht das Meer, vom Sturm
 befreit.

Siehe! sie streuen wohlriechende Blumen Dir un-
 ter die Füße!

Würdig bist Du auf Rosen zu treten, der Du Geo-
 beugten

Emporhilfst, und den Armen Hülfe nie versagst.

Lieder tönen Dir aus allen Städten und Dörfern
 Dir, der nicht bloß Beherrscher Seines eigenen
 Volkes,

Der, allgeliebt, ein König über alle ist.

Wer ist's, den ein jeder liebt? Der vom Schöpfer
 geliebt wird,
 Denn nicht durch Tausch erwirbt man sich die Liebe
 des Nächsten;
 Durch Tugend nur; sie ist des Frommen Erbtheil
 stets.
 Du erkauftest, o Wilhelm! durch Tugend die Liebe
 des Volkes,
 Und durch Kinder, das Erbtheil Gottes, erbauest
 Dein Haus Du,
 So schön, als jenes edle Reis, das wir jetzt schaun,

Erstlingsprosse, Friedrich! wie lieblich ist Dein
 Anblick!
 Freudiger schlägt das Herz dem, der Dich Herrliche-
 chen schauet!
 Denn achte deutsche Biederkeit verräth Dein Blick,
 Du wirst im Geize der Weisen einst Recht und Gerech-
 tigkeit üben;
 Wirst, durch Deinen Heldenmuth vom König' und
 Volke geliebt,
 Durch Deine Thaten Deiner Erzeuger Ruhm erhöhen.

König! Freund der Nationen! Erhörer der Armen!
 Gütiger Vater der Schwachen! der Wankenden si-
 chere Stütze!
 Sey gnädig Israeln, auch Deines Reiches Volk!
 Nimm von uns, die gebeugt des Thrones Stufen
 umfassen,

Wohl!

Wohlgefällig das Zeugniß unverbrüchlicher Treue:
Und Du wirst auch einst Gott ein Wohlgefallen
sehn.

Nicht minder merkwürdig ist ein Lied, welches
den Herrn Pastor Wobrecht zum Verfasser hat, und
vor der Stadt Bielefeld, als der König die daselbst
befindliche beträchtliche Bleichereien im Augenschein
nahm, nicht bloß überreicht, sondern von der gan-
zen Schaar der dortigen Bleicher, die sämtlich in
weiße Leinwand gekleidet, mit ihren Gießschaufeln
auf den Schultern sich in Reihe und Glieder gestellt
hatten, feyerlich abgesungen wurde:

Lied im Volkston, gesungen Friedrich Wilhelm dem
Allgeliebten Könige, am 6. Juny 1788
von den Bleichern vor Bielefeld.

Melodie des Liedes:

Rosen auf den Weg gestreut 20.

Oder: Ohne Lieb und ohne Wehr 20.

Blumen auf den Weg gestreut,
Und in Reih und Glieder
Uns zur recht und linken Seit
Hingestellt, ihr Brüder!
Sieht das Auge, schmachtend, aus
Nach dem guten Vater;
So gewünschet in sein Haus
Kam noch nie ein Vater!

Bey der frohen Huldigung
 Lud. Jhn unter Lallen;
 Kindesinn Begeisterung
 Sah und sprach aus Allen:
 Und derselbe Kindesinn
 Trieb uns heute wieder;
 Unserer Augen Lust — ach Jhn
 Sehn wir heut, ihr Brüder!

Ha! da kommt Er! — Frage nicht
 Fremdling! willst du wissen:
 Wer? — So sieh uns ins Gesicht;
 Das wirds sagen müssen.
 Siehe unsre Mägde an
 Mit den weissen Zähnen,
 Unsre Knechte, Mann vor Mann,
 Töchter mit den Söhnen;

Festlicher ist ihr Gewand,
 Schalkhaft ist das Auge,
 Weiß die Wäsche, rein die Hand
 Von der Milch und Lauge;
 Und des Klopfspahns Harmonien
 Und der Schaufel Gießen,
 Alles ruhet heut, um Jhn
 Ehrfurchtsvoll zu grüßen.

Pauken, und Trompeten, Schall
 Tönt dort vor den Thoren;
 Aller Glocken Wiederhall

Dringet in die Ohren,
 Alles drängt sich froh hierhin,
 Selbst der Greis am Stabe:
 Wohl mir, spricht er, daß ich Ihn
 Noch gesehen habe!

Und dieß Bonnevolle Sehn
 Was wirds uns gewähren?
 Unsre Ehrfurcht wirds erhöhn,
 Unsre Treu vermehren;
 Neue Lust und neue Kraft
 Unserm Arme geben,
 Uns und unsre Kaufmannschaft
 Wie die Sonn beleben!

Fröhlicher gehn wir nun hin
 Zum gewohnten Gießen
 Auf der Bleichen lebhaft Grün,
 Holzschub an den Füßen;
 Große Bohnen, schwarzes Brod,
 Speck, und Milch, und Butter
 Schmeckt uns — Dank sey's Ihm und Gott —
 Gut an unsrer Lutter. *)

Hätten wir am deutschen Dre
 Auch des Auslands Sitten;
 Huch — die Rosse müsten fort,
 He! — Troß allen Britten,

Zögen

*) Die Lutter, ein kleiner Fluß, welcher zu denen Bleichen
 benutzt wird.

Zögen wir den Wagen gern,
 Daß es rasseln sollte,
 Ehrten damit unsern Herrn,
 Wenn Er es so wollte;

Aber nein, das will Der nicht,
 Der die Menschheit ehret,
 Kinderglück und Kindespflicht
 Lieber sieht und höret. —
 Frohes Vivat und Gesang
 Läßt Er sich gefallen:
 Bringt es, Brüder, bis vom Klang
 Berge wiederhallen!

„ Vivat Friedrich Wilhelm hoch! “ —
 Ruft es nach, ihr Brüder! —
 Und — „ Der Kronprinz Vivat hoch! “ —
 Ruft noch einmal wieder! —
 Und — „ Sie segne und behüt
 „ Gott auf Ihrer Reise “ — —
 So, voll Innbrunst, wünsche mit
 Jeder ächte Preusse!

So, wie jede Provinz, die durch persönliche Gegenwart des Königs erfreut wurde, bei dieser Gelegenheit sich beeiferte, auszeichnende Merkmale ihrer ehrfurchtsvollsten Liebe zu dem vielgeliebtesten Landesvater und ihre Freude über seine Ankunft an den Tag zu legen, so ist uns besonders aus der Grafschaft Ravensberg noch folgendes, das werth
 ist,

ist, aufgezeichnet zu werden, bekannt geworden. Die Stände dieser Provinz, nachdem sie einen Ueberschlag gemacht, wie viel Kosten wohl zur Errichtung von Triumphbogen, Ehrentempeln, Illuminationen und dergleichen bloß äußerlichen Feyerlichkeiten erfordert würden, faßten sogleich den, der Menschlichkeit so rühmlichen Entschluß, die dazu erforderliche Summe, zu einem wohlthätigern und gemeinnützigern Zweck anzuwenden, nemlich eine Anzahl armer, verwaiseter und dürftiger Kinder neu kleiden und zugleich unentgeltlich in Schulen unterrichten und erziehen zu lassen, wie sie dann wirklich bey dem Eintritt des Königs in die Provinz eine Anzahl von hundert dergleichen Kinder Sr. Majestät persöhnlich vorstellten — Es bedarf wohl kaum erinnern zu werden, daß die auf solche Art zu bewirkende Bildung einer Menge treuer Unterthanen des Königs und nützlicher Glieder des Staats — ein weit schöneres Denkmahl als der prächtigste Ehrenbogen — von Sr. Majestät, den mit Recht so geliebten und gerühmten Vater des Vaterlandes, mit Ausßerungen des vorzüglichsten Wohlgefallens aufgenommen wurde.

Auch die Bewohner der Stadt Herford, die besonders wegen ihrer fürtreflichen Spinnerereyen und Leinwandfabriken berühmt ist, gaben ihre Ehrfurcht und Freude bey der Ankunft des Königs auf eine besondere Art zu erkennen. Eine große Anzahl junger Frauens und Mädchens, die sich mit dieser Fabrick

brick beschäftigen, hatten sich bey der Ankunft des Königs mit weissen leinenen Schürzen und Halstüchern geziert, in eine doppelte Reihe gestellt, und überreichten Sr. Majestät, als eine Probe ihrer Industrie ein halb Pfund ganz fein gehecheltes Flachsgarn, zwey Pfund von dem feinsten leinenen Garn, und ein Stück ausserordentlich fein leinen Tuch von 50 Ellen, welches von Sr. Majestät sehr wohlgefällig angenommen ward.

2.

Neuere Merkwürdigkeiten
Vermischten Inhalts.

I.

Eine neuere Verordnung, die der spanischen Regierung und ihrer menschenfreundlichen Denkungsart sehr zur Ehre gereicht, befiehlt, daß den Sklaven in America ausser dem Sonntag noch ein Feiertag gestattet werden soll, und zwar nicht ein gottesdienstlicher, sondern ein solcher Feiertag, an welchem sie von ihrer gewöhnlichen Arbeit frey sind und Erlaubnis haben, für sich selbst, und ihren eigenen Gewinn zu arbeiten. Wenn auch die gänzliche Aufhebung des Sklavenstandes in dortigen Gegenden noch mancherley Schwürigkeiten unterworfen ist!

ist, und vielleicht noch lange nur ein frommer Wunsch bleiben dürfte, so ist es doch immer rühmlich, so viel man kann, an der Erleichterung des harten Schicksals so vieler unglücklichen Menschen zu arbeiten, denn es ist doch immer besser, etwas, als unter dem Vorwand, doch nicht alles thun zu können, gar nichts zu thun.

II.

Schon im Anfange des Februars hat der Churfürst von Mainz bekannt machen lassen, daß er an jedem Montag des Nachmittags einem jeden seiner Unterthanen den freyen Zutritt verstatten, und dessen Bitte oder Beschwerde in Gegenwart seines Coadjutors selbst anhören wolle. Es erschienen hierauf das erstemahl sechshundert Supplicanten. Bey einer solchen Menge wird freylich ein Landesherr jedem einzelnen wenig Zeit und Gehör widmen können, wenn er alle befriedigen will. Es mag auch sonst freylich noch mancherley Beschwerden mit sich führen, wenn der Zutritt zu der Person des Regenten gar zu sehr erleichtert und ohne Unterschied einem jeden, folglich auch manchem unzufriedenen und unruhigen Kopf verstattet wird — aber bey dem allen hat es doch auch sein gutes, und es bedarf wohl keines großen Beweises, daß das Gute, das daraus entsteht, das Schlimme, das damit verbunden seyn kann, weit überwiegt.

III. Der

III.

Der Erzbischof von Salzburg hat in der diesjährigen Fastendispenfation eine annehmend weise Verordnung ergehen lassen, indem er nicht allein einem jeden ohne Unterschied, außer des Mitwochens, Frentags und Sonnabends von den Fastenspeisen dispensirt, sondern auch insbesonder hinzufügt, daß es allen Armen und unbemittelten Personen frey stehen soll, ohne Unterschied alles zu essen, was — nicht ihnen vorgeschrieben ist, sondern — was sie haben, oder am leichtesten und auf die wohlfeilste Art bekommen können.

IV.

Der Buchhändler Wendler in Leipzig hat daselbst auf eigene Kosten eine Freyschule für 60 arme Kinder gestiftet, und dazu ein Capital von 10,000 Rthlr. ausgesetzt. Diese Freyschule ist am 10ten März eingeweiht.

V.

Theeverbrauch.

Vom Theehandel der Engländischen Ostindischen Compagnie, weis man, daß nunmehr, da der Theezoll gemindert worden ist, statt sonst 6 Millionen 200,000 Pfund, über 16 Millionen abgesetzt werden. Um nun 10 Millionen Thee mehr aus Canton zu holen, braucht die Londner Gesellschaft jetzt 15. Schiffe mit 1100 Matrosen mehr als sonst.

3.

Antwort auf Hrn. P. Schwagers Zuschrift,
die Traumkunde betreffend.

(S. Heft III. S. 129 u.)

Seine philosophische Laune, theurer Mann! die in ihrer ganzen Fülle aus Ihrem freundschaftlichen Schreiben athmet, und so durchaus hinreißend, so ganz bewunderungswürdig ist — freylich, ich muß es gestehen — ich kann sie nicht erreichen: aber um desto inniger ist mein Dank, daß Sie den Nachtrag zur Traumkunde, den ich durch die Unterhaltungen Ihnen vorzulegen wagte, einer so gütigen Aufnahme gewürdiget haben. Seit der Zeit hat sich indeß noch ein anderer, ebenfalls ein Prediger, eingefunden, welcher das Privilegium, im Traume zu fliegen, uns nicht zugestehen will, sondern wegen seiner Fertigkeit in dieser Kunst ein gleiches Recht zu haben glaubt.

Sie denken vielleicht — sagt er zu mir, indem er seine Arme in die Seite stemmte, und mir gerade ins Gesicht sah — andere ehrliche Leute müßten ewig auf diesem Stauballe herumkriechen, und Herr Schwager und Sie hätten allein das Recht, sich mit Schnellkraft emporzuschwingen, und in der Höhe ein stolzes Gelächter zu erheben? Wenn Sie sich doch nur nichts einbildeten! Ich bin auch ein Mann — und hier schlug er sich vor die Brust — ein Mann, der nicht Willens ist, Ihnen auch nur

N. U. III. Jahrg. Bl. 28 B das

Das geringste nachzugeben. Wie oft hab' ich in Gesellschaften Beifall eingeerndtet, wenn ich mich so zusehends erhob, und durch den Saal über allen gepuderten Köpfen und allen modischen Hauben a la Montgolfier dahin flog! Jeder suchte sich kleiner zu machen: allein wenn der Saal nur mäßig hoch war; so lachte ich ihrer Furchtsamkeit, zumal, da ich von jeher gutmüthig genug gewesen bin, das kostbare Werk eines ganzen Vormittags säuberlich zu schonen. Befand ich mich aber in freyer Luft — o da hätten Sie sehen sollen, mit welcher Selbstgefälligkeit ich mich oft in meiner dädalischen Kunst übte. Nur wenn ich zu hoch flog, und es mir an Odem fehlte, ließ ich mich langsam wieder hernieder, und trat dann voll von den Gefühlen meines erhabnern Werths in den Kreis meiner Bewunderer zurück. Seitdem ich verheirathet bin, sind diese Flüge freilich seltner geworden: allein wenn ich mich denn doch wohl einmal wieder äusserst munter betragen habe; so nimt das Spiel hernach von neuem seinen Anfang.

Dies waren so ungefähr die Hauptpunkte seiner Erzählung. Anfangs schien der Mann sich ereifern zu wollen. Aber es war auch nur blosser Schein. So, wie er in der Erzählung fortrückte, nahm auch sein Eifer ab, und am Ende — ich weiß, Sie würden das nämliche gethan haben — reicht' ich ihm freundlich die Hand, und schlug ihn zu unserm Nebenritter. Das Triumvirat wäre also nun schon

zu Stande gekommen, und ich zweifle nicht, es wird unter uns so fein friedlich zugehen, daß wir vor dem Richterstuhle der bluthaffenden Moral jenen drei römischen Helden den Lorbeer abringen. —

Ihnen selbst, werther Mann! sei es überlassen, nach Ihrem Grundsätze (S. 131) aus jenen angegebenen Datis eine Charakteristik unsers Mitgenossen zu abstrahiren. Ich will dafür lieber Ihre so ganz freundschaftliche Epistel noch einmal durchlesen, und von einigen Aeußerungen darin mit geradem deutschem Sinne meine unborgreifliche Meinung sagen.

Jeder unter uns hat nun freilich sein eigenes Zenith und Nadir, wenn wir gleich im Traume nebeneinander fliegen. Dies sieht man schon aus Ihrem Urtheile über erhabene Gedichte. Es kann seyn, daß die Wirkung derselben auf Ihre Seele weniger mächtig ist: allein eben so unläugbar ist es denn doch auch, daß sie auf die meinige einen desto auffallendern Einfluß haben können. Bei Ihnen bringen sie nur flüchtige Erschütterungen hervor, und solche Erschütterungen disponiren allerdings eben so wenig zu jenen Träumen, als alles andere, was uns bald gleichgültig zu werden pflegt. Aber wenn denn doch die Seele bei einer Lektüre von der Art zu ungewöhnlich erhabnen Empfindungen gestimmt wird, und dieser Ton sich selbst in dem Augenblicke noch erhält, wo sie das Bewußtseyn ihrer äußerlichen Verhältnisse verliert; so ist es, deucht mir, leicht

einzuſehen, daß dadurch ſolche Träume, von denen unter uns die Rede iſt, wohl einmal veranlaßt werden können. „ Die hervorſtechende Empfindung, ſagte ich, darf nur im Schlafe die Phantafie rege machen, und dieſe darf dann nur der Empfindung eine andere Modification geben; ſo iſt der Flug gewiffermaſſen realiſirt. „ Die Phantafie liebt ja ein ſolches Spiel mit der Abänderung unſerer Empfindungen. Der, welcher z. B. hungrig oder durſtig ſich niederlegte, träumt ſich an eine wohlbeſetzte Tafel hin, und der Bettler, der noch kurz vorher ſein Elend beklagte, erhebt ſich im Traume mit ſpaniſcher Grandezza auf den Thron des großen Moguls. Und warum ſollte nicht alſo die Phantafie auch den leichten Uebergang von geiſtigen Flügen (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) zu ſinnlichen Flügen begünſtigen können? —

Sie ſcheinen ferner die Behauptung, daß die Idee des Fliegens ſich allemal von einer vorhergegangenen körperlichen Empfindung herſchreibe, zurückzunehmen, und auch Fälle, wo der Satz umgekehrt werden muß, zuzugeſtehen. Sie berufen ſich dabei auf die körperliche Empfindung, die bei einem zum Schwindel geneigten Menſchen bei dem Gedanken an eine gefährliche Höhe entſteht; und ich muß es bekennen, dieſer Beweis iſt ſehr ſcheinbar. Allein es kommt darauf an, ob nicht auch bei dieſem Gedanken eine Empfindung zum Grunde liege. Unſer Nervensystem kann ja wohl in einer ſolchen Dispoſition

sition seyn, daß dieser Gedanke rege werden muß, ohne daß wir eben auf den Einfall gerathen, die erste Ursache desselben in jener Disposition des Nervensystems auszuforschen. Die Wolfische Schule spricht bekannter massen von einem gewissen Grunde der Seele, Fundus oder abyflus animæ) und ich wüßte nicht, was ich anders darunter verstehen sollte, als eine solche geheime Disposition des Nervensystems, wodurch nicht selten eine Idee, deren erste Veranlassung uns ausserdem ganz räthselhaft bleibt, gleichsam plötzlich hervorgeworfen wird. Man darf nur wenig Beobachter seyn, um dieses durch die Erfahrung fast mit jedem Tage bestätigt zu finden. Und meiner Meinung nach kann also auch darin sehr oft der Grund des Schwindels zu suchen seyn. Wo man aber sieht, daß z. B. ein Schieferdecker hoch am Thurme arbeitet; so wird uns offenbar der Gedanke an die Gefahr durch die Empfindung des Sehens entlockt, und dieser Gedanke wird dann wohl so mächtig, so tyrannisch, daß er das ganze Nervensystem erschüttert, und alle übrige Ideen unfähig macht, ihm das Gleichgewicht zu halten, und was heißt das anders, als: wie schwindeln?

Ob dieser Grund überzeugend genug für Sie seyn werde — darüber kann ich natürlicher Weise nicht entscheiden. Aber ich sollt' es denn doch fast glauben, wenn ich auf dasjenige Rücksicht nehme, was Sie hernach von einer dunkeln Erinnerungskraft unserer

Seele sagen. Und nehme ich dies also noch zu Hülfe; so wird die Sache noch deutlicher, und Ihre ehemalige Meinung, welche mit der meinigen zusammenstimmt, erhält neues Gewicht. Woher kommt es nämlich, daß mancher auch bei dem Gedanken an eine gefährliche Höhe gar nicht schwindelt, sondern vielmehr mit Vergnügen sich im Geiste zu dieser Höhe hinanschwingt? Wenn der Gedanke die Empfindung erzeugte; so würde dies ja nicht möglich seyn, weil die Ursache auch ihre Wirkung nach sich ziehen müßte. Antworten Sie mir darauf, daß der Gedanke bei ihm nicht lebhaft genug sey; so frage ich: ob nicht schon das Vergnügen, das er dabei genießt, so wie wir es im Traume genießen, das Gegentheil beweise? Und fahren Sie dann weiter fort, mir den Einwurf zu machen, daß er sich an das Gefährliche dabei nicht erinnere; so frage ich ferner: ob nicht der, welcher durch diese Erinnerung zum Schwindeln gebracht werden soll, schon vorher eine Empfindung von dieser Gefahr gehabt haben müsse? Sie bestiegen den großen Thurm in Gröningen, und wurden vom Schwindel überwältigt. Sollte nicht diese Empfindungen noch dunkel in Ihrer Seele ruhen, in gewissen Zeitpunkten durch geheime Ursachen sich aufhellen, und den Gedanken an Gefahr zugleich wecken können? Sehen Sie aber, wie gesagt, z. B. einen Schieferdecker in der Höhe; so ist es nicht einmal nöthig, zu diesen geheimen Ursachen seine Zuflucht zu nehmen, sondern die eine Empfindung stört dann offenbar nach den Gesetzen

der Affoziation die andere in ihrer unthätigen Ruhe. Das Kind, welches noch nie eine Empfindung von jener Gefahr gehabt hat, oder der kühne Jüngling, welcher alle Gefahr verachtet, wird deshalb gewiß auch beim Anblick einer gefährlichen Höhe nicht schwindeln. Kurz! Ich glaube immer noch Ursache zu haben, bei meiner Behauptung zu bleiben, daß auch die Idee des Fliegens im Traume allemal von irgend einer vorhergegangenen Empfindung herrühre.

Aber nun, Verehrungswürdiger! da ichs gewagt habe, in dem einen Stücke meine entgegengesetzte Meinung zu äussern — nun werden Sie mir auch vollends so viel Dreistigkeit zutrauen, in einem andern Stücke, zumal da es mit jenem so genau zusammenhängt, ebenfalls von Ihnen abzugehen. Ich bin überzeugt, Sie werden mich dabei nicht der Mikrologie beschuldigen: Denn es ist Ihnen, so wie mir, nur um Wahrheit zu thun. Also — es sei drum!

Ich glaube, sagen Sie, einen Zustand der Seele im Traume, wo sie ganz unabhängig, ganz vom Körper losgemacht, wirkt, und es scheint mir fast, daß der Körper der Seele zum eigentlichen Denken weit entbehrlicher sey, als zum Erinnern. Die Seele denkt auch im Traume ununterbrochen fort, wenn gleich die äussere Maschine abgespannt ist; aber was sie gedacht hat, verfliegt weit eher wieder, als was sie bey offenen Augen und Oh-

ren denkt." Jeder dieser Perioden besteht aus zweien Sätzen, und in den letztern soll offenbar der Beweis für die Wahrheit in den erstern enthalten seyn. Allein erlauben Sie mir einmal, einen Punkt nach dem andern so kurz als möglich zu untersuchen, und diese Untersuchung alsdann Ihrem bekannten Prüfungsgeiste vorzulegen.

Die Seele soll im Traume sich ganz vom Körper losmachen, und immer noch wirken können? Ich muß es gestehen, daß meine Kenntnisse so weit nicht reichen, den Zusammenhang dieses Glaubens mit dem nachherigen Geständniß Ihrer Neigung zum Materialismus einzusehen: denn mir deucht, entweder jenes muß geleugnet, oder der Materialismus muß aufgehoben werden. Die Leibnizische Monadologie — darin stimme ich vollkommen mit Ihnen überein. — hat viel Aehnlichkeit mit unserm Träumen, und zumal, seitdem man die Psychologie in eine so glückliche Verbindung mit der Physiologie gebracht, und auch auf Erfahrungen dabei geachtet hat, ist diese Lehre mit unsern Begriffen in einen ziemlich auffallenden Kontrast gerathen. Aber auch Leibniz, und mit ihm Wolf, Canz, Belfinger, Reinbeck, und andere, und vor ihm noch Cicero, Seneka und viele ältere Philosophen, deren Meinungen in diesem Falle man in Rudworths System gesammelt findet, haben — ich möchte beynabe sagen — erwiesen, daß kein einziges denkendes Wesen, ausser dem unendlichen, eines gewissen Körpers entbehren

behren könne. Und schon aus der Analogie läßt sich dieses bis zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit bringen, so, daß man nicht einmal nöthig hat, zu einem andern bekannten Beweise, der aus der nothwendigen Nähe gewisser körperlichen Welttheile für jeden endlichen, genau bestimmten Geist hergenommen wird, seine Zuflucht zu nehmen. Wie man nun aber die Materie auf einen ganz immateriellen Geist wirken lassen könne — dies lasse ich dahin gestellt seyn. Ich wollte nur soviel daraus schliessen, daß selbst die Vertheidiger der Immaterialität unserer Seele mit Ihrem Glauben an die Unabhängigkeit derselben vom Körper im Zustande des Traums nicht ganz zufrieden seyn würden; wie viel weniger die Vertheidiger des Materialismus? —

Sie sagen: „Die Seele denkt ja aber auch im Traume ununterbrochen fort, wenn die äussere Maschine abgespannt ist.“ Allein darauf liesse sich antworten, daß die äussere Maschine allerdings das nächste Werkzeug des Denkens nicht sey, und daraus folgte dann noch nicht, daß auch das Gehirn, welches doch ebenfalls zum Körper gehört, sich im Traume ganz unwirksam beweise. Es ist vielmehr das Gegentheil schon daraus zu folgern, weil man nach einem sogenannten unruhigen Schlafe, wo man sehr lebhaft geträumt hat, einen gewissen Grad von Kopfschmerzen zu empfinden pflegt. Und dies wäre nicht denkbar, wenn die Seele im Traume vom Körper unabhängig wirken könnte.

„Es scheint mir fast, sagen Sie ferner, daß der Körper der Seele zum eigentlichen Denken weit entbehrlicher sey, als zum Erinnern.“ Ich weiß wohl, daß z. B. Haller und Wolf ebenfalls dieser Meinung waren. Sie lassen beide kühn genug das Gedächtniß im Gehirn residiren, weil sie aber der immateriellen Seele nicht alles rauben wollten; so pflanzten sie die Vernunft als Prädikat hinein, und Haller war deshalb auch mit Salvetius sehr unzufrieden, weil dieser seinen eignen Gang dahingieng, und die höhern Seelenkräfte in einer solchen Abgeschiedenheit von den niedern nicht denken konnte. Allein ohne hier von neuem an Ihre Neigung zum Materialismus zu erinnern, will ich nur gleichgestehen, daß beim Erinnern die Mitwirkung des Körpers bemerkbarer sei. Man sieht dieses z. B. an alten Personen, deren Gedächtniß noch alle Ereignisse ihrer Jugendjahre aufbehält, aber in Rücksicht auf gegenwärtige Ereignisse oft der äußersten Vergesslichkeit unterworfen ist. Und woher das? Offenbar daher, weil ihre Organe mit der Länge der Zeit einen solchen Grad von Konsistenz erhalten haben, daß kein äußerer Eindruck mehr viel über sie vermag, da hingegen die ehemaligen Eindrücke auf weniger feste Organe gleichsam tiefer dringen, und mithin sich dauerhafter machen konnten. Allein sollte nun deswegen der Körper zum Denken entbehrlicher seyn, als zum Erinnern? Ich wiederhole die Frage noch einmahl, und gerade fällt mirs ein, daß ich vor einiger Zeit einen Glus in der rechten Schulter hatte.

Hatte. Aber wie gehört dieser Einfall hieher? Das will ich sagen. Ich setzte mich zum Klavier nieder, um meine üble Laune durch Musik zu zerstreuen, und fand, daß meine Finger eben jetzt zu nichts weniger, als zum Spielen, geschickt waren. Und wo hätte ich den Grund davon anders suchen sollen, als in der Schulter? Schon mein Gefühl lehrte michs. Und nun die Anwendung! Es scheint beim ersten Anblick als wenn nur die Finger zum Spielen erforderlich wären. Allein es gehört noch mehr dazu. Die Muskeln der Schulter, deren man neune zählt, müssen gewiß auch dabei mitwirksam seyn. Die Wirksamkeit der Finger ist freilich bemerkbarer, aber man kann deswegen noch nicht behaupten, daß jene Muskeln beim Spielen entbehrlicher wären. Mir deucht also, die Frage, die uns hier beschäftigt, wird durch dieses Gleichniß allein in der Beantwortung schon zweifelhaft gemacht. Aber nun frage ich ferner: ob Denken ohne Erinnern schon an sich selbst möglich sei? ob man ohne Gedächtniß eine lange Ideenreihe ordnen und erhalten könne? und ob man mithin, wenn man das Erinnern vom Körper herschreiben will, nicht auch zugeben müsse, daß er auch beim Denken erfordert werde? Wir trennen wohl in unserer Vorstellung die verschiedenen Aeussierungen unserer Seele von einander, und machen diese dann wieder zu eignen Seelenkräften: allein daß sie in der Natur selbst durch das freundschaftlichste Band in eine einzige Grundkraft zusammengeknüpft werden, dies ist mehr als blos wahr-
scheinlich

scheinlich, und von neuern Psychologen hinlänglich erwiesen worden. Außerdem giebt es so viel Erfahrungen von Menschen die z. B. durch einen unglücklichen Schlag auf den Kopf oder durch hitzige Krankheiten u. dgl. zu allem eigentlichen Denken ungeschickt werden, daß mir diese Erfahrungen lauter Räthsel seyn würden, wenn ich nicht auch annehmen wollte, zum Denken sei der Körper eben so unentbehrlich, als zum Erinnern, gesetzt auch, dieses liesse von jenem sich absondern.

Vielleicht also hat bloß die Bemerkung, daß dasjenige, was man im Traume gedacht hat, weit eher wieder verfliege, als was man bei offenen Augen und Ohren denkt, Ihre Seele hintergangen, und Sie zur Aufstellung jenes Satzes veranlaßt. In dessen kommt doch hier außerordentlich viel darauf an, zu welcher Zeit wir erwachen. Geschieht es mitten im Traume; so wissen wir gewiß noch alles, was wir im Traume dachten, redeten, thaten — und daher wird man auch bei genauer Beobachtung allemal finden, daß jene Träume, die wir wohl unsern Hausgenossen beim Theetische erzählen, entweder Morgenträume waren, oder daß wir doch wenigstens in der Nacht einmal über dem Traume erwachten, und dann wachend ihn von neuem zu überdenken suchten. Nur dann, wenn wir zuletzt aus Ermüdung in einen ganz traumlosen Schlaf geriethen, und auch vorher kein einzigesmal in der Verfolgung unserer Traumideen unterbrochen wurden — nur dann

ist der Traum aus unserm Gedächtnisse verwischt. Denn in diesem Falle konnten unsere Traumideen sich an jene Begriffe anschließen, die wir bei offenen Augen und Ohren denken, und mußten mithin eben so wohl in Vergessenheit übergehen, wie alles andere, was wir mit unserm Gedankensysteme in keinen genauen Zusammenhang gebracht haben.

Doch, — es ist mir unmöglich, mich noch länger von Ihnen getrennt zu halten. Während dieses ganzen Raisonnements war schon meine Hand im Geiste nach Ihnen ausgestreckt, und mein Herz wallte vor Aerger, daß der kalte Verstand mich hinderte, die Ihrige zu erreichen. Aber nun — hier ist sie! ich weiß, Sie werden sie nicht von sich stoßen, zumal, da wir in Ansehung des letztern Punktes ja schon wieder näher beyeinander waren, als es den Anschein hatte. Sie bekennen es selbst, daß Sie oft im Traume manchen hellen Aufschluß finden, und alsdann immer zu früh erwachen. Und wie wäre das möglich, wenn Sie nicht unter gehörigen Umständen sich eben so leicht wider an Ihre Ideen im Traume, als an diejenigen erinnern könnten, die Sie im Zustande des Wachens haben? Die Erfahrung selbst aber wird durch zahllose Beyspiele bestätigt. Ich kannte auf Universitäten einen angehenden Dichter, der sich bey Tage oft wie der Schulmeister in Zacharia's Murner geberdete, als er der Rake des gnädigen Fräuleins eine Grabchrift zu machen beschloß.

Er griff nach Feder und Dinte, zog an der Stirne schreckliche Runzeln, verkehrte die Augen, und fieng an mit tiefen Gedanken auf Reime zu sinnen. Drenmal schmiß er die Feder halb aufgefressen zur Erde, drenmal beschwor er die Musen, und seinen getreuesten Zübner.

Aber im Traume setzte sich sein Pegasus oft von selbst in Gallop. Seine poetische Alder floß unaufhaltsam daher, und wenn er in diesem Zustande erwachte; (welches wirklich größtentheils geschah) so ergrif er auch gleich das Pergament, das er immer neben sich liegen hatte, und kritzelte seine Verse so gut als möglich nieder. Mit aller seiner Anstrengung hätte er sie bey Tage oft nicht so gut zu Stande gebracht. Und mir deucht, die Sache gieng in diesem, wie in jedem andern Falle ganz natürlich zu. Erstlich werden wir im Traume durch die Gegenstände der Aussenwelt nicht mehr in unserer Meditation gestört, und zum andern ist es unleugbar, daß die Phantasie, welche denn doch im Traume vorzüglich würksam ist, und auch bey subtilern Denken nicht entbehrt werden kann, gerade dann am fähigsten sey, selbst die entferntesten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die wir wachend oft übersehen, zu bemerken und hervorzuziehen.

Und nun noch eins, würdiger Freund! Ihr Reigung zum Materialismus bin ich nichts weniger,
als

als gram; und was Sie von Leibniz sagen, das unterschreibe ich noch einmal von ganzem Herzen. Autorität darf für den Wahrheitsforscher von keinem Gewichte seyn, und mit Recht versuchten es also auch neuere Philosophen, seine Monadologie über den Haufen zu werfen. Ja, ich möchte bey nahe glauben, daß der große Mann sie selbst verworfen haben würde; hätte man schon zu seiner Zeit so merkliche Fortschritte in der Erfahrungsseelenkunde gemacht, und nicht so vieles auf willkürliche Hypothesen gebaut. Wenigstens ist die Gefahr, die man bey dem Materialismus für die Religion und namentlich für die Unsterblichkeit der Seele ahndet, gewiß nur ein Schreckbild der Phantasie. Man kann dieser Meinung folgen, ohne sich deshalb an den Trupp von feinen Wollüstlingen und ausgelerten Frevlern anzuschließen, die vielleicht einen Mirabaud begleiten.

Was ich aber von der dunkeln Erinnerungskraft eines vorhergegangenen Zustandes, die Sie der Seele zuschreiben, und von einem dunkeln Divinationsvermögen des künftigen Zustandes denke — darüber mag ich mich jetzt nicht äußern, zumal, da mein Schreiben obnehin schon weitläufig genug geworden ist. So viel kann ich indeß noch versichern, daß sie nicht ganz ohne Grund vorausgesetzt haben, ich würde Ihrer Meinung seyn. Die Hypothese aber, welche Sie daraus in Rücksicht auf unsere sonderbare Traumgattung herleiten wollen, ist mir — ich

— ich müste denn sehr irren — nicht unbekannt. Vielleicht findet irgend ein Leser der Unterhaltungen Vergnügen daran, sie zu errathen, und uns seine Gedanken darüber mitzutheilen.

Hier haben Sie denn nun also meine Antwort auf Ihre freundschaftsvolle Zuschrift! Sie werden mich belehren, wo ich irrte, und wo ich Wahrheit dachte, Ihre Seele zu der meinigen stimmen. Ich lege jetzt nur noch meine Hand aufs Herz, und versichere, daß es Ihnen ganz ergeben sey.

J. W. Reche.

Johannes-Trauben-Wein zu machen.

Man nimmt 50 Pfund reife Johannesbeeren, presst den Saft reine heraus, gießt denselben in ein gereinigtes und geschwefeltes Ankerfaß, thut 11 Pfund Puder oder rohen Zucker dazu, und füllet das Faßgen mit reinem Wasser voll. Wenn es einige Tage gelegen, fängt es an zu gähren, da man alsdenn den dicken Häben der sich oben bei dem halb-zugedeckten Spundloch findet, mit einem Löffel wegnimmt. Das Faß wird mit Wasser wiederum voll gefüllet. Nach 4 Wochen ist die Gährung zu Ende, alsdenn spundet man das Faß fest zu, und läffet es 3 Monat liegen, wo es in Bouteillen abgezapft werden muß. Sind die Trauben nicht völlig reif, mithin der Wein zu säuerlich, so wird in jede Bouteille ein Theelöffel voll Zucker geworfen.

4.

Adelstolz.

(An die Herausgeber der Niedereh. Unterhaltungen.)

Nachstehende Correspondenz scheint mir in mehr als einer Rücksicht der öffentlichen Bekanntmachung werth. Sie kann auf der einen Seite zur Probe dienen, zu welchen lächerlichen und impertinenten Grobheiten ein abgeschmackter Stolz verleiten kann, der sich bloß auf solche Vorzüge, die im Grunde oft nichts als Zufälligkeiten sind, gründet. Einen ganz auffallenden Gegensatz damit macht auf der andern Seite das Antwortschreiben No. 3. welches fürnehmlich als ein Muster in seiner Art angesehen werden kann, wie man mit kaltem Blut, ohne sich selbst etwas zu vergeben, persöhnliche und selbst die gröbste Beleidigungen von sich ablehnen kann, ohne jedoch zu Gegenbeleidigungen und Beschimpfungen des Gegners, dem gewöhnlichen Mittel kleiner Seelen seine Zuflucht zu nehmen.

In der Voraussetzung, daß auch Sie, m. H. in dieser Rücksicht diese Correspondenz sowohl lehrreich als unterhaltend finden werden, theile ich Ihnen dieselbe zum beliebigen Gebrauch für Ihre Unterhaltungen mit, jedoch mit Weglassung der eigentlichen Namen der Dertter und P.r.ohnen, weil diese nichts zur Sache thun, und man übrigens gern alles vermeidet, was etwa einer persöhnlichen Anekdotenjägeren ähnlich sehen möchte, Dero fleißiger Leser

I.

Daß ****b**** zu ****r**** für den Herrn ****rath**** ****h**** fürs Jahr 1787 die $3\frac{1}{2}$ Scheffel Gerste an hiesige Pastorath richtig abgeliefert, wird hiemit bescheinigt.
n den 23. Januar 1788.

.. ****l****. Pastor.

II.

Der Herr Pastor ****l**** müssen gefälligst die Quittung in der Art ausstellen, woraus die Gerste muß zur Pastorath abgeliefert werden; und halte ich einen jeden vor einen niederträchtigen Schurken, der mir dasjenige nicht giebt, was die königliche Befehle mir allergnädigst accordirt haben. ******* den 28ten Febr. 1788.

Von ****h****.

III.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr ****rath****!

Ew. Hochwohlgebohren bitte ich tausendmal um Verzeihung, daß ich Hochdieselben so sehr beleidigt habe, indem ich Ihnen in der vorigen Quittung das nicht gegeben, was Ihnen durch die königl. Befehle allergnädigst accordirt worden. Ich hoffe in beykommender Quittung (Nr. IV.) das wider gut gemacht

macht zu haben, was in der ersten versehen war; doch — dies bekenne ich vor Gott — aus bloßer Unwissenheit versehen war.

Es ist ganz und gar meiner Denkungsart zuwider, irgend einen Menschen, er sey, wer er wolle, öffentlich zu beleidigen, oder ihm den Respect zu verweigern, der ihm gebühret, und es läßt sich also gar nicht denken, daß ich das in Ansehung Ew. Hochwohlgeborenen habe thun wollen. Mein, gnädiger Herr! dies versichere ich nochmals aufs heiligste, nicht aus Vorsatz, nicht aus Mangel der Lebensart, habe ich Ihnen das hohe Ehrenwort: von entzogen; ich fand es nicht in meinem Hebzettel — habe sonst nie Gelegenheit gehabt, Hochderoselben Namen zu lesen, hatte Sie nie anders als Herr **rath** **h** nennen hören, wußte es gar nicht, daß Sie das große Glück gehabt, in den Adelstand erhoben zu seyn. Ich fehlte also ganz unwissend. Nichts desto weniger aber bitte ich nochmals tausendmahl um Verzeihung, und verspreche ich dabei, mich in Zukunft nie wider an Ihren Adel zu versündigen. Indessen urtheilen Sie selbst gnädiger Herr! Hochderoselben Namen, bloß aus Unwissenheit, ohne von zu schreiben, ob das ein Verbrechen ist, weshalb ein ehrlicher Mann, der noch dazu ein wichtiges Amt bekleidet, den Namen eines niederträchtigen Schurken verdient? Warlich ich traute anfänglich meinen Augen nicht, als ich dies niedrige Schimpfwort las — denken Sie aber ja nicht, daß ich fähig wäre

wäre, Schimpfwort mit Schimpfwort zu vergelten — Nein, das ist in meinen Augen zu kindisch, zu pöbelhaft, zu unedel und entehrend. Genug, daß mich das Zeugnis meines Gewissens, und das Publikum, das mich kennt, und worauf ich mich getrost berufen kann, von aller niederträchtiger Schurkerei freyspricht. Ich darf deshalb auch (weil es ohne dies niemand glauben wollte) jedermann es schriftlich produciren, daß der gnädige Herr **rath von **h**, für gut gefunden hat, mich für einen niederträchtigen Schurken zu erklären; doch mit den Aeußerungen, die so mancher vermünstige und rechtschaffene Mann darüber that, wil ich Sie gern verschonen. Nach genauer Erkundigung habe ich ohnehin erfahren, daß Ew. Hochwohlgebohren zuweilen durch eine aufbrausende Hitze übermannet, und dann durch die geringste Kleinigkeit außer Fassung gesetzt werden können — Um so mehr habe ich also Ursache, das elende Schimpfwort, das Ihnen ohne Zweifel auch in einer solchen Anwandlung muß entfahren seyn, und das sich sogar nicht auf mich passet, mit Großmuth zu übersehen. Ich wil daher diesen sonderbaren einzigen Vorfall meines Lebens nicht einmal weder in ein öffentliches Blatt einrücken lassen, *) noch denselben der Hochlöblichen Landesregierung anzeigen, als welches verschiedene

ver-

*) Auch ist es, wie wir hiemit feyerlich bezeugen, ganz ohne alle Theilnehmung selbst ohne Vorwissen des Hrn. Verfassers dieses Brleses geschehen, daß derselbe hier gedruckt erscheint.

vernünftige Leute für heilsam und dienlich erachteten. Vielmehr erkläre ich Ew. Hochwohlgebohren feyerlich, daß Sie nicht einmal fähig wären, mich durch eine so grobe Insulte beleidigen zu können.

Ich schlesse mit dem herzlichem aufrichtig gemeintem Wunsch, daß Ew. Hochwohlgebohren mit dem Adel, der Hochdenenselben durch Allerhöchste königl. Gnade (wie es denn wahrhaftig Gnade ist) accordiret worden, stets wahren Adel des Geistes und des Herzens verbinden mögen, damit Sie nie wider eine Handlung begehen, worüber einsichtsvolle Leute die Achseln zucken, und der Sie Sich selbst bey kaltem Blute schämen müssen. Uebrigens habe ich die Ehre, mit allem dem Respect, den ich Hochdenenselben schuldig bin, mich zu unterzeichnen als

Ew. Hochwohlgebohren

unterthänigen Diener

j Pastor.

IV.

(Beilage zum vorigem Brief.)

Se. Hochwohlgebohren der gnädige Herr Rath von **b** haben pro Martini 1787 die 3½ Scheffel Gerste, welche aus einem Hochdenenselben zugehörigen Stück Landes, nahe bey **r** gelegen, an hiesige Pastorat abgeliefert werden müssen, durch **b** zu **r** richtig abführen lassen.

5.

Skizzen aus dem Leben
des jüngstverstorbenen
Grafen von Buffon.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Georg Ludewig le Clerc Graf von Buffon ist geboren zu Montbard in Burgardie den 7. Sept. 1707; Sein Vater war Parlamentsrath zu Dijon und dieser sein Sohn zu eben diesem Stande bestimmt, allein er hatte mehr Hang zu den Wissenschaften als zu den trocknen gerichtlichen Beschäftigungen. Er war von lebhaftem Charakter und ebenso unverdrossen in seinem Studiren als in seinen Vergnügungen. In seinen jüngern Jahren war die Geometrie sein Lieblingsstudium, die Anfangsgründe des Euklides waren sein Taschenbuch und selbst bey den Spielen mit andern Schülern schlich er sich oft davon, um in der Einsamkeit der Auflösung eines mathematischen Problems nachzudenken. Einst stieg er auf einen Thurm, ließ sich am Blockenseil herunter, verletzte die Haut seiner beyden Hände, ohne solches zu bemerken, denn grade war er bey dieser Handlung im Nachdenken eines geometrischen Satzes so vertieft, daß er an nichts weiter dachte, und selbst körperliche Schmerzen nicht fühlte.

Im 19ten Jahr seines Alters erlangte er die
Be

Bekanntschafft des Lord Klingston welcher mit seinem Hofmeister sich Studierenshalber in Dijon aufhielt, in dessen Gesellschaft er nach Italien reiste. Die prächtige Statuen und Malereyen welche sonst für einen jeden andern Reisenden so merkwürdig sind, konnten auf ihn keinen Eindruck machen, weil er in der Ferne nicht sehen konnte, hingegen war sein vorzüglichstes Augenmerk in Italien die Naturgeschichte. Er hat selbst mehr als einmahl gestanden, daß die Reise nach Italien ihm diese Wissenschaft schmackhaft gemacht habe. Nach seiner Rückkunft studierte er bey den genannten Engländern zu Ungers in Frankreich, wo er mit einem andern Engländer in Streit gerieth, denselben verwundete und genöthigt wurde Ungers zu verlassen, er hielt sich demnächst eine Zeitlang in Paris auf und übersezte einige Werke des Newton und Sales. Der Umgang mit Engländern und die große Kenntniß, die er von ihren besten Werken hatte, bewogen ihn nach England zu reisen; er war zu der Zeit 25 Jahr alt.

Ben erreichter Großjährigkeit gelangte er zum Besitz seiner mütterlichen Güter, deren Werth 300,000 Livres betrug, welcher kleine Umstand deshalb angemerkt zu werden verdient, weil junge Leute bey großem Vermögen sich selten recht beeifern ihre Geisteskräfte auszubilden hingegen andere welche vom Glück auf jener Seite nicht so sehr begünstigt sind, oft bloß um was außerordentliches zu leisten sich vorzüglich den Wissenschaften widmen und dadurch

zu denselben eine so viel größere Liebe gewinnen. Buffon hatte mit dem berühmten Voltaire dieses gemein, daß sie beyde ein ansehnliches auf sie vererbtes Vermögen besaßen, beyde waren im Stande einen Sekretär zu halten, welcher ihre Aufsätze abschrieb, und sich daher ganz ihren Beobachtungen und Nachdenken überlassen konnten. Dergleichen vermögende Leute können mehr leisten als andere mit geringerem Vermögen bey einer doppelten Lebenszeit. Der Sekretär des Herrn von Buffon hatte 10 Stunden täglich Arbeit die Werke seines Herrn nachzuschreiben, dieser arbeitete mit einem unbegreiflichen Fleiße; demobngeachtet liebte er das Vergnügen und den Umgang mit Frauenzimmern, er wußte aber seine Zeit so einzutheilen, daß mehrertheils 14 Stunden täglich zum Studiren übrig blieben und von dieser Ordnung ist er niemahls abgewichen. Sein Bedienter mußte ihm allezeit um die nemliche Stunde wecken, ja selbst ohne Umstände aus dem Bette reißen, des etwaigen Widerstandes und Sträubens ungeachtet. Monbard war sein Lieblingsaufenthalt. Zu Paris nahmen die Besäftigungen im Naturalienkabinet und Garten, des Königs Besuche und Gegenbesuche deren er nicht ohne seyn konnte, ihm zuviel Zeit weg, aber zu Monbard ging er früh Morgens um 5 Uhr in ein Gartenhaus, welches mitten in seinem großen Garten lag und dann durfte niemand zu ihm kommen, selbst sein Gärtner nicht. Hier warf sich Rousseau auf die Knie und küßte mit Entzücken die Schwelle

Schwelle der Thür des Einganges. Der große Prinz Heinrich von Preußen nannte bey seiner Reise nach Frankreich diesen Ort le berceau de L'histoire naturelle (die Wiege der Naturgeschichte.)

Hier sind alle die vortreflichen Werke und besonders die epoque de la nature ausgearbeitet worden, ein Werk, welches einen Fleiß von 14 Jahren erforderte. Hier an diesem Orte hat er auch die vortrefliche Rede über den Styl verfertigt, welche er bey seiner Aufnahme in die Akademie gehalten.

Der Graf v. Buffon war eben zu Monbard als er vom Secretair der Akademie Nachricht erhielt, daß eine Stelle bey derselben erledigt sey, und er aufgefordert werde, sich darum zu bewerben, er kam aber nicht eher nach Paris als bey seiner ersten Sitzung in der Academie. In jenem Cabinet wo Buffon die Natur studierte, sahe man weiter nichts als nackte Wände ohne Zierrath, einen großen Lehnstuhl mit schwarzem Leder überzogen, ein altes hölzernes Schreibpult, Feder, Dinte und Papier, nicht weit davon war in der Mitte seines Gartens ein anderes Cabinet, wo die Handschriften aufbewahrt lagen; öfters spazierte er von einem Cabinet zum andern, zur Ausarbeitung einer einzigen Periode. Die Arbeit war ihm leicht und fließend, aber er war gegen sich selbst der strengste Kriticker, überzeugte, daß Gedanken und Styl allein durch die Zeit zur Reife gebracht werden konnten, sagte er öfters, daß ausdauernde Geduld, allein das
Genie

Genie bildeten; eben wie Newton, da er gefragt wurde, auf welche Art er zur Erklärung seines Systems gelangt sey, antwortete er: dadurch, daß ich immer daran dachte. Der Graf v. Buffon hatte noch die besondere Manier, ein fertigtes Werk eine Zeitlang wegzulegen, bis er glaubte, solches vergessen zu haben, denn ließ er sich dasselbe vorlesen, und da das Werk sehr sauber abgeschrieben, glaubte er, daß wenn der Leser anstöße, an der Deutlichkeit des Styls oder an genügsamer Entwicklung der Gedanken etwas fehle und bemerkte allezeit diese Stelle mit einem Zeichen um solche bey guter Muße zu verbessern; eine andere Art seine Schriften zu beurtheilen war diese, daß er den Vorleser ersuchte, einige Stellen mit andern Worten zu geben, wenn diese mit dem Sinn übereinkamen war es gut, sonst übersah er mit allen Fleiß solche Stellen, um denselben mehr Deutlichkeit zu geben. Diese Vorlesungen und Verbesserungen geschahen oft im Kreise guter Freunde, welches für Liebhaber der Wissenschaften sehr unterhaltend war, und eben auf diese Weise beurtheilte und verbesserte er die Werke, welche andre Gelehrte ihm zur Untersuchung übergeben hatten; allein er hatte selten Zeit solche ganz zu übersehen, vielweniger die ihm gedruckt zugeschickt waren, ganz zu lesen. Von letztern ließ er bloß den Inhalt der Kapitel, und ließ sich allein diejenige vorlesen, welche die wichtigsten Materien enthielten und auf diese Art hat er seit mehr als 75 Jahren die meisten Werke gelesen, ausser die

von

von Necker über die Finanz Operationen, welche er mehr als einmal las^t, und wovon er allezeit mit einem gewissen Enthusiasmus redete. Unter den verstorbenen Gelehrten waren Peneton, Montesquieu Richardson seine Lieblings-Schriftsteller.

Guerau von Montbeillard war einer seiner besten Freunde, dieser starb kurze Zeit vor ihm, er war ein Mann von großen Verdiensten. Seine Nechtschaffenheit und tiefe Einsichten hatten ihn ganz für denselben eingenommen. Man wird wenig Männer finden, deren Umgang lebhafter, munterer, geistreicher als der des Montbeillard war, Buffon hingegen war zwar manchmal fröhlich, aber selten ermunternd. Sein Kammerdiener durfte ihn nie frisiren, zu Paris bediente er sich eines Friseurs aus dem Viertel, so er bewohnte und zu Montbard des Friseurs aus der Stadt, mit diesem unterhielt er sich über alles neue und sahe diese Zeit als eine Erhöhung an; er liesse seine Frisur öfters 2 bis 3 mal in Ordnung bringen, wenn etwa der Wind etwas daran verdorben hatte. Sein Grundsatz war, ein jeder muß soviel an ihm sey sich äusserst bemühen, sich äußerlich so einzurichten, daß andere zu seinem Vortheil ringenommen würden. Nach seiner Meinung mußte ein junger Mensch durch die Liebe zur Empfindsamkeit und so zu andern Gegenständen übergebracht werden, weshalb er wenig von einem Jüngling hielte, dessen Hauptleidenschaft nicht die Liebe sey.

Bey Tisch war er am gesprächigsten und angenehmsien, er hörte gerne Lobeserhebungen und lobte sich oft selbst, jedoch mit einer gewissen Offenherzigkeit und ohne dadurch andere zu schaden, welches auch einem Mann leicht zu gut zu halten ist, der von der ganzen Welt geehret wurde, dem man eine Ehrensäule aufgerichtet, mit dem eine große Fürstin in Briefwechsel getreten, und ihm alle Schaumünzen, so während ihrer Regierung geschlagen, zugeschickt, dem alle Fürsten und Potentaten auf ihren Reisen entweder zu Paris oder Montbard besuchten. Nach seiner Meinung erbten die Kinder von der Mutter ihre Verstandeskräfte und Sittlichkeit und wenn er auf diesen Satz kam, machte er gleich die Anwendung auf sich selbst, hielt seine Mutter eine prächtige Lob-Rede, welche großen Verstand, ausgebreitete Kenntniße mit einem schönen Körper verband. Eine vorzügliche Reigung hatte er zu dem Kapuziner Vater Ignatius Boegatale mit dem seine Verbindung länger als 50 Jahr dauerte; Ignatius mußte wöchentlich zweymahl bey ihm speisen und so speisete er auch wieder bey demselben, kurz Vater Ignatius hatte sein ganzes Vertrauen, selbst in seinen letzten Augenblicken des Lebens ermunterte ihn die Anwesenheit und Gegenwart dieses Freundes, im Beisein aller seiner Freunde legte er vor demselben die Beichte seines ganzen Lebenslaufs mit vernünftlicher Stimme ab. Sein Vater war 93 und sein Großvater 87 Jahr alt geworden, und er hätte vielleicht ebenfalls dieses Ziel erreichen können, wenn

Wenn er Muth genug gehabt hätte in eine Operation zu willigen, da 56 Blasensteine, die man nach seinem Tode gefunden hat, sein Ende nothwendig beschleunigen mußten.

Er hinterließ einen einzigen Sohn, zu dessen Lobe zum Schluß ein kleiner Zug beizufügen ist. Bey dem vorgedachten Gartenhause und Cabinet stehet ein großer Thurm, als vor 2 Jahren der jüngere Buffon zu Montbard war, ließ er bey demselben eine kleine Säule aufrichten, worauf mit großen Buchstaben gegraben war:

Excelsa turri

Humilis columna

Parenti suo

Filius Buffon.

6.

Warnung für die Becker, um das Brod nicht unwissend zu vergiften.

Eine ganz besondere Art einer zufälligen Vergiftung des Brods, hat man in Paris erfahren. Niemes und nicht warmes Brod, eines rechtschaffenen Beckers, welches keinen in die Sinne fallenden Fehler hatte, tödtete alle Menschen die davon gegessen

geffen hatten, wenigstens fielen alle Untersuchungen der Speisen da hinaus, daß der Todt grade die Personen getroffen hatte, welche von dem nemlichen Becker das Brod geholt und gegessen hatten. Die Muthmassung konnte also nur dahin gehen, daß dem Becker Giftpulver unvorsichtiger Weise unter das Mehl gerathen seyn möchte. Nach Untersuchung und langer Erkundigung, woher er sein Korn erhalten, sein Mehl mahlen lassen, wer beim Backen und beim Wegbringen gegenwärtig gewesen, fand sich nichts was zur Vergiftung etwas hätte beitragen können, weil durch die nemliche Menschen, aus den nemlichen Säcken des folgenden Tages Brod gebacken worden, welches nicht die mindeste Krankheit zuwege gebracht hatte. Indessen mußte mit dem vergifteten Brod sich doch etwas außerordentliches zugetragen haben. Man forschte alles aufs äußerste nach, und fand endlich daß der Becker ohne Arg zu haben, mit alte Planken und Stanguetholz den ganzen Ofen geheizt hatte, das mit Bleiweiß und Grünspan, grün und weiß angestrichen war, welches die Ursache des Brodvergiften gewesen ist. Denn die aufgestiegene Bleidämpfe waren in das Brod eingedrungen und hatten dasselbe vergiftet. Es ist also gefährlich angestrichenes Holz im Backofen zu verbrennen.

Ein anderer mehr gottloser als unwissender Becker in Frankreich, dessen Frau von einer heftigen ansteckenden Krankheit angefallen war, wobei die Aerzte

Die

die Ausdünstung für das beste Mittel hielten, gerieth auf den Einfall, seine Frau mit Brod, so warm es aus dem Ofen kam zu bedecken. Dieses neue schweißtreibende Mittel war von einer außerordentlichen Wirkung, denn die Frau wurde in 24 Stunden gesund. Der Becker aber beging die Unbesonnenheit, das dazu gebrauchte Brod zu verkaufen. Alle Personen die davon assen, wurden von eben dem Uebel befallen, welches sich dermassen schnell ausbreitete, daß man, in Zeit von 14 Tage, mehr als 200 Personen begrub.

7.

Anekdote.

Eine gemeine Frau in Paris gieng jeden Morgen frühe aus, um mit Tragen ihr Brod zu verdienen. Sie lies ihre zwey Kinder, eines von fünf das andere von zwey Jahren, in der Stube. Vor einigen Tagen schliefen sie noch, da sie fortgieng. Die Knaben erwachten unterdessen, spielten mit einander, stritten sich, und das Kleinere schrie. Der Größere verfällt auf den Gedanken, ihn zum Schweigen zu bringen. Er nimmt eine dicke Schnur (starken Bindfaden), macht Knöpfe daran, und hängt seinen kleinen Bruder an den Thürriegel auf. Die Mutter kam zurück, da er eben verschied. Ihr Schmer-

Schmerz läßt sich besser empfinden als schilbern: man weiß, wie sehr arme Eltern gewöhnlich ihre Kinder lieben. Man rief einen Kommissarius herbei: Dieser frug den Knaben, aus was Ursache er seinen kleinen Bruden aufgehängt? — Die Antwort war: Weil er zuviel Lermen gemacht, und nicht schweigen wollen. — Wer ihn dann das Hängen gelehrt? — Ich sah es oft auf den Boulevards, in den Marionetten, wo der Polichinelle alle Tage seinen Gevatter aufhängt. —

Wie viel vermag nicht das Benspiel auf die Kinder! Und wie wenig gleichgültig ist alles was sie sehen und hören! Möchte doch dieser höchst traurige Vorfall alle Eltern und Erzieher zu größerer Vorsicht anfeuern.

Himbeeren • Wein zu machen.

Von 15 Maaß Wasser 15 Pfund Zucker, 4 Maaß Himbeeren und 8 Maaß Wein, kann ein Unten Himbeerenwein verfertigt werden. Das Wasser mit dem Zucker muß 2 Stunde kochen und geschäumt werden. Es bleibt in einem andern Gefäß stehen bis es mehr als Milchwarm ist, worauf ein Köffel voll Hefen und die zerdrückte Himbeeren hinzu kommen. Wenn es durcheinander gerührt, bleibt es 2 Tage stehen, ehe alles durch einen reinen Tuch gepreßt wird. Ist dieses im May, dann wird der Wein zugegossen, mit welchen es zugemacht 5 Wochen im Keller stille liegen bleibt. Es wird sodann in Bourellen gepreßt worin ein klein Stück Zucker geworfen wird. Dieser Wein bleibt einige Jahre gut.

8.

Etwas zur Seelenkunde aus der Kindheit.

Unwidersprechlich ist es, daß der Mensch unter allen Erdgeschöpfen das erforschenswürdigste ist. So zahlreich, so durch alle Welttheile, unter alle noch so verschiedene Himmelsstriche verbreitet ist doch kein Geschöpf auf unserm Erdkreis, als wie es der Mensch ist. Und wie einzig und vor allem Lebendigen unvergleichbar ist der Mensch, der mächtige Herr der Welt? über alle Elementen gebietet er; das Weltmeer überschiffet er; Berge versetzt — Thäler ebent er — bauet Thürme und Schlösser Wolken an — gebrauchet Feuer um Felsen zu zersprengen — macht damit seinen Donner, der Mauern zerschmettert — Thiere vom Elephanten auf dem Land, vom Wallfisch in dem Meer bis zu dem Geflügel in der Luft fängt, bändiget, beherrscht, bezähmet er. Und, das alles nicht durch seine Stärke — o was ist der Mensch, der so wenig Spannen mißt, daß er solches bestehen möge? — Sein Geist ist es, der ihn so allgewaltig schalten und wirken hilft. Und hier eben ist es, wo der Mensch des Forschens am würdigsten ist, wo aber auch die vielen Tiefen das meiste zu forschen geben, und wo wir immer noch, nach forschen und forschen, zurück bleiben. Versuche hat man vornehmlich zu unserer Zeit gemacht, in diese Tiefheiten des Menschen hinab zu blicken. Auf den Grund zwar — ach, dahin mag

N. U. III. Jahrg. Bl. 30 D wohl

wohl nie unser Forschenschaueu reichen: aber oben an und auf Seelenaussierungen mögen wir doch fleißig seyn und zusehen, was wir durch Suchen finden; wie viel wir, nach oft und oft in das Obenhin schauen, tiefer und tiefer blicken können.

Für anfangs müssen wir uns — so denke ich — nicht zu schwer aufgeben. Vielleicht erbeuten wir eher etwas von Seelenschätzen, wenn wir die Seele in ihrer natürlichen Blöße, wenn sie noch nicht Kunst hat sich zu decken und zu bergen, bespähen; vielleicht, daß wir sie so antreffen in des Menschen Kindheit! Hier hat sie sich noch nicht verbrämt, verpußt, sich noch nicht mit Ränken umwaltet, noch nicht durch Gewohnheiten, durch Nachahmung, durch Umgang, durch mancherley Erziehungszwang verkünstelt. Sicher, hier ist sie mehr in Nacktheit, als sie es je in jeder Lebensstufe seyn kann. Im Träumen mag sie wohl auch sehr beobachtungswert seyn; doch davon vielleicht ein andermal.

Die Kindheitsseelenbeobachtung würde freylich besser gehen, wenn die Seele zugleich Kindesseele und auch tief, schlaue, forschende Seele seyn könnte. Ich will sagen, wenns möglich wäre, daß wir über unsere Verstandesfortschritte, über die Vorgänge während der Kindheit, auch nachdenkende Beobachter und zugleich festen Gedächtnisses seyn könnten, unsere Kindesseelengeschichte bis zu reifem Alter umständlich und genau zu behalten. Daran aber fehlt's

fehlt nun; wir wissen nur wenig, und das Wenige sehr selten deutlich, aus unserer Kindeszeit.

Es giebt aber doch unter diesen Kindesbegebenheiten manche, die uns damals so ungewöhnlich, so freudig oder betrübt waren, daß unser Gedächtniß nach vielen Jahren, nach allen ihren Umständen sie uns wieder darstellen kann.

Ich will hier eine meiner Kindheitsbegebenheiten erzählen, die zwar kindisch klein ist, mir aber damals, mir fünfjährigen Kinde, überaus wichtig und so mächtig eindrücklich war, daß ich sie jetzt noch, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, in ihren kleinsten Umständen mir so lebhaft vorzustellen weiß, als wäre sie mir vor 5 Tagen begegnet.

Meine Eltern hatten sich eine Reise vorgenommen, und zwar — wie ich mir es damals kindisch und irrig vergrößerte — nach einer weit entfernten großen und prächtigen Stadt; von dieser Reise und den dabei vorhabenden Geschäften, wurde mehr Wochen vorher, und öfters zwischen meinen Eltern gesprochen. Es wurde überlegt, wann, wie, welches Weges diese Reise geschehen sollte. Vielmal war ich bei diesen Unterredungen zwar ein stiller aber aufmerksamer Zuhörer. Mitunter erwachte mir der Gedanke; Ach der Papa und die Mama fahren nach einer großen Stadt! wie wirds da anders seyn, als hier in unserm Dorf! — welche Leute, welche

Häuser und wer weiß was für Herrliches, Präch-
 tiges wird da zu sehen seyn! Ach sähest du
 doch auch das alles! und ich käme dann wieder
 was würde ich dann meinen Geschwistern —
 — was würde ich meinen Spielkameraden zu
 erzählen haben! wie würden die alle um mich
 hersehen, mir zuhören und sich verwundern —
 — was würde ich mir in der großen Stadt
 vielleicht schönes kaufen und mitbringen können?
 — Und nun kam noch dazu der Umstand, die
 Reise sollte durch einen Ort geben, wo eine meiner
 Schwestern wohnte, und da sollte ein Kastrag seyn.
 Ich hatte schon vorhin einige mahl die Freude ge-
 habt dahin mitgenommen zu werden, und jedesmal
 hatte mich meine Schwester lieblosend empfangen,
 hatte meine kindische Einfälle und Wünsche gern
 erfüllt. Alle diese herrliche Vorstellungen drangen
 sich mir auf. Ach! dürfte ich doch mit! so war
 mein Wunsch. — Ich wagte es meine Mutter zu
 bitten: o nehmen Sie mich doch mit nach der gro-
 ßen Stadt — ich besuche denn auch meine liebe
 Schwester, ich weiß die ist froh, wenn ich komm!
 O nein, Kind, das kann jetzt nicht seyn. Ein an-
 dermal, vielleicht bald verreisen wir wieder, und
 dann fahrest du mit uns. Bitten — wiederholtes
 Bitten half nichts, es blieb bei dem Spruch, der
 noch mit einigen guten Gründen befestigt wurde,
 die aber freulich mich nicht überzeugten. Was halfs
 aber: es blieb meine Bitte abgeschlagen und ich mußte
 schweigen. Indessen blieb diese beschlossene Reise
 noch

noch manchen Tag ausgefetzt: Mein heißer Wunsch
 fühlte sich nach und nach ab. Kinderreuen und
 Spielbeschäftigungen ließen mich nicht so oft mehr
 an die Reiseherrlichkeiten denken. Ich wurde gelassen,
 blieb es auch, wenn von der Reise gesprochen wurde;
 war auch da noch so ziemlich gelassen, da nun
 angespannet, aufgepackt, eingestiegen ward. Meine
 Eltern fuhren ab. Unser Haus lag etwas hoch, ich
 stand darneben auf der Höhe, wo ich die Abfart
 meiner Eltern sehen konnte — Jetzt zündete sich
 langsam mein halb erloschener Wunsch wieder an.
 Es war schönes Wetter — ach ist fahren sie —
 nun kommen sie wieder durch den schönen Wald,
 durch den wir schon einmal zu der lieben Schwester
 fuhren — ach wie es da so schön grün war —
 wie die Vögel so schön sangen, wie mir da so wohl
 war! Ach — und dann kommen sie nach C** meine
 Schwester kommt ihnen entgegen — und ich nicht
 dabei! Aber nun auch die schöne die große Stadt,
 die hübschen Sachen da, ach, das alles sehe ich nun
 nicht — hier wards heißer — ach — ach, wie wenn
 ich lief! dürste ich doch nachlaufen, und ich würde
 mitfahren — wie wenn ich lief! — Indessen kommt
 das Fuhrwerk weiter, fährt an einem nahen Hause
 vorbei und ich sehe nur noch die Räder und hinten
 auf den Reisekoffer — ach wenn ich lief! — heißer,
 heißer stieg mir das auf, bis zum glühend heißesten
 Punkt. Fort! mit Kindesschnelligkeit renne ich auf
 den Weg hin, laufe, laufe wie ich kann der Chaise
 nach, erreiche sie; liebe Mama! — man hört mich

nicht — liebe Mama! noch hört man mich nicht und fährt. Indessen hatte mein Fortrennen eine alte gute Magd unseres Hauses gesehen. Die eilet hinter mir drein, ergreift mich in vollem Lauf, trägt mich, Sträubens ungeachtet, ganz sanft und freundlich wieder zurück. Wie mir das wehe that! traurig sah ich mich nach der fortrollenden Chaise um. Die Magd, ein gutes treues Mensch — jetzt erkenne ich es besser als damals — wendete alles an, mich zu trösten, kaufte Kirschen, holte alle Spielereyen, die sie aufreiben konnte, herbei, schwazte mir so gut und süß, daß ich mich trösten ließ, und bei Kirschen und Spielsachen mein Leid vergaß.

In dieser meiner Kleinigkeit merke ich denn doch an, wie, wenn uns Begebenheiten auffallen, die in uns Freude, Leid, Schrecken, Beängstigung oder heftigen Unwillen erregen, zwar jeden Menschen in jedem Alter, doch vornemlich in Kinderseelen sich so tief eindrücken, so ein tiefes Gefühl in uns einprägen, daß dieses mit uns bis in ferne Jahren fortwächst. So weiß ich mich einer kleinern Kleinigkeit, noch weit tiefer, aus meiner, ungefehr nur einjährigen Kindheit, noch jetzt ganz genau zu erinnern. Meine Kindermagd trug mich, mir und sich selbst eine Veränderung zu machen, durch unser Dorf. Eine andere Magd, auch mit einem Kinde, begegnete ihr, beide plaudern zusammen, da schäkerte meine Magd mit jenem Kinde, jene Magd mit mir. Endlich gefällt es der Meinigen, der andern Magd

das Kind ab und auf ihren Arm zu mir zu nehmen, so daß sie mich auf dem einen und jenes Kind auf dem andern Arm hielt. Wie mich das verdroß, mich so nahe, nolens volens, mit einem fremden Kinde zusammen gebracht zu sehen! so lange stäubte ich mich, bis diese vermeinte Beleidigung wieder abgeändert wurde. Ich wollte wohl jetzt noch an meinem Geburtsort, genau das Haus und die Stelle angeben, wo mir diese Kindesverdrüßlichkeit angethan wurde. Eben so genau, obschon ich in 30 Jahren meinen Geburtsort nicht gesehen habe, gedächte ich den Fleck, bis auf eine Ehle nahe zu zeigen, wo ich der Abfarth meiner Eltern zusah — wo ich, da ich nun lief, der Chaise mich näherte, und wo endlich die gutmeinende Magd mich einholte und zurücktrug.

Auch ist es bemerkenswerth, wie bei mir, da sich meine Einbildung der schönen herrlichen Sachen immer mehr sammelte, und, wie die Gefahr der gänzlichen Verschwindung der abfahrenden Chaise sich vergrößerte, meine Begierde mit zu reisen, von Grad zu Grad bis zum Heißpunkt stieg, und dann mich fortriß. Hieraus kann für jung und alt eine gute Lehre genommen werden: ja nicht dürfen wir, wenn wir uns eine in uns aufsteigende Begierde, weil sie auf etwas Unrechtes ziehet, oder sonst etwas Wichtiges wider sich hat, versagen wollen — nicht sie von einer Seite zur andern drehen, sie um und um beschauen, je mehr wir das thun, je mehr wird sie

verstärkt, so daß wir endlich unaufhaltsam links
oder rechts dahin gerissen werden. Besser, man
balgese sich nicht lange mit ihr herum, man fliehe,
oder gebe sich eine andere Beschäftigung, wie ich,
das Kind, mit Kirschen und Spielsachen mir gab.

Da ich bei der Erinnerung meiner Reisebegierde
daran dachte, daß Darinnen so ziemlich ein allge-
meiner Seelengang zu sehen sey, fiel mir es ein,
wie eine sehr ähnliche Geschichte eines steigenden
Seelenwunsches in dem hohen Alterthum zu finden
sey. Eine Geschichte die zugleich auch so natürlich
und unvergleichlich naif erzählt ist. Sie steht im
2 B. Sam. K. 18. Das Heer des aufrührischen
Absalons ward besiegt und er selbst erschlagen.

Abimaaz, einem muntern feurigen Jüngling, — der
in der glücklichen Schlacht mitgefochten hatte, stieg
der Wunsch warm auf, ein Siegesbothschafter an
den König zu seyn. Lieber, sagte er zu dem Feld-
herren, laß mich laufen, und dem König verkündi-
gen, daß der Herr ihm Recht verschafft hat. Joab,
der den Jüngling, wie es sehr ersichtlich ist, aus-
nehmend werth hielt, wollte es nicht zugeben —
Du bringst heute keine gute Botschaft, sagte er lieb-
reich, einen andern Tag sollst du Botschaft bringen.
(Ein andermal, sagte meine gute Mutter zu mir,
sollst du mitfahren) heute nicht, denn des Königs
Sohn ist todt. Nun beorderte der Feldherr einen
andern. Gehe hin, sagte er zu Shush und sage dem
König

König an, was du gesehen hast. Dieser Verbeugte
 sich und lief. Ahimaaz, da diese Ordre gegeben,
 und wirklich befolgt wurde, fühlte sich wärmer. **Lieber!**
 wiederholte er vor dem Feldherrn, wie da
 wenn ich auch lief, dem Chusi nach! Wie gütig und
 schonend begegnete Joab seinem lieben jungen Hel-
 dem, was willst du laufen, mein Sohn, komm her!
 — Ohne Zweifel reichte er ihm liebevoll die Hand
 — Komm hin, ich wirst keine gute Botschaft bringen.
 Ahimaaz schwieg, fühlte sich niedergeschlagen.
 — Sage nach, wie Chusi lief, heisser und heisser,
 wurde es ihm — er konnte seinen Wunsch nicht
 halten — Wie wenn ich lief! Joab konnte dem
 dringenden Jüngling nicht länger widerstehen. So
 lauf doch! — Heurig froh, schnell wie ein Hirsch
 schoß Ahimaaz dahin und kam seinem Vorläufer
 vor.

Nun zum Beschluß noch eine Bemerkung. Ich
 bin versichert, mehrfältigen Nutzen würde es haben,
 wenn viele gute Menschen, die ihre Lebensbahn in
 einer beträchtlichen Strecke zurückgelegt haben, mit
 haltbarem Gedächtnis sich zurückerinnern könnten,
 was in ihren frühern Kindesjahren in und bey ih-
 nen sich zutrug — was sie bey frohen oder beküm-
 mernden Anlässen, wären es auch nur Kindereien,
 (denn in diesen Kindeszeiten giebt es nichts an-
 ders als Kindereien; werden sich doch diese kleine
 Leuten nicht um Fallen und Steigen der Stären
 bekümmern) empfunden, gedacht, genossen — was
 sie

ſie bey Vorfällen, die wenigſtens ihnen ſelbſt merkwürdig wären, gemeinet hatten.

Einmal hätte das den Nutzen, Menſchenſeelen, die in ihrer Kindheit, wo ſie am wenigſten mit Kunſthülle verſteckt wird, kennen zu lernen — in ihrem Aufkeimen, wo ſie gewiß vornemlich kennenswerth iſt, kennen zu lernen.

Aber auch nützlich wären ſolche hervorgerufene Kindererfahrungen, weil daraus Aeltern und Erzieher manche gute Regeln abſtrahiren könnten. Oft würden ſie Winke nehmen können, wie ſie — wenn ſie zurückdächten, wie ihnen ſelbſt zu muthe war, da ſie Kinder waren — Kindern begegnen oder nicht begegnen müſten; wo ſie Kinderirrtum vermuthen könnten, und ſollten, was ſie bey einer Begegnung, womit ſie ihre Kinder erfreuen oder beſſern wollen, allenfalls für Eindrücke machen, wirken oder mitwirken möchten.

— I.

9.

Noch ein Beytrag

zu den Merkwürdigkeiten bey der
neuerlichen Reiſe des Königs.

Da wir in dieſen Blättern eine ſo viel als möglich vollſtändige Beſchreibung der Merkwürdigkeiten
und

und Feyerlichkeiten geliefert haben, wodurch besonders die Stadt Wesel ihre ehrfurchtsvolle Freude bey der Anwesenheit unsers vielgeliebten Königs zu erkennen gegeben hat, so müssen wir, um nichts wesentliches zu übergehen, auch noch nachstehendem Gedicht eine Stelle hier einräumen, welches das Gymnasium daselbst Sr. Majestät überreicht hat, und welches wir, da es uns jetzt erst zu Händen gekommen ist, hier erst nachhohlen.

Seiner Königlichen Majestät, Friedrich Wilhelm dem II. unserm Allergnädigsten Könige und Herrn, bey Höchstderoselben Anwesenheit zu Wesel den 9 Junius 1788 allerunterthänigst gewidmet im Namen des Weselschen Gymnasiums von Nik. Suther, Rector desselben.

Laßt freudig jetzt die Laute schallen!

Jauchzt Musen! jauchzt! Wilhelm ist hier.

Er läßt sich euer Lied gefallen,

Er liebt der Musen niedre Zier.

Er ist's, der Künste kennt und liebet,

Berdiens' in Untertanen ehrt;

Der Tugend Lohn aus Kenntniß giebet;

Der Wahrheit sucht und sie auch hört.

Herrscht über uns durch Lieb' und Güte,

Die nur ein großes Herz erzenet.

Niederh. Unterhaltungen.

Sein groß erhabenes Gemüthe
Ist stets zur Güte nur geneigt.

So herrschet auch des Himmels König
Ist immer gütig, liebeich, mild.
Dem Muster folget unser König
Wilhelm, und trägt des Höchsten Bild.

Dich, Herr! Der groß durch Recht und Güte
Und groß durch Heldenthaten bist,
Berehrt Dein Volk, und preist die Güte,
Durch die das Land jetzt glücklich ist.

Es grüßet Dich mit Freuden, Thränen,
Als Herrscher, der ein Vater ist;
Selbst Welger kommen, sehn mit Sehnen
Dich, der Du ihr Erretter bist.

Nimm hier von Wesels Musensohnen,
Das Opfer der gerüheten Brust,
Das Saitenspiel, die jetzt ertönen
Von Deinem Ruhm und unsrer Lust.

Es zeigtet unsere Ehrfurchts, Triebe,
Ja, was die frohe Laute schlägt,
Ist für Dich wahre, treue Liebe
Die sich in unserm Herzen regt.

Und dieses Herz, das gut und bieder,
Macht freudig durch Gesang und Mund

Dir unsere Demuthsvolle Lieder,
 Und unsern heißen Glückwunsch kund.

Es lebe, blühe unser König!
 So stehen wir aus einem Sinn,
 Und legen Dir ganz unterthänig
 Den Wunsch zu Deinen Füßen hin.

Der Schatz zu Calais.

Am Anfang dieses Jahrhunderts kehrten 2 Engländer, die mit dem Vafet-Boote zu Calais angekommen waren, bey dem Herrn du Long, einem Gastwirthe und Weinhändler, ein, und schienen mit ihrem Wirth um so zufriedener, da seine Küche und sein Wein ganz nach ihrem Geschmack waren. Sie bezahlten ihn daher reichlich, daß du Long in seiner Freude Alles aufbot, was in seinen Kräften stand, damit es den beyden Fremden noch länger bey ihm gefallen möchte.

Eines Tages sagten sie zu ihrem Wirth, die Jahreszeit wäre so schön, und die Gegend so vortreflich zur Jagd, daß sie wohl geneigt wären, zumahl da nichts sie nach England zurücknöthigte, noch einige Monate bey ihm zu verweilen, wenn er ihnen eine Grille

zu gut halten wollte. „ Wir sind recht gut bey ihnen, lieber du Long (fuhr der älteste von den Engländern fort) allein ihre Zimmer gehen alle auf die Gasse; es ist schon spät, wenn wir uns zu Bette legen, und das Geräusch auf der Gasse weckt uns zu früh auf, als daß unsre Gesundheit, so stark sie auch ist, es in der Länge aushalten könnte. —

Du Long, dem bange war, zwey so gute Kunden Leute zu verlieren, versicherte ihnen, daß er alles thun würde, was ihm nur möglich wäre, um sie länger bey sich zu fixiren, und ihnen des Morgens die Ruhe zu verschaffen, deren sie zu genießen wünschten. „ Das können Sie, sagte der Engländer, mit sehr wenigen Kosten: wir sind sogar erbötig, die Hälfte zu tragen, und Ihnen, wenn wir einmal abreisen, das Ganze, ohne die mindeste Wiedererstattung, zu überlassen. “

Du Long bey dem es, seit dem zweymonathlichen Aufenthalte der Engländer, Guineen regnere, widerholte noch einmal, daß er zu Allem erbötig sey. „ Was machen Sie, fuhr der Engländer fort, mit dem kleinen, wüsten Gärtchen hinten in Ihrem Hofe? Unser Vorschlag wäre, Sie bauten dort ein kleines, für zwey Personen hinreichendes Haus, an die alte Mauer, die noch fest genug ist, um das Häuschen zu tragen, und deren Uebelstand zugleich dadurch verdeckt werden würde. Nach unsrer Abreise hätten Sie ein Logis mehr, und der Aufwand würde sich nicht sehr hoch belaufen, weil wir, wie schon gesagt, erbötig sind, die Hälfte zu übernehmen. “

„ O von Herzen gerne! rief du Long voller Freude, und damit Sie sehn daß es mein Ernst ist, so
wilt

Will ich gleich den Baumeister kommen lassen, und Sie sollen selbst alles nach Ihrem Belieben anordnen; ich bin zum Voraus mit allem zufrieden." —

Die beyden Engländer und du Long trieben den Bau mit so großem Eifer, daß in kurzer Zeit das Haus fertig stand, und bezogen werden konnte. Die Engländer nahmen davon Besitz, und Wirth und Gäste lebten in einem so vollkommenen Einverständnis, als ob sie sich nimmer trennen wollten. Nach Verlauf von zwey Monaten verreiseten die Engländer auf drey Tage, um in der Gegend von Ardres zu jagen. Du Long, der sechs Tage auf sie vergebens gewartet hatte, wurde über ihr Ausenbleiben unruhig, und zeigte es beym Königlichen Stadt-Procurator an, der ihm rath, noch einen Tag auf Nachricht von diesen Herren zu warten, und ihm versprach, im Fall er keine erhielt, das kleine Haus, welches die Engländer bewohnten, und wozu sie die Schlüssel mit sich genommen hätten, sofort gerichtlich zu öffnen.

Du Long erfuhr am siebenten Tage so wenig als vorher, was aus seinen lieben Engländern geworden sey; das Haus wurde also von den Gerichten geöffnet, und man fand alles unverfehrt, aber im Saal auf dem Tische folgendes Billet:

„Lieber du Long, machen Sie sich unfertwegen keine Sorge. Wir reisen zu vergnügt von Ihnen, als daß wir Sie nicht darüber beruhigen, und von Ihnen förmlich Abschied nehmen sollten. Sie selbst werden uns über die Art und Weise keine Vorwürfe machen können, wie wir es angefangen haben, um zum Besitz eines Theils unsers väterlichen Erbes zu gelangen. Das Haus, das Sie jetzt bewohnen, und die beyden Nachbarshäuser machten vor Zeiten nur Eins aus. Sie werden aus der Geschichte wissen, daß der Duc de Guise, bey der Einnahme von Calais, das 210 Jahre in englischen Händen war, die Engländer nicht besser behandelt hatte. Er zwang sie,

sie, die Stadt, mit dem weißen Stäbchen in der Hand zu verlassen, wie man sich damals auszudrücken pflegte. Einer unsrer Vorfahren, dessen Papiere ein glückliches Ungefähr vor sieben Monaten uns in die Hände spielte, vergrub hinter einer dicken Mauer seines Hauses, welche eine noch jetzt vorhandene Terasse trug, den Theil seiner Habe, welcher in baarem Gelde bestand. Der Grundriß, der in dem anstoßenden Kabinette liegt, die beigefügten Merkmale, und noch mehr die Oefnung, die wir mit aller Müße in obgedachte Mauer machen konnten, so wie der leere eiserne Kasten, den wir zu Ihrer Disposition hinterlassen, werden Ihnen hinlänglich beweisen, daß dieses alles Wahrheit ist, und daß wir nicht anders zu Werke gehen könnten. Vergessen Sie uns also, lieber Freund, und nehmen Sie als einen schwachen Beweis unsrer Erkenntlichkeit die Meubeln und Effekten an, die wir in dem kleinen Hause zurückgelassen, das von nun an Ihnen allein gehört. Geben Sie sich keine Mühe, uns in England auszufundschaften, denn sie würde vergeblich seyn; die Namen, die wir uns gaben, waren nicht die unsrigen. Noch einmal, lieber du Long, leben Sie wohl, und behalten Sie uns in so gutem Andenken, wie wir Sie!

Eine Bemerkung, die wir bey Gelegenheit dieser wahren Geschichte machen wollen, ist die, daß die Engländer, welche den Verlust Calais jetzt noch am Herzen liegt, auch die Ansprüche und Besitzrechte ihrer Vorfahren auf die Häuser und Ländereien dieser Stadt, noch immer sorgfältig aufbewahren. Ein Maire von Calais, Namens Bernard, schrieb 1720 ein ziemlich seichtes Buch in Quart, unter dem Titel Annales de Calais, worin er sich in ein großes Detail über die Güter und ihre alten Besitzer und Eigenthümer einließ. Die Engländer kauften dies Buch so begierig auf, daß man keine drey oder vier Exemplare davon zu Calais antrifft, und daß es auswärtige fast unbekannt ist.

7. Anekdote.	47
8. Etwas zur Seelenkunde aus der Kindheit. von S—L.	49
9. Noch ein Beitrag zu den Merkwürdigkeiten bey der neuerlichen Reise des Königs.	59.
10. Der Schatz zu Calais.	61.

Die Jägerische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn, gibt auf Pränumerat ion heraus eine Sammlung von 42 Plans aller vorgefallenen Schlachten, Angriffen, Belagerungen ic. nach einerley Format, auf das feinste und beste holländischen Medianpapier mit gegen über stehender deutlicher Erklärung aller Positionen, Märsche, Rückzüge ic. von Friedrich dem Einzigen.

Das Werk wird durch die geschickte hand des Ingenieur, Lieutenant Herrn Therbu besorgt. Er unternahm es, alle Plans genau nach einer Größe zu zeichnen: sein fast unnachahmlicher Fleiß, verbunden mit der gründlichsten Kenntniß, sichert für die möglichste Accuratesse. Die Zahl der Plans ist, wie bereits erwähnt, 42 die hier der Reihe nach folgen:

Die Schlacht bey Lowositz, den 1. Okt. im Jahr 1756.	
Die Blokade des Lagers bey Pirna, vom 10. Sept. bis zum 7. Okt.	1756.
Das Treffen bey Reichenberg, am 21. Apr.	1757.
Die Schlacht bey Prag, am 6. May	1757.
Die Blokade von Prag, am 7. May	1757.
Die Schlacht bey Chozemitz, den 18. Junn	1757.
Die Schl. bey Groß Jägerndorf, d. 30. Aug.	1757.
Das Treffen bey Görlitz, am 7. Sept.	1757.
Die Einnahme von Berlin, den 16. Okt.	1757.
— — — — — und den 9. Okt.	1760.
Die Schlacht bey Kossbach, den 5. Nov.	1757.
Die Belagerung von Schweidnitz, No 1757. u.	1758.
Die Schlacht bey Breslau, am 22. Nov.	1757.
Die Belagerung von Breslau im Dec.	1757.

Die Schlacht bey Lissa ober Leuthen, 5. Oct.	1757.
Die Schl. bey Zorndorf, den 25. Aug.	1758.
Die Belagerung von Reiz im Nov.	1758.
Die Schlacht bey Hochkirchen, den 14. Okt.	1758.
Die Schl. bey Valzig oder Züllichau, den 23. Juln.	1759.
Die Schl. bey Kunnersdorf, den 12. Aug.	1759.
Die Treffen bey Kolin und Corbitz, den 3. Dec.	1759.
— — — — — und den 21. Sept.	1759.
Die Schlacht bey Maren, den 20. Nov.	1759.
Das Treffen bey Landshut, den 23. Jun.	1760.
Die Schlacht bey Rignitz, den 15. Aug.	1760.
Das Treffen bey Strehla, den 20. Aug.	1760.
Die Schlacht bey Toratau, den 3. Nov.	1760.
Das Treffen bey Mittel Weile, den 16. Aug.	1762.
Die Belagerung von Schweidnitz im Jahr	1762.
Die Schlacht bey Freiberg, den 29. Okt.	1762.
Die Schlacht bey Hassenbeck, d. 26. Jul. im Jahr	1757.
Die Schl. bey Crevelt, den 23. Jun.	1758.
Die Schl. bey Sandershausen, den 23. Jul.	1758.
Das Treffen bey Meer, den 5. Aug.	1758.
Die Schlacht bey Kuterberg, den 10. Okt.	1758.
Die Schl. bey Bergen, den 13. Apr.	1759.
Die Schl. bey Minden, den 1. Aug.	1759.
Das Treffen bey Corbach, den 10. Jul.	1760.
Das Treffen bey Warburg, den 31. Jul.	1760.
Das Treffen bey Elostercamp, den 16. Okt.	1760.
Die Schlacht bey Billinhausen, den 16. Jul.	1761.
Die Affaire bey Wilhelmsthal, den 24. Jun.	1762.
Das Treffen bey Gruningen, den 25. Aug.	1762.
Die Schlacht auf dem Johannisberge bey Fried- berg, den 30. Aug.	1762.

Das ganze Werk erscheint bis zur Leipziger Jub. Messe 1789 complet, und war in 4 Lieferungen. Die erste Lieferung von 10 Plans wird Ende Octobers. Die zweite Lieferung von 10. Plans ulto Decembers. Die dritte Lieferung von 10 Plans ulto Februar 1789. Die vierte und letzte von 12 Plans nebst einem passenden Titteltupfer, wie bereits angezeigt kommende Jub. Mess.

Der Pränumerations Preis einer jeden Lieferung ist 2 Rthlr. 20 Sgr. Sächsisch oder 1 Dukaten in Gold. Der Verleger dieses Journals nimmt die Pränumerationsgelder an.



Niederrheinische
Unterhaltungen.

IX. Heft.

Monat September.

1788.

Wesel

bei Frau Jakob Köber, Buchh.



Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leses in entfernten Gegenden erhalten solch

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rthl. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthl. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Besel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

I n h a l t.

	Seite.
1. Nachricht an die Herausgeber.	145
2. Beobachtung von S—d.	146
3. Zwey Aufsätze, einzig in ihrer Art.	148
4. Schilderung des Privatlebens u. der häuslichen Gebräuche der Türken. Fortsetzung.	153
5. Das Gewissen. Eine moralische Erzählung.	161
6. Volkseigensinn. von E.	167
7. Schilderung des Privatlebens u. der häuslichen Gebräuche der Türken. Fortsetzung.	174
8. Ein neuer Beytrag zu den Niederrh. Unterhaltungen.	176
9. Das Gewissen. Eine moralische Erzählung. (Beschluß.)	177
10. Schilderung des Privatlebens u. der häuslichen Gebräuche der Türken. (Beschluß)	180
11. Riesbeck. Ein Beytrag zur neuern Gelehrten Geschichte. (Eingefandt.) v. S.	185
12. Ein edler Herr und ein edler Sklav.	188
13. Künstliche Erfindung.	191
14. Karl von Storrfels und Mariane von Dornbusch. (Eine Geschichte.)	193
15. Wetter-Wein- und Pflichtbeobachtung.	207

Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Neuntes Heft. September.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

I.

Nachricht der Herausgeber.

Seit kurzem sind uns von mehreren Orten bey
von genannten und ungenannten Verfassern
und unter diesen auch von einer ganzen Gesellschaft,
verschiedene Briefe und Aufsätze in Prosa und in
Versen zugesandt worden, in welchen allen man
theils mit Ernst sich darüber beschwert, theils sich
darüber lustig macht, daß unter den bey unsres Kö-
nigs Anwesenheit an Se. Majestät überreichten, und
nachher in die Unterhaltungen aufgenommenen Ged-
ichten eins befindlich sey, welches aus zwey andern
bey ähnlichen Gelegenheiten gedruckten Gedichten
ganz und wörtlich zusammen gestoppelt worden.
Die Sache selbst ist, wie wir bey angestellter Verz
N. U. III. Jahrg. Bl. 36 R gleich

gleichung gefunden haben, leyder! wahr genug. Allein die uns darüber zugesandte Briefe und Aufsätze abdrucken zu lassen, werden uns die Verfasser derselben nicht zumuthen: der Gegenstand an sich ist zu klein, und wenn jemand Grund hat sich über ein solches Plagiat zu beschweren, so ist es bloß das Collegium, in dessen Namen das Gedicht an Se Majestät übergeben worden. Zu unsrer Rechtfertigung, ein solches zusammen gestoppeltes Ding in unsre Blätter aufgenommen zu haben, wird es genug seyn, wenn wir hiemit erklären, daß solches eines Theils zur Vollständigkeit der Beschreibung der Seyerlichkeiten bey der Ankunft des Königs geschehen ist, und daß wir andern Theils, da der Name des Verfassers dem Gedicht selbst vorangedruckt, und solches überdem im Namen eines ganzen Collegiums übergeben war, unmöglich ein solches Plagiat auch nur auf die mindeste Art vermuthen konnten.

2.

Beobachtung.

Wie uns die Berlinische Zeitung vermeldet, hat der aufmerksame Beobachter Herr Doktor Schmiedlin in Leipzig als eine nicht gewöhnliche Erscheinung bemerkt, daß im Junius 10 Tage eingefallen sind, an welchen das Thermometer 80 bis

94 Grad nach Fahrenheit gezeigt hat; im Julius aber 20 Tage gewesen sind, an welchen zur Mittagszeit die Höhe allemal bis zu 79, 83, 87, 94 und 96 Fahrenheitsche Grade gestiegen ist. Die Tage, an welchen in Leipzig die größte Hitze gewesen ist, sind nicht genannt. Ich kann die Tage anzeigen, an welchen wir hier die größte Hitze gehabt haben. Im Junius waren es der 17, 18, 19, 20, 21 und 22ste; Im Julius waren es der 11, 12, 13, 14, 15, 16 und 17te. Darunter waren der 13te und 14te die wärmste Tage. Am 14ten Julius stand das Thermometer, in freyer Luft gegen Norden gehangen, des Mittags auf 27 Grad nach Reaumur, und 93 nach Fahrenheit. Die Hitze nahm selbigen Nachmittags noch zu, und war um 4 Uhr am stärksten, indem das Thermometer nach Reaumur bis zu 29, und nach Fahrenheit bis zu 97 Grad gestiegen war.

Was haben wir von diesem heißen Wetter zu gewärtigen? 1) eine frühe Ernte, sagt Herr Doktor Schmiedlin; die haben wir hier auch schon gehabt; 2) Diarrheen und Dysenterie; die stellen sich schon ein, und warnen uns, daß wir uns warm halten, und vor schneller Verkältung hüten müssen; Und 3) guten Wein, das hoff ich für mich und die ganze Christenheit.

Das Opium erweckt uns Schlaf.

Ihr Türken! thut dabey so brab,

Daß jeder euch bewundert.

Ja! tränket ihr, wie wir, auch Wein;
 So könnt es wohl nicht möglich seyn,
 Daß man euch siebenhundert
 Theils tödten, theils verwunden kann;
 Und ihr nur acht und dreißig Mann.

S — — D.

3.

Zwey Aufsätze, einzig in ihrer Art

Einzig in ihrer Art nennen wir mit Recht nachstehende und eingefandte Aufsätze, nicht um ihres Inhalts willen, der an sich geringfügig genug ist, auch nicht um ihres seltsamen, und dem Ansehen nach sehr verworrenen Stils willen, der in manchen, selbst gelehrten Abhandlungen oft noch verworrener, wenigstens weit unverständlicher angetroffen werden mag, sondern einzig in ihrer Art sind beyde diese Aufsätze — wegen ihres Verfassers, denn der ist — und das kann sich unsres Wissens noch keine von allen, auch noch so sehr berühmten periodischen Schriften, so groß auch die Zahl, und so allgemein anerkannt auch der Werth ihrer Verfasser seyn mag, rühmen, einen solchen Mitarbeiter zu haben, als unsre Blätter jetzt an dem Verfasser nachstehender Aufsätze — denn er ist — ein Taubstummer. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir beyde Aufsätze, so wie sie sind, ganz unverändert abdrucken lassen. Vorab indessen der Brief des Einsenders, der einige nähere Nachrichten von diesem Taubstummen jungen Schriftsteller enthält.

D. S.

Bot

** den ersten August 1788.

Vor einiger Zeit las ich in der Amsterdammer Deutschen Zeitung eine kurze Nachricht von einem taub und stumm gebornen Kinde in Creifeld *) welches bey dem Herrn Heinike schreiben und sprechen lerne, und zwar mit gutem Erfolg. Dies schien mir anfänglich ganz unglaublich, und eine bloße Zeitungsnachricht zu seyn. Indessen nahm ich mir fest vor, bey meiner ersten Reise nach Creifeld mich selbst darnach zu erkundigen. Bald nachher kam ich nach Creifeld hin, und mein erster Gang war zu Herrn Heinike. **) Aber wie erstaunte ich, da ich ein Kind, das ich vorhin, als taub, stumm und von allen Begriffen entblößt gekannt hatte, nunmehr

R 3

ver^o

*) Einem Sohn des Herrn J. von der Herberg, ohngefähr 12 Jahr alt.

Anm. des Senders.

**) Ein Sohn des berühmten Herrn Heinike in Leipzig, dessen fürtreffliches Institut für Taubstumme bekannt ist, wovon man aus verschiedenen Aufsätzen desselben besonders im deutschen Museum näher Nachricht findet. Der Sohn, wovon hier die Rede ist, und der die Methode, Taubstumme zu unterrichten, bey seinem Vater gelernt, und praktisch geübt hat, ist Hauslehrer bey vorgenanntem Herrn von der Herberg, der — welches besonders merkwürdig ist, auch noch eine ältere Tochter hatte, die ebenfalls taub und stumm gebornen, in ihrem zehnten Jahre nach Leipzig in das erwähnte Institut geschickt war, aber daselbst gestorben ist. Der Vater, der den andern Sohn nicht gern so weit von sich entfernen wollte, nahm nun den jüngern Herrn Heinike zum Hauslehrer bey demselben und seinen beyden übrigen Kindern an.

Anm. der Herausgeber.

vernehmlich sprechen hörte und mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit schreiben sah *) Rührung und Erstaunen machten mich selbst sprachlos, und unmöglich kann ich das, was ich dabey empfand, ausdrücken.

Folgende zwey Briefe, oder vielmehr Aufsätze, und zwar eigenhändig und selbstconcipirte Aufsätze von diesem Kinde, dergleichen es schon mehrere verfertigt hat, bat ich mir vom Herrn Heinike aus, und ich glaube von der Stimme der Menschheit aufgefordert zu seyn, dieselbe ihrem beliebten Wochenblatt mitzutheilen. Der erstere dieser Aufsätze enthält nach der Erklärung des Herrn Heinike eine Erzählung von einem Gastmahl, wozu der Knabe von dem verdienstvollen Herrn Geheimrath Conrad von der Layen eingeladen gewesen war, der diesem Kinde und seinem Lehrer viel Aufmerksamkeit schenket. — Und wer sollte das auch nicht, da gewiß eine so wichtige und der Menschheit so sehr Ehre machende Erfindung vor allen andern neuen Erfindungen Aufmerksamkeit und geschätzt zu werden verdient!

Der zweyte dieser Aufsätze enthält eine kleine Beschreibung verschiedener Diebstäle, die seit einiger Zeit vor
Creifeld

*) Ob — und auf welche Art das Kind auch die Sprache anderer, besonders fremder Leute, mit denen es nicht täglich umgeht, vernehmen kann? Wir wünschten, daß es dem Herrn Einsender gefallen hätte, oder er sich noch gefallen lassen wollte, uns hierüber einiges Licht zu geben.

D. H.

Creifeld vorgefallen sind, und eine Erzählung des Schadens, den einige Leute entweder aus Muthwillen oder Bosheit des Nachts in dem Garten des Herrn Heydweilers verübt hatten, worin sie fast alle Bäume zu Schanden gemacht haben. Doch genug zur Vorrede. Hier sind die Aufsätze selbst.

I.

Ich habe gestern bey Frau Geheimderätthin von der Layen, wir sind Kalbsgebraten und Bohnen, Suppe und Fleisch, Salat, Heringe und Fische, Krebse, Pflaumen, allerley Kuchen Sorten gebacken sehr gut schön gegessen und wir haben Karte gespielt, Peter von der Herberg zwölf Fettmännchen gewonnen, Mademoisell von der Layen 12 Fettmännchen verlohren. Frau Geheimderätthin von der Layen, du bist eine scharmante Frau, und Herr Geheimderath von der Layen, du bist ein braver Mann, die Mademoisell von der Layen sind Mädchen schöne. *)

R 4

II.

*) Das dieses keine Schmeicheleyen von Seiten des Kindes seyn, kann man leicht daraus erkennen, weil es noch keine Begriffe von Schmeicheleyen hat, und es nur die reine ungeschminkte Wahrheit, wie sie sich seinem Verstande und seiner Empfindung vorstellt, sagt.

Anm. des Herrn Heinke.

II.

Zwen Jahr vergangen bey Tante Peters in die Garten und Bauer oder Magd, Stuhl Fenster, Kette, Schlüssel gestohlen und Dienstag vergangen Herr Prediger Kesselrath geschlafen und Bauer, er will schleichen, Thaler reich und wie Löffel gestohlen, und Herr Hendweiler in Garten junge Bauer oder große Bauer und niederhauen Bäume, liegen lassen und Bauer er ist besoffen Pfui fauler wird Gott bestrafen. Bey Madam Winkelmann in Garten haben Bauer oder Magd Baum Leiter allen Kirschen gefressen.

Wie viel bleibt hier nicht noch dem spekulativen Philosophen zum Nachdenken übrig! Wie bewundernswürdig ist die Begriffentwicklung eines solchen Kindes! Wenn man bedenkt: Ein Kind, das vorher von Nichts (deutliche) Begriffe hatte, zu einem brauchbaren Menschen umzuschaffen! Wie mühsam muß nicht die Arbeit seyn! und wie wenig kann die würdig belohnt werden! Aus der Unterweisung eines taub und stumm Gebornen, glaube ich, kann man am besten urtheilen, wie wir Menschen stufenweise zu immer größerer Vollkommenheit gekommen sind, und was wir in den ersten Zeiten waren —

Wenn

Wenn das erwähnte Kind seine Gedanken aufsetzt, und es ihm an Wörtern fehlt, so zeichnet es geschwind die Figur dessen, was es nicht weiß, — ganz den ersten Naturmenschen ähnlich — So hat es zum Beyspiel in einem seiner Briefe, wo es Spargel schreiben wollte und diese Benennung nicht wußte, die Figur eines Spargels mit zwey oben in einer Ründung zusammenlaufenden Strichen durch welche oben ein kleiner Querstriech geht, ziemlich deutlich ausgedruckt.

4.

Schilderung des Privatlebens

und der häuslichen Gebräuche der Türken.

(Aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs.)

(Fortsetzung.)

Wasser ist das hauptsächlichste Getränk. Nach der Mahlzeit wäscht man sich allemal. Zu Erfrischungen ist bey ihnen der Sorbet gebräuchlich, welcher nicht auf einerley Art gemacht wird, und für den Europäischen Geschmack selten annehmlich ist. Die Kaffeekanne wird wohl bey ihnen kaum kalt, da sie zur Sommerzeit in der Küche, im Winter aber auf der Kolenpfanne in der Stube steht; allein, da die Tassen klein sind und oft kaum bis zur Hälfte angefüllt werden, so trinket dort ein starker Kaffe-

trinker kaum so viel, als bey uns ein mittelmäßiger. Der Kaffee ist ziemlich stark, wird aber nie mit Milch getrunken, und da die Untertassen nicht gewöhnlich sind, so wird die Obertasse, um sich nicht die Finger zu verbrennen, in eine Art von andrer Tasse gesetzt, welche bey gemeinen Leuten von Kupfer, bey vornehmen aber sehr sauber von durchbrochenem Silber oder Golde verfertigt ist. Ohne Taback lebt nicht leicht ein Türk. So wohl auf dem Felde als zu Hause hat er fast stets die Pfeife im Munde, und es geschieht aus einer Art von Heiligkeit, daß er, wenigstens in Gesellschaften, den Speichel hinunterschluckt. Er wird aber sehr langsam, und zwar aus Pfeifen geraucht, deren Röhren zwey bis vier Ellen lang sind, wo also nur ein leichter Dampf zum Munde kömmt, der nicht auf der Zunge beißt, und auch den Kopf nicht so einnimmt, als bey uns. Es sind die Röhren oft mit Silber oder Golde ausgelegt, auch zum Theil wohl gar in einem Zeuge eingenähet, welches, zumal im Sommer, mit einem Schwamme benetzt wird, damit der Rauch ganz kühl zum Munde kommen möge. Entweder der Hausherr selbst oder ein Bedienter giebt die angebrannte Pfeife den Gästen herum. Das Opium wird von vielen in solchem Gewichte genommen, daß sie gewissermaßen berauscht werden, und sich also, als entzückt, ihren Träumen überlassen. Anfanglich werden sie davon wachende Träumer, nach und nach aber werden alle Geistes- und Leibeskräfte dergestalt abgenutzt, daß sie noch bey lebendigem Leibe stumpf, fühllos und abgenutzt werden.

Die reichen und vornehmen Türken halten eine große Anzahl von Bedienten und Sklaven beyderley Geschlechts. Kaufen sie Letztere bey reifern Jahren ein, so werden sie nicht leichtlich solche zu ihrer Religion zwingen; auch gehen sie so unbarmherzig nicht mit ihnen um, als die Mahumedaner auf den Küsten der Barbaren thun. Bey solchen ist die Grausamkeit gar begreiflich, denn der Abschaum derjenigen Türken, welche man, die Todesstrafe ausgenommen, am härtesten strafen will, wird aus der Türkei nach den Afrikanischen Küsten verbannt, oder auch an einigen Orten von den Mohren angeworben, und macht daselbst in kurzer Zeit großes Glück. Uebrigens sind die Sklaven beyderley Geschlechts, die in der Jugend nicht geraubt oder erkaufet und darauf erzogen worden, größtentheils die schlechtesten Creaturen. Sonst würde ihr weltliches Verhältniß nicht für unglücklich anzusehen seyn. In ihrem Vaterlande sind sie meistenthelis nicht besser als die Wilden; nun werden sie in Nahrung und Kleidung wohl gehalten; sie werden in mancherley Sachen unterrichtet und machen oft großes Glück. Die schönen Sklavinnen werden als ausgelassen, Hochmüthig und eigensinnig beschrieben, und denen, welche in zarter Jugend geraubt worden, wird von den Türken ein großer Haß gegen die Christen beygebracht.

Zeitvertreiber lieben die Türken, als ein müßiges Volk, über die Maßen; und zwar nicht eben solche, wobey

wobey sie sich selbst bemühen müßten, sondern diejenigen, wobey sie träumende Zuschauer abgeben können. Seiltänzer, Klopffechter, Ringer, und zwar in einem groben Geschmacke, können dabey etwas gewinnen. Es fehlt auch an dergleichen Gesindeln von Manns- und Weibspersonen nicht. Ihre Kunststücke zu erhöhen, wobey sie oft die geilsten Bewegungen ausdrücken, lassen sie stets eine Musik aufführen, die mit einer schlechten Trommel und einigen rauhen Blasinstrumenten gemacht wird. Eigentliche Schauspiele in Opern und Komödien sind bey ihnen nicht Mode. Die Kämpfer bestreichen sich nach Gewohnheit der Alten mit Oel, und haben außer einem Paare lederner Beinkleider keine andere Kleider an. Da sie sich bey den verschiedenen Wendungen und verstellten Angriffen als Affen anstellen, so wird man in sich selbst unwillig, daß sich Menschen dergestalt unter ihre natürliche Würde herablassen können. Die Kampfspiele sind in ihren einzelnen Auftritten kurz, und bey eines jeden Endigung werden die vornehmen Anwesenden um ein Trinkgeld angesprochen. Das Spielen ist unter den Türken so gemein nicht; das Schachspiel, das Dammbrett und die Mangala, oder die Zählung einer Menge von Bohnen oder kleinen Steinen in die zwölf ausgehöhlten Löcher eines dicken Brettes, ausgekommen. Sie lassen bey dem Gewinnen oder Verlieren weder Freude noch Traurigkeit blicken. Es geschieht auch unentgeltlich; denn um Geld zu spielen, wird bey ihnen für eine große Sünde gehalten.

halten. Das meiste Vergnügen suchen beide Geschlechter in den Gärten od. in angenehmen Gegenden, zumal wo ein rauschendes Wasser, oder ein starker Uebergang von Reisenden ist, um unter Musik oder Tabakrauchen die Zeit im Traume zu verschleudern. Deswegen sind auch nicht allein in den Städten und Dörfern, sondern an volkreichen Heerstraßen Kaffeebuden angelegt. Das Dscherid oder Stockspiel dienet für die Reuter, und wird bey ihnen gewissermaßen als eine Kriegesübung angesehen. Man spornet das Pferd aus allen Kräften an, und indem man es in die Runde herumtummelt, so bemühet man sich den Rücken seines Gegners zu gewinnen und den Stock nach seinen Schultern zu werfen, weil man eigentlich nie nach dem Bauche zielen muß. Sie sammeln die Stöcke im vollen Rennen, ohne abzustiegen von der Erde auf, drehen sich um den Bauch ihres Pferdes herum, und machen verschiedne Wendungen, um dem ihnen zugeachten Wurfe auszuweichen. Sie sind in dieser Leibesübung sehr fertig. Zu den Zeitvertreibern gehören noch die Bäder, welche aus einem medicinischen Vorwande Vormittags vom Frauenzimmer, und gegen Abend von den Mannspersonen monatlich einige male besucht werden. Weil sich nun da große Gesellschaften einerley Geschlechtes, aber doch von allerley Völkern und Religionen, auch Stande, einzufinden pflegen, und ohne Ceremoniel mit einander umgehen, so halten sie sich darin unter Baden, Kaffeetrinken und Unterredungen an drey bis vier Stunden auf.

Dies

Dies sind die eigentlichen Orter der Zusammenkünfte für das Frauenzimmer, sich Neuigkeiten zu erzählen und ihre Kostbarkeiten einander sehen zu lassen. Wo sich eine Mannsperson hinenschleichen wollte, so würde sie bey dem Entkleiden nicht allein leichtlich erkannt werden, sondern wohl selbst in Lebensgefahr gerathen. Das Baden ist fast zu einer Nothwendigkeit geworden. Es muß z. E. vor einer Heirath geschehen; auch nimmt man keine Sklavinn in's Haus, die nicht vorher gebadet worden ist.

Wenn die Einwohner in der Türkei reisen, so führen sie eine Matte oder einen Teppich zum Sitzen und Schlafen, einige Decken, einen Kochkessel und eine Flasche mit einer Schaal und Kaffeekanne bey sich. Dies ist ihre ganze Geräthschaft, und haben sie keine Bedienten oder Sklaven, so kochen sie ihren Kaffee und Reis selbst.

In einem so großen Reiche, welches, wie das Türkische, aus so vielen, unter mancherley Himmelsstrichen belegenen Provinzen zusammengesetzt ist, können die Einwohner nicht wohl einerley Nationalcharakter haben; so sind z. E. die Türken in dem eigentlichen Griechenlande, in Aegypten, auf Kandiern, Cypem und anderweitig, bössartiger, als die um Konstantinopel, Smyrna ic. Die Europäischen werden für arbeitsam, begierig, beherzt, rauh in ihren Sitten; die Asiatischen hingegen für weichlich, feige, weibisch und faul gehalten. Doch wird das

Folgende zu ihrer Schilderung im Ganzen und Allgemeinen wahr und zulänglich seyn.

Es hat die Türkische Nation natürlichen Wis und Beurtheilungskraft. Dies kann man daraus abnehmen, weil sie es ohne großen Unterricht von sich selbst in allerley Dingen ziemlich weit bringen. Die Beyspiele sind häufig, daß Menschen vom geringsten Stande, zu den höchsten Würden gelangen, und sich nicht uneben darin zu schicken wissen. Es gereicht den Zuhörern bey gerichtlichen, und öfters sehr verwickelten Untersuchungen zum größten Vergnügen, mit welcher Spitzsündigkeit und Verschlagenheit die Richter, ohne auf unsern juristischen Bänken unterrichtet worden zu seyn, die Partheien ausfragen und zur Entdeckung der geheimsten Thaten kommen könnte. Fast alle zufällige Dinge, ja sogar die Farben an den Kleidern, geben ihnen gute oder böse Vorbedeutungen ab. Die Träume geben sie für eine Art göttlicher Eingebungen aus. Vermeintliche Sterndeuter, Wahrsager und Zauberer haben bey den Vornehmsten stets großen Eingang. Viele tragen lebenslang Talismanns bey sich. Diese abergläubische Zeichen, sich vor Beschädigungen und Unglücksfällen zu bewahren, sind nicht von einerley Art. Eine derselben besteht in gewissen Sentenzen aus dem Koran, oder in Gebeten, welche auf Papier oder Pergament geschrieben und in einem Säckchen auf dem bloßen Leibe an einer Schnur getragen werden. Eine andere faßt gewisse, auf Metalle

oder

über Steinen gegrabene Formeln in sich, und ist
 vermittelst eines um den Arm herumgehenden Ringes
 über anderswo befestigt. Sie werden selbst den Pferden
 an den Hals gehängt. Es ist nicht leichtlich je-
 mand von der Einbildung frey, daß man nicht durch
 einen bösen Blick, einem vielen Schaden zufügen
 könne. Bzauberungsmittel, jemanden verliebt zu
 machen, werden außer den Muhamedanern, auch
 von Juden und morgenländischen Christen geglaubt.
 Bey den Kranken werden vielfältige magische Mit-
 tel gebraucht, ja man läßt wohl Stellen aus dem
 Evangelio zu ihrer Genesung lesen, und nimmt zu
 den Gräbern der vermeinten Heiligen unter Christen
 und Türken seine Zuflucht. Empfinden sie einen be-
 stigen und anhaltenden Schmerz, an welchem Theile
 des Leibes es auch sein möge, so halten sie einen
 kleinen brennenden Dacht oder Lappen daran, wo-
 bey von Christen, Juden und Muhamedanern ver-
 schiedene Formeln ausgesprochen, und auch von dem
 ersten über den leidenden Ort Kreuze gemacht wer-
 den. Dies nennt man das heilige Feuer und schreibt
 den dabey gebräuchlichen Ceremonien eine große Kraft
 zu. In Aegypten glaubt man durchgängig, daß
 das Fest des Täufers Johannes der Pest ein Ende
 macht. — Ihre Leibesstatur ist wohl gebildet, un-
 tersetzig und männlich. Ihre Stärke ist nicht ge-
 ringe, und sie können Lasten tragen, darüber man
 sich wundern muß.

(Die Fortsetzung künftig.)

5.

Das Gewissen.

Eine moralische Erzählung.

Nach der Endigung des Krieges der Kaiserlichen mit den Türken, zu Anfange des ihigen Jahrs Hunderts, lebte ein edler Venetianer Graf Bertriamelli, der sich während des Krieges unter dem großen Prinzen Eugen hervorgethan hatte, und sich igt auf seine Landgüter begab, wo er kurz darauf ein Frauenzimmer von großer Schönheit, Rang und Vermögen heirathete, deren vortrefliche Eigenschaften ihren Verlust, als sie bald darauf in ihrem ersten Wochenbette starb, desto schmerzlicher machten. Der Graf verfiel darüber aus Gram in die tiefste Schwermuth, und mit der Zeit in eine Nervenkrankheit, die seinem Leben ein Ende machte, ehe sein kleiner Sohn Rinaldo drey Jahre alt war.

Der Graf hatte in allen seinen Feldzügen gegen die Türken seinen Bruder Ludovico zum Gefährten gehabt, den er mit großer Zärtlichkeit liebte. Nach geendigtem Feldzug hatte dieser Herr in Venedig ein Frauenzimmer von niedrigem Stande heimlich geheyrathet, und diese Verbindung dem Grafen, seinem Bruder, beständig verhehlet, daher ihn der Graf, als er starb, zum einzigen Vollstrecker seines Willens und Vormund seines Kindes verordnete.

Ludovico war zwar von gutmüthiger Natur, aber ein starker Spieler und ließ sich leicht von bösen Leuten aufheizen. Sein Vermögen hatte er kurz nach seiner Heyrath durchgebracht, und ein kleines Landgut, das ihm durch das Absterben des Grafen zufiel, war kaum zureichend seine Schuldforderer zu befriedigen, die sehr zahlreich waren, da nicht nur seine eigne Spielschulden, sondern andere Schulden seiner verschwendenden Gattin abgethan werden mußten.

Als er die Vormundschaft über den jungen Rinaldo antrat, hatte er zwey Kinder, und da nach seines Pflegebefohlnen Tod, Graffschaft und Titel an ihn selbst zurückfallen mußten, so fing seine Gemahlin an, sehr unmenschliche Gedanken gegen den Unmündigen zu hegen, die sich endlich so fest einwurzelten, daß sie die böshaftesten Anschläge erzeugten. Rinaldo nahm an Verstand und Person so geschwinde zu, daß er schon vor seinem vierten Jahre, die Bewunderung aller auf sich zog, die ihn sahen. Des Ludovico Familie vermehrte sich noch, und seine Gemahlin, die ohne Unterlaß dem Rinaldo den Tod wünschte, faßte den Anschlag, diesen erwünschten Erfolg zu Stande zu bringen, es koste auch was es wolle. Oft hatte sie das ihrem Gemahl von weitem zu verstehen gegeben, der im Anfange darüber erschrock, aber allmählich auch sich zu dem Gedanken gewöhnte, und zuletzt durch die Vorstellung des Reichthums, den er sich und seinen

Rin

Kindern zuwege bringen könnte, so verblendet wurde, daß er in das Vorhaben, seinen unschuldigen Neffen umzubringen, einwilligte.

Ein Negern - Sklave, der bisher treue Dienste geleistet hatte, ward anersehen, das unschuldige Opfer zu schlachten. Rinaldo hatte sich nach seines Vaters Tode des Sommers beständig auf einem Gute aufgehalten, das dem Grafen auf dem festen Lande ohnweit Padua gehörte, und wo er einige wenige Bedienten seines Oheims um sich hatte. Dieser Sklave, der sich zum Werkzeuge der Grausamkeit und Bosheit gebrauchen ließ, zeigte, als er auf das Schloß anlangte, einen schriftlichen Befehl von Ludovico vor, den Rinaldo nach Venedig zu führen. Unterwegens wollte er ihn erwürgen, aber das Schreyen, die Unschuld und Schwäche des Rinaldo erweichten das Herz des Meuchelmörders, und er fand sich unvermögend, sein versprochenes Vorhaben auszuführen. Da er aber auf der andern Seite sich für des Ludovico Strafe fürchtete, beschloß er, das Kind zu verbergen und vorzugeben, daß er den Befehl pünktlich vollkreekt hätte. Demnach reiste er nach Verona, wo er das Kind bey einer Bauersfrau ließ, die er schon viele Jahre kannte, der er einige Zechinen gab, und versprach, ihr beständig einen Zuschub zukommen zu lassen. Darauf kehrte er nach Venedig zurück, und gab seiner unmenschlichen Herrschaft die Versicherung, daß er das Kind in einem Flusse ersäuft hätte.

Ludovico erstarrte vor Entsetzen bey dieser Nachricht. Allein seine Gemahlin suchte durch Schertz und Spötterey ihm sein Schrecken zu benehmen, und es schien ihr Vornehmen aufs beste zu glücken, denn da niemand dem Gerüchte widersprach, daß sie ausbreiteten, als ob Rinaldo an Krämpfen gestorben wäre, so fiel sein Titel und Gut ohne Widerspruch an seinen Oheim. Allein, wenn es dem Ludovico einfiel, auf welcher unmenschlichen Art er zu allen diesen Besitzungen gekommen war, so empfand er die heftigsten Gewissens-Aengstigungen, und unaufhörliche Unruhe.

In diesem unglückseligen Zustande blieb er mitten im Ueberflus einige Jahre, da seine Gemahlin unglücklicher Weise in ihrer Kutsche ohnweit Padua umwarf, und nicht nur den Arm zerbrach, sondern auch eine so starke Contusion am Kopfe bekam, daß sie, trotz aller Bemühungen der Aerzte und Wundärzte, in wenigen Wochen starb, nachdem sie die grausamste Herzensangst ausgestanden, und beständig geruffen hatte, daß der Himmel ihr den Mord des unschuldigen Rinaldo vergeben wolle.

Eben um dieselbe Zeit hatte sich Ferdinand, der älteste Sohn des Ludovico, und Angelica, seine Tochter, ein höchst liebenswürdiges Mädchen, die in Venedig zurückgeblieben waren, in Abwesenheit ihrer Eltern bereden lassen, mit einem Freunde Gesellschaft zu machen und eine Lustfahrt in einer Fe-

luque

Inque, den Venetianischen Meerbusen herab, nach St. Marino vorzunehmen, da sie auf dem Wege ein schrecklicher Sturm überfiel, der sie aus dem Meerbusen weg in die offene See führte, so daß aller möglichen Bemühungen ohngeachtet, man gar nicht erfahren konnte, wo sie geblieben waren.

Ludovico erfuhr diese traurige Zeitung eben da er Anstalten zu seiner Gemahlin's Beerdigung machte. Unter der Last seiner Traurigkeit konnte er sich nicht entbrechen, die Gerechtigkeit des Himmels zu erkennen, die Unglück über Unglück auf ihn häufte, und bat den Himmel, sein Leben aufs baldigste zu endigen. Sein Haus war in Trauer und seine Tage voll Kummer und Reue. Er stieß eines Tages im Garten auf den Neger-Sklaven, Corbaccio, und sprang wüthend auf ihn los: „Du bist es! schrie er, „du heilloser Kerl, dem ich all mein Elend zu schreiben muß. Länger kann ich es nicht aushalten; diesen Augenblick will ich deinem verhaßten Leben und dem meinigen ein Ende machen.“ Der unglückliche Mensch, der seines Herrn Degen schon an seine Brust gesetzt sahe, bat ihn mit Zittern, ihm einige Augenblicke zuzuhören, da er denn aufrichtig alles erzählte, was er mit dem Rinaldo gemacht hatte.

Raum konnte der Graf glauben, was er hörte, der Neger mußte es einmal nach dem andern wiederholen, und während des Anhörens entstanden

in ihm Empfindungen, die er lange nicht gehabt hatte. Er nahm den Sklaven bey der Hand und dankte ihm tausendmal für seine Schonung. „Eile!“ sprach er: „Eile augenblicklich nach Verona, hier hast du meine Geldbörse; nur bringe mir überzeugende Beweise, daß deine Aussage wahr sey; denn ich habe daraus einen solchen Strahl von Hoffnung und Beruhigung bekommen, daß ich für diese Zeit all mein Unglück vergessen habe.“

Der Sklave machte sich mit der größten Eilfertigkeit nach der Bauernhütte, wo er den jungen Grafen gelassen hatte; erfuhr aber zu seiner äuffersten Kränkung, daß der Bauer mit seinem Weibe, wegen der Bedrückung ihres Guthsherrn, davon gezogen wären, und sich in dem Herzogthum Parma gesetzt hätten.

Corbaccio, der nicht Willens war, zu seinem Herrn zurück zu kehren, ohne ihm die verlangte Nachricht zu bringen, gieng bis nach gedachtem Orte um Erkundigungen einzuziehen, war aber nur im Stande, nach den schärfsten Untersuchungen zu erkundschaffen, daß sich vor einiger Zeit ein Landmann, der seiner Beschreibung ähnlich war, daselbst hatte sehen lassen. Der Schwarze richtete sein Gesicht mit schwerem Herzen nach Padua; holte aber, ehe er da anlangte, eine Reisegesellschaft ein, in der er das Glück hatte, seinen alten Bekannten anzutreffen. Er erkundigte sich voll Freude zuerst nach dem Antonio, denn

(denn das war der Name, den er dem jungen Grafen gegeben hatte, als er ihn in die Bauernhütte brachte.) Der gute Bauer schien über diese Frage in keine geringe Verlegenheit zu gerathen. Corbaccio wurde darüber noch ängstlicher, steckte dem Bauern etwas Geld in die Hand und bat ihn, nichts zu verhehlen, weil ihm sehr viel an genauer Nachricht läge. Endlich gestand der Bauersmann, weil der Keger nicht sein Wort gehalten, da er ihm und seinem Weibe versprochen, sie von Zeit zu Zeit mit Gelde zu beschenken, so hätten sie den Antonio, da er sieben Jahre alt gewesen, einem englischen Herrn, Namens Lord Walsingham, in Dienst überlassen, weil der Lord einen sonderlichen Gefallen an ihm gefunden, als er ihn in die Herberge in Verona, wo er sich aufgehalten, allerley Federvieh bringen gesehen.

(Die Fortsetzung künftig.)

6.

Volkseigensinn.

Wenn unter den Fehlern eines Regenten keiner so allgemein, so stark — und ich setze hinzu, auch mit so vielem Recht getadelt wird, als der Despotismus, oder die Ausübung einer bloß will-

fürlichen Gewalt; so wüßte ich von Seiten der Unterthanen keinen Fehler, der eben so schlimm, eben so gemeinschädlich und dem Despotismus mit größerem Recht zur Seite zu setzen wäre, als Volkseigensinn, oder ein, von allen Gründen entblößter, aus purem Mißtrauen herrührender Hang zur Widersetzlichkeit gegen alle, auch die weiseste und beste Verordnungen des Regenten. Gegen den erstgenannten Fehler wird in manchen periodischen Schriften, besonders in solchen, die sich am meisten mit Publicität brüsten, häufig und stark losgezogen. Ihre Verfasser scheinen sich recht viel damit zu wissen, wenn sie nur recht viele und tapfere Ausfälle gegen den Despotismus und was dem ähnlich sieht, thun können. Proben davon, wirkliche oder scheinbare, bewiesene, oder nur auf leere zwendeutige Gerüchte gebaute Proben werden mit der größten Begierde aufgenommen, und — vielleicht von vielen mit eben so großem Vergnügen gelesen, und weiter ausgebreitet. Weit seltsamer hingegen findet man den gewiß nicht minder schädlichen und gewiß noch sehr allgemeinen Fehler des Volkseigensinns gerügt, der es doch, wo nicht noch mehr, doch zuverlässig eben so sehr verdiente, als jener, zumal, da die meisten Schriften der Art, mehr für das Volk als für den Regenten geschrieben, wenigstens mehr von jenem als von diesem gelesen werden — „Wenn wir, sagt in einer bekannten Fabel der Löwe, dem ein Mensch ein Gemälde zeigte, auf welchem ein Mann vorgestellt war, der einen Löwen zerriß: wenn

„ Wenn wir unter uns Löwen auch Mahler hätten,
„ wir würden euch weit mehr Bilder zeigen können,
„ auf welchen diese Scene umgekehrt vorgestellt wäre“
— Wenn auch die Fürsten sich damit abgäben,
Staatsanzeigen, Deutsche Zuschauer, Niederelbische
Magazine, graue Ungeheuers, Damenjournale und
Niederrheinische Unterhaltungen zu schreiben, wie
würden gewiß eben so häufige, und vielleicht noch
mehr gegründete Klagen über Volkseigensinn, über
widerständige, undankbare und hartnäckige Untere-
thanen lesen. Und grade dieser Volkseigensinn, nebst
dem damit verbundenen Geist der Aufhekeren, wo-
durch er genährt wird, ist es, wogegen nicht stark
genug geeifert werden kann, denn er ist grade eins
von denjenigen Uebeln, das nicht nur fast in allen
Staaten — freylich in dem einem mehr, in dem
andern weniger — noch häufig angetroffen wird,
sondern wovon auch der Schade weit größer und
ausgebreiteter ist, als man denken sollte. Es kann
doch nicht fehlen, daß durch eine solche Widersetz-
lichkeit die besten und wohlthätigsten Verordnungen
und Veranstaltungen eines Fürsten zum allgemeinen
Besten unwirksam gemacht, wenigstens sehr erschwert
werden. Auch kann es nicht fehlen, daß selbst der
beste und gütigste Regent, wenn er öfter dergleichen
ungegründete Widersetzlichkeiten erfährt, in seiner
Neigung und in seiner Thätigkeit für das Wohl
seiner Untertanen muthlos gemacht wird, so wie
er eben dadurch in seiner Liebe zu ihnen erkalten
muß. Nicht minder ist es natürlich, daß er, wenn

er sieht, daß man ohne Grund, aus bloßem Mißtrauen und Eigensinn, alle seine Verordnungen tadelt, verwirft, darüber murret und sich denselben sogar widersetzt, er dadurch nothwendig zu einer größern Strenge gereizt werden muß, und eine ganz natürliche Folge ist es, daß er dadurch allmählig abgeneigt werden muß, alle und jede, selbst bescheidene und gegründete Beschwerden und Klagen seiner Unterthanen anzuhören, und, statt daß er sonst über manche zu treffende Einrichtungen, sich Vorschläge thun ließ, und die Art der Einführung dem Volke selbst überließ, nunmehr einen blinden Gehorsam verlangt, und dann — darüber für einen Despoten ausgeschrieen wird, da er doch nichts weniger ist, als das.

Beispiele, die das, was ich hiemit gesagt, noch mehr erläutern und bestätigen, giebt's wohl in allen Staaten, ich werde nur einige derselben anführen.

Vor etlichen Jahren war im Bergischen auf churfürstlichen Befehl von allen Ranzeln bekannt gemacht, daß ein jeder, der eine gewisse Anzahl von Bienenstöcke durchwintert haben und sich deswegen melden würde, ein bestimmtes Prämium erhalten sollte. Ich ermunterte einen Bienenliebhaber, der eine gedoppelte Anzahl Stöcke durch den Winter gebracht hatte, sich um den Preis, den er nun auch doppelt erhalten würde, zu melden. Bewahre mich Gott, sagte er, daß ich solches Blutgeld nehmen sollte!
Blut

Blutgeld! fragte ich voller Erstaunen: Allerdings, erwiderte er, denn unser gnädigster Herr wird doch das Geld nicht aus seiner Tasche hergeben, sondern ich und meine ärmere Nachbarn werden nun so viel mehr Steuern geben müssen, damit die Prämien herauskommen. Ein anderer hatte noch schlimmere Vermuthungen. Merken Sie nicht, sagte er mit einem besondern Ton und Mine der Weisheit, merken Sie nicht, daß es nur drum zu thun ist, zu erfahren, wie stark hier die Bienenzucht getrieben wird. Jetzt wird ein Prämium drauf versprochen. Uebers Jahr, denken Sie an mich — Uebers Jahr wird nun statt des Prämiums eine neue Auflage auf das Bienenhalten gesetzt. Alle andere, an die ich mich wandte, hatten ähnliche Einwendungen und Besorgnisse. Alle steckten die Köpfe zusammen, und in dem ganzen Dorf, wo viel Bienenzucht war, war doch kein einziger, der sich um das Prämium melden wollte.

Welche fürtreffliche und für das allgemeine und öffentliche Wohl so sehr wirksame Anstalten sind nicht die in vielen preussischen, auch andern Provinzen bereits eingeführte Feuerassicuranz-Anstalten. Wem muß nicht der Nutzen davon von selbst einleuchten? Und doch, wie schwer hält es nicht, dieselbe allgemein einzuführen, auch in unsrer Provinz sind noch verschiedene Gegenden, worin dieselbe trotz allen Bemühungen und Vorstellungen noch nicht zu Stande haben gebracht werden können! Und was ist die Ursache davon? Keine andere als der vorerwähnte Volkseigensinn —

Noch

Noch einige besondere, ganz eigentlich hiehin gehörige Beispiele aus der Grafschaft Wittgenstein finde ich im 45ten Heft der Schlözerschen Staatsanzeigen, mit deren ins Kurze gefassten Erzählung, da sie das bisher gesagte über diesen Gegenstand ganz vorzüglich erläutern und bestätigen, ich diesmal gegenwärtigen Aufsatz beschliesse.

Ehedem mußte jeder Unterthan im Wittgensteinischen 24 Tage im Jahr frohnen; unter der jetzigen Regierung ward es auf 18 Tage heruntergesetzt. Nicht genug, der Regent sann zugleich auf ein neues, unfehlbares Mittel zur Erleichterung dieses Dienstes; Er ließ nemlich allen Gemeinen antragen, sie vom Handdienst zu befreien, indem er denselben unter der schärfsten Aufsicht durch Tagelöhner verrichten lassen wolle, insofern sie die Kosten, die, auf gewissenhafteste berechnet, und ihnen jährlich vorgelegt werden sollten, ersetzen würden. Der Unterthan, der über dem Frohnen, seine eigene und oft dringende Arbeit versäumen muß, sahe es nicht ein, oder wollte es nicht einsehen, daß er mit einigen Kreuzern einen Florin gewinnen, oder in 3 bis 4 Tagen, die er um Lohn arbeitet, schon soviel verdienen kann, als sein Geldbeitrag zum Handdienst auf ganze Jahr ausmachen möchte. Es blieb also beym alten, und des Regenten Absicht, die die reinste war, ward mißkannt.

Unlängst gerieth ein Wittgensteinisches Dorf durch einen totalen Hagelschlag in großen Mangel. Die Gemeinde klagte, daß sie ihre Lebensnothdurft so we-

nig, als die künfrige Ausfaat bestreiten könnte. Der gütige Landesvater erböt sich, ihnen achthundert Gulden, ohne Zinsen, bloß mit dem Beding vorzuschließen, daß sie das Capital vor und nach, von Jahr zu Jahr in kleinen Theilen abtragen sollten. Die Bauern sahen sich an, mit Thränen in den Augen dankten sie ihren gnädigsten Herrn und eilten nach Haus, die Freude allgemein zu machen; Alles segnete den Landesvater. Endlich stand ein alter Krauskopf auf, und sagte mit dem Finger an der Nase: Ihr Leute wisset nichts, bedenket auch nichts. Dadurch bürdet ihr euch ja ein neues Recht auf, denn wenn ihr nun auch die 800 Fl. abbezahlt habt, so müßt ihr denn alle Jahr so fortfahren und so viel mehr Abgaben zahlen. Den Bauern leuchtete das ein, ob sie gleich aus Erfahrung es nicht befürchten konnten. Genug sie behielten sich und holten das Geld nicht.

Ein andermal wollte der Graf einem andern Dorf gern zum Wohlstand helfen; indessen alle seine Vorschläge fruchteten nichts. Nun trug er dem Pfarrer auf und befahl ihm, in einer Predigt seinen Zuhörern einmal recht ans Herz zu reden, und sie zur Annahme seiner wohlgemeinten väterlichen Vorschläge aufzumuntern. Dies geschah, und zwar mit dem besten Erfolg: denn das Volk versammelte sich nach der Kirche und war zu allem entschlossen. Abermal stand einer auf und sagte: Ihr Leute, bedenkt, was ihr thut; Es giebt euch ein neues Recht, der Pfarrer liegt mit dem Herrn unter einer Decke. Auf
ein

einmal war alle Wirkung der Predigt verschwunden und es geschah nichts.

Bei dem verfallenen Polizeywesen wollte der Regent eine neue Polizeyordnung einführen; er trug den Entwurf dem berühmten Cameralisten Bergius und noch einem andern braven Manne auf. Diese verfertigten ein meisterhaftes Werk; es wurde gedruckt und publicirt: aber was geschah? der Magistrat und die Bürgerschaft der Stadt Laasphe kamen in einer Proceßion ins Schloß aufgezo- gen, und legten dort die sämtlichen in der Stadt vertheilten Exemplarien wieder nieder, noch andern Unfug zu geschweigen. Darauf wandte sich das Land nach Wezlar und verklagte seinen Herrn, daß er ihm neue Rechte aufdränge. Die Klage wurde angenommen, und der Rechtsstreit dauerte bis ins siebente Jahr. Freylich gewann der Graf, allein die Erbitterung, das Mißtrauen und der Ungehorsam fressen dann doch tiefer ein und machen das Geschwür unheilbar.

¶

7.

Schilderung des Privatlebens

und der häuslichen Gebräuche der Türken.

(Aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs.)

(Fortsetzung.)

Ihre Leibesstellungen und Bewegungen sind einfach, nicht so gekünstelt als die unsrigen, auch fechten sie

Sie unter dem Reden nicht soviel mit den Gliedern,
 zumal mit den Händen. Das türkische Frauenzim-
 mer wird für schön ausgegeben. Ihre Haut muß
 der Verbüllung wegen natürlicherweise zart seyn.
 Eine hohe Meinung von sich selbst ist ihnen in ei-
 nem sehr hohen Grade eigen. Allein sind viele Völ-
 ker von diesem Stolze frey? Dünkt sich nicht ein
 Spanier, Engländer, Franzose u. über alle andere
 erhaben zu seyn? Vielleicht müßten die Teutschen
 ausgenommen werden, deren Vielen nichts als das
 Ausländische, Französische und Italiänische gefällt.
 Nach der Türken Einbildung ist kein Staat besser
 angelegt, als der ihrige; keine Nation der ihrigen
 an Vorzügen gleich; keine Religion heilsamer, als
 die ihrige. Dasjenige, was von ihrer Gelehrsamkeit
 angemerkt worden, kann uns dienen, zu urtheilen,
 ob sie in diesen Punkten untrügliche Richter abzu-
 geben vermögend sind. Allen Völkern geben sie
 schimpfliche Eckelnamen; den Griechen, Lauschein,
 Hasen; den Juden, Schifud, Hunde; den Arme-
 niern, Boktschi, Dreckfresser; den Teutschen, Dschur
 zur Kiafir, wüste Glucher u. s. w. In ihrer Auf-
 führung sind sie ernsthaft, und man kann sich nicht
 wohl vorstellen, was sie sich in aller Absicht für ein
 Ansehen zu geben wissen. In den Gebräuchen, Ge-
 wohnheiten und Kleidertrachten sind sie äußerst be-
 ständig und hartnäckig. Sie sehen sie als Dinge
 an, welche mit der Religion zusammenhängen, so
 daß derjenige, der sie ändern wollte, auch die Reli-
 gion zu verändern scheint. Als deswegen der Kai-
 ser

fer Mahmud in diesem Jahrhunderte einige Einrichtungen und Gebräuche von den Europäern entlehnte, mußte er es leiden, daß er der Fränkische Jauer oder der Europäische Ungläubige genannt ward. Ihre Lebensart ist sehr einförmig. Sie gehen, den Ramadan ausgenommen, früh zu Bette und stehen früh wieder auf. Um sieben oder acht Uhr genießen sie ein mäßiges Frühstück und gegen den Abend ihre Hauptmahlzeit. Den Tag bringen sie in ihrem Müßiggange oder in ihren Geschäften zu.

(Die Fortsetzung künftig.)

8.

Ein neuer Beytrag

zu den Niederh. Unterhaltungen.

Eine Dame in der Grafschaft Mark, eine fleißige Leserin der Nied. Unterhaltungen hat die Gewogenheit gehabt, uns durch einen Freund eine Sammlung artiger und stnreicher Räthsel zuzufertigen. Räthsel, meinte sie, würden doch oft in Gesellschaften als ein bewährtes Mittel zur Unterhaltung gebraucht, und thäten auch in dieser Absicht oft herrlichen Effect. Sie sähe also gar keinen Grund, warum dieselbe nicht auch mit eben dem Nutzen in einer Schrift gebraucht, oder wohl gar in derselben mit Recht erwartet werden könnten, die doch gradezu den Titel: Unterhaltungen führte. Wir finden dieses Râsonnement so bündig, daß wir keinen Augenblick Bedenken tragen, sondern hiemit gleich anfangen, von der uns mitgetheilten Sammlung Gebrauch zu machen, und zwar so, daß wir am Ende jedes Blatts wenigstens ein Räthsel beifügen, und die Auflösung im nächstfolgenden Blatte mittheilen. Hier ist zur Probe das erste.

Räthsel.

Warum regnet's nie ununterbrochen zween Tage hintereinander?

9.

Das Gewissen.

Eine moralische Erzählung:
(Beschluß.)

Corbaccio nahm den Landmann mit sich und gieng nach Padua zurück, wo er dem Ludovico von diesen Umständen Nachricht gab, und ihm damit in seiner Bekümmerniß nicht geringen Trost einflößete. Ludovico schickte einen ausdrücklichen Boten zu bewegen nach London zu dem Lord, in dessen Dienste Rinaldo sollte getreten seyn, bekam aber zu seiner nicht geringen Beunruhigung die Antwort zurück, daß Lord Walsingham schon einige Zeit todt wäre, und niemand wüßte, wo der italienische Knabe der in seinem Hause erzogen worden, geblieben sey. Alle diese Nachrichten zusammen, die der Graf von seinem Neffen einziehen konnte, waren für seine Schwermuth nur eine geringe Linderung. Der Verlust seiner Gemahlin, und sonderlich seiner Kinder, den er als treffende Beweise der Rache des Himmels ansah, verursachte ihm solchen Kummer, daß er den Entschluß faßte in ein Kloster zu gehn und seinem jüngsten und einzigen übrigen Kinde, wenn es würde mündig seyn, seine Güter zu übergeben.

Seit dem Verlust des Ferdinand und der Angelica
N. U. III. Jahrg. Bl. 37 M waren

waren achtzehn Monathe verstrichen, als Briefe zu Venedig ankamen mit der Nachricht, daß sie glücklich zu Neapel angekommen wären, nachdem sie in einer Chebete der Mohren waren nach Algier geführt gewesen. Diese Nachricht erweckte den Ludovico aus seiner Niedergeschlagenheit, und als er kurz darauf seine Kinder wieder sahe, entstand eine solche Unruhe in seinem Herzen, daß er kaum die Freude ertragen konnte. „Verzeihen Sie uns“ sagte Ferdinand, und warf sich zu seines Vaters Füßen nieder, „verzeihen Sie mir die Unbedachtsamkeit, daß ich während ihrer Abwesenheit meine Schwester zu unserer Luftfahrt mitnahm. Wir haben die Lust theuer genug gebüßet. Den Tag darauf, als wir von Venedig abgefahren, entstand ein Sturm, der uns an die Küsten der Türken verschlug, wo sich das Schiffsvolk eines Korsaren an unser Bord legte. Hier war der Widerstand vergebens, und ob ich gleich für meine Schwester ein starkes Lösegeld bot, schlug es der Mohrenhauptmann doch aus, und richtete die Segel gerade zu nach Algier, von wo ich zu wiederholten mahlen an Sie geschrieben, und Ihnen von unserem Zustande Nachricht gegeben habe, nunmehr aber vernehme, daß die Briefe Ihnen nicht zu Handen gekommen sind. Ich ward an einen Juden verkauft, die Schwester aber behielt der Hauptmann, und bestimmte sie, wegen ihrer Schönheit für sein Seraglio, doch gewann sein Geiß die Oberhand über die Liebe, und ein würdiger junger Mann, der bey dem englischen Gesandten Sekretär war

war, und unsere Geschichte hörte, zahlte großmüthig den Preis, den er für ihre Lösung verlangte; wodurch er nicht nur sie vor Gewaltthätigkeit sicherte, sondern auch kurz darauf meine Freyheit bewürkte. D setzte Angelica hinzu, er ist der beste Mensch; die Verbindlichkeit, die wir ihm schuldig sind, ist unaussprechlich groß; wir haben ihn beredet uns nach Venedig zu begleiten, und er wartet unten, um meinem besten Vater seine Aufwartung zu machen. "

" Laß ihn kommen, sagte Ludovico, ich muß ihm für eure Errettung Dank sagen. "

Der Secretair ward demnach eingeführt, der alte Graf nahm ihn in seine Arme, und umfaßte ihn auß zärtlichste. Als er ihn während der Unterredung Walsingham nennen hörte, ward er unruhig; er sahe den jungen Menschen starr an, und bildete sich ein, das Bild seines verstorbenen Bruders, des Grafen Bertrimelli, zu sehen. Er fragte ihn, ob er ein Engländer war? und der Fremde erwiderte: "

" ich bin es nicht vollkommen, sondern nur durch die Annahme; ich bin aus Italien gebürtig, und von da nach England geführt. — Vom Lord Walsingham! fiel ihm Ludovico ein! "

" Ja Herr Graf! " versetzte der Fremde! "

" Er ist es! " Hier erkannte Ludovico mit Freuden, daß es Rinaldo war, und armte ihn, erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Bauer, dessen Pflegekind er gewesen war, ward herzu gerufen, und erkannte ihn an einer Schmarre an der Stirn, die er in seiner Kindheit bekommen;

als er von einem Wolf angefallen worden. Nunmehr ward der Pallast voll Freude; Ludovico gab dem Rinaldo seine Tochter, stellte ihm Güter und Titel wieder her, und ging in ein Kloster, wo er seine übrige Tage ruhig endigte.

IO.

Schilderung des Privatlebens

und der häuslichen Gebräuche der Türken.

(Aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs.)

(Beschluß.)

Öffentliche Schlaguhren zur Eintheilung der Zeit sind gar nicht gebräuchlich. Die Abrufung des Gebets von den Moskeen dient dazu, und man würde glauben, daß durch die Anlegung der ersten ihren Imams und der Würde der Religion selbst etwas abgehen würde. Der größte Haufe lebet mäßig, und da ihr eigentliches und Hauptgetränk das Wasser ist, so erfordert der Tisch keine große Kosten. Von Suppen wissen sie fast gar nichts; und viele leben zur Fruchtzeit allein von Brod, Früchte und Wasser. Ein niederträchtiger Geiz besizet die Vornehmen und Geringen, und die Edelmüthigkeit ist ihnen eine fast gänzlich unbekante Tugend. Für Geld kann man bey den Türken alles haben; man kann damit alles gut machen, die Lebensstrafen abkaufen, und sich so
viele

viele falsche Zeugen und Meineidige verschaffen, als man nöthig hat. Daher haben auch Dinge, die nicht von Golde und andern kostbaren Materien sind, bey ihnen keinen Werth. Unser Geschmack in Gemälden, Mobilien, Porcellain &c. ist ihnen verächtlich. Hat man einem Türken, von was für einem Stande er seyn mag, bey einer gewissen Gelegenheit, als an einem feierlichen Tage, ein Geschenk gemacht: so sieht er es als eine Verpflichtung zu mehrern an, und fordert es bey einer ähnlichen wieder; daher ist das Wort Baktischis dasjenige, so man in der Türkei vielfältig höret. Das Volk ist träge und müßig. Wenn nicht die Erde bey geringer Mühe fast alles von selbst hervorbrächte, und die Türken nicht so mäßig ihre Nahrung einrichteten, so würden sie bald zu Grunde gehen müssen. In Handel und Wandel halten sie selten die Mittelstraße, und sind entweder natürlich gerecht und heuchlerisch, oder höchst boshaft und betrügerisch. Sie können sehr leicht in Zorn und Wuth gesetzt werden. Sie sind heimtückisch und können sich unheimlich verstellen. Sie haben einen Hang zur Grausamkeit und Tyranny. Ihre Rachgier stillt sich nicht leichtlich. Kleinigkeiten können sie zu dem höchsten Argwohne reizen, den man ihnen selten benehmen kann. Ihre Eifersucht in der Liebe schlägt gemeiniglich in Grausamkeiten aus, wovon der eine oder der andre Theil hin und wieder ein schreckliches Schlachtopfer wird. Es werden nicht selten ermordete Knaben oder Frauenspersonen in öden

Dertern oder im Wasser gefunden, deren Gesichter zerstückelt worden, um unerkannt zu bleiben. So unersättlich der Türken Begierlichkeit ist, Reichthümer zu erwerben, so verschwendrisch sind sie, wenn es auf Befriedigung der Wollust oder der Pracht ankommt. Ihre Wollust ist weltkundig; und beide Geschlechter erfinden zu derselben Sättigung die listigsten Mittel, oder verfallen auch auf die unnatürlichsten Ausschweifungen. Es trifft bey ihnen das höchstmerkwürdige Wort des Apostels in dem Briefe an die Römer R. 1, v. 26 bis 28. ein. Dies muß niemanden befremden. Die Himmelsgegend ist heiß, und die Muhamedanische Religion, anstat die Lüste des Fleisches einzuschränken, läßt ihnen vielmehr völlige Freiheit, und reichet statt der Mittel, sie zu dämpfen, noch eher Futter zu ihrer Nahrung dar. Es gehen stumme Sünden im Schwange, deren Namen in ein Stillschweigen vergraben zu werden verdienen, die aber gleichwohl den Inhalt ihrer Lieder und den Stoff der Unterredung, zumal bey den Großen abgeben. Sie hegen nur geringe Meinungen von dem weiblichen Geschlechte, und sehen es als eine niedere Gattung der Menschen an. Daher wird auch für derselben Erziehung gar keine Sorge getragen, sondern sie wachsen ohne alle Erkenntniß auf, und sind wild und ungezogen. Sehr wenige darunter haben einen Begriff von der Religion. Es wird für gleichgültig gehalten, ob sie beten oder nicht, ob sie in die Moske gehen oder nicht. Wenn ein Haufen von ihnen sich auf der

Straße

Straße oder sonst wo findet, so weicht man so weit aus, als man kann, um vor ihren Ausgelassenheiten gesichert zu seyn. Die Türken sind übrigens große Liebhaber vom zahmen Vieh. Die meisten gemeinen Hausväter haben ein Schaaf, welches mit ihnen aufs Feld geht und ihnen überall nachfolget. Ein solcher Gebrauch fand wahrscheinlich schon zu Davids Zeiten statt; und davon nahm der Prophet Nathan die Rede von dem Schaaf, welches von seinem Eigenthümer so sorgfältig verpfleget ward, zum Könige David her. Hunde und Katzen sind bey ihnen so wohl gehalten, daß die erstern es nirgend besser haben, als in der Türkei. Die Gassen sind davon voll, und es wird für ein gutes Werk gehalten, ihnen Brod und Fleisch zuzuworfen. Wären sie so beißig, als bey uns, so würde es ein Unglück für die Fußgänger seyn; allein sie sind faul und regen sich nicht leichtlich; noch größer würde das Unglück seyn, wenn sie toll würden, allein man weiß davon nichts. Jedoch werden nur die Katzen in den Häusern und Stuben geduldet; die Hunde aber nicht, welche als unreine Thiere angesehen werden. Offenb. Jo. 22, 15. machen sie daher ein Sinnbild verwerflicher und des Paradieses unwürdiger Menschen aus. Weil aber ein unrichtiger und übel verstandener Begriff von der Liebe sie nicht todtzuschlagen läßt, so vermehren sie sich auf den Gassen und in den Winkeln ganz erstaunlich. Auf die Pferde halten sie ungemein viel, und sorgen fast mehr dafür, als für die Menschen. Jedes ist bey

dem Grafen mit einem Beine vermittelst eines Strickes an einem Pfahle gebunden, aber so, daß es die Freyheit hat, in einer gewissen Entfernung in die Runde herum zu gehen. Sie sind dabey nach Beschaffenheit des Eigenthümers mit schlechten oder kostbaren Decken zugedeckt, um gegen Hitze oder Kälte gesichert zu seyn. Die Türken reiten durchgängig auf Hengsten und nicht auf Wallachen. Sie sind gute Pferdebändiger, und richten sie mehr mit Liebkosungen und Streicheln, als Fluchen und Schlägen ab. Die Gebisse sind auch anders als die unsrigen, und drücken bey dem geringsten Anziehen die Zunge dergestalt, daß sich die Pferde bald zähmen lassen.

Die Gesinnung der Türken gegen Menschen anderer Völker und Religionen ist nicht die beste. Sie halten es nicht nur für erlaubt, sondern auch für gottselig, solche mit Schimpf und Spott zu belegen, damit sie, um demselben auszuweichen, angetrieben werden mögten, die Muhamedanische Religion anzunehmen. Ob die Gassfreyheit von ihnen gleich nicht in dem Grade, wie bey den Tatern, ausgeübt wird, so darf doch nicht leicht jemand bey ihnen vor Hunger umkommen. Gegen die Muhamedaner von andern Sekten haben sie so wenig Liebe, als die Römischen Christen gegen die Protestanten. Der Haß gegen die Christen ist groß, und diejenigen darunter, welche Bilder anbeten, sind ihnen ärgerlich, ja abscheulich. Gegen die Juden hegen sie eine
unge-

ungemeine Verachtung, und sie sind ein Gegenstand ihres Spottes. Doch dieser Vorwurf kann leider auch vielen Christen gemacht werden!

II.

Riesbeck.

Ein Beytrag zur neueren Gelehrtengegeschichte.
(Eingefandt.)

Gaspar Riesbeck ist der erst seit kurzem bekannt gewordene Verfasser verschiedener Schriften, die in Deutschland nicht geringes Aufsehen gemacht haben, und mit entschiedenem und sehr allgemeinem Beyfall aufgenommen worden sind. Auch unter unsern Lesern mögen wohl wenige seyn, die nicht die bekannte Briefe über das Mönchswesen, imgleichen die Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland kennen und mit Vergnügen gelesen haben sollten, ohne doch zu wissen, wer der Verfasser derselben sey, und ohne auch nur je seinen Namen gehört zu haben. Der nähern Bekanntmachung und dem Andenken dieses Mannes mag daher immer ein Plätzchen in den Niederrh. Unterhaltungen gewidmet seyn.

Gaspar Riesbeck ward geboren zu Höchst, wo sein Vater ein angesehenener Kaufmann war. Er erb-
te

te von diesem ein ziemlich beträchtliches Vermögen, und sollte auf der Universität zu Mainz die Rechte studiren. Allein diese Wissenschaft war nicht sehr nach seinem Geschmack. Hätte Riesbeck mit Erlernung der Geseze zugleich die Verhältnisse der Menschen gegeneinander und ihre verschiedene Lagen studirt, und diese mit den Gesezen verglichen, so würde vielleicht die Rechtswissenschaft in der Anwendung auf jene sein Lieblingsstudium geworden seyn. So aber waren Werthers Leiden und Klopstocks Messias, welche frenlich mit jener für die Wohlfahrt der Menschen nöthigen und nützlichen Wissenschaft sehr contrastiren, seine Lieblingschriften, welche er selbst, wenn er die juristische Hörsäle besuchte, bey sich führte. So verstrich die ihm zur Erlernung der Geseze bestimmte Frist ohne Nutzen, und er verschwärmte seine Zeit mit Ländelen und Empfindelen über Werthers Leiden, und mit Entzückungen über Klopstocks Begeisterungen. Aus Riesbeck ward also weiter nichts als ein sogenanntes Gentle, das nur Freyheit und Empfindsamkeit träumte.

In dieser Lage flohe er, so wie die meiste sogenannte schöne Geister eine jede Beschäftigung, die ihm ein ordentliches Auskommen hätte sichern können, und so war nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nichts natürlicher, als daß seyn elterliches Vermögen vor und nach aufgezehrt würde und nun allmählig der Mangel sich einstellte. Nun erwachte endlich Riesbeck mit hungrigem Magen aus seiner

Unthätigkeit, gieng nach Salzburg und widmete sich von neuem den Studien: Hier schrieb er den zweyten und dritten Theil der bekannten Briefe über das Mönchswesen, deren ersten Theil den Herrn de la Roche zum Verfasser haben soll.

Hierauf begab er sich nach Zürich, wo er die so allgemein beliebte politische Zeitung und die berühmten Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland schrieb. Verschiedene größtentheils sich selbst zugezogene widrige Zufälle hatten seine Gesundheit zerrüttet, er verließ Zürich und wählte Arau, welches nicht weit davon entlegen ist, zu seinem Aufenthalt. Hier brachte er seine meiste Zeit in den Krügen und Schenken zu. Alle Bemühungen des fürtrefflichen Gesners und Lavaters, ihn von dieser Lebensart abzuziehen, waren vergeblich. Ohngeachtet diese beyden Männer ihm alle Vortheile anboten, konnten sie ihn doch nicht bewegen, wider nach Zürich zurück zu kehren, und er wollte nun einmal seine neuerwählte Lebensart durchaus nicht verlassen. Doch schrieb er noch in diesem Dorfe eine Geschichte Deutschlands, in der ihm eigenen muntern Manier. Dieses Werk war aber noch nicht ganz vollendet, als er den 5ten Februar 1786 zu Arau starb. Dem Herrn Winnkop haben wir die Ausgabe dieses Werks zu danken, welches von Kennern geschätzt wird und seinem Verfasser zur Ehre gereicht — Hier ist noch zum Schluß seine Grabschrift:

Hier ruhet Riesbeck aus Höchst

Ein Genie

Und weiter Nichts.

Starb den 5. Febr. 1786.

v. S.

I 2.

Ein edler Herr und ein edler Sklav.

Der Quaker Untoine Beneget schrieb ein Buch über das Unrecht, Menschen als Eigenthum zu kaufen. Er zog in Amerika umher, seine Grundsätze zu predigen, und erreichte auch seine Absicht: denn alle Quaker gaben auf einen Tag ihren Sklaven die Freyheit.

Einer von ihnen, Walter Niblin hatte von seinem Vater 37 alte und junge Sklaven geerbt. Er ließ sie alle nach einander zu sich kommen und fragte einen: Freund Jakob, wie alt bist du?

29 Jahr.

Du hättest sollen mit 21 Jahren frey seyn, wie die Weissen. Aber Du sollst es heute werden, und ich gebe Dir das Geld, welches Du in diesen acht Jahren durch Deine Arbeit verdient hättest, einer Summe von 2295 Livres. Du bist iht frey, wie ich, mein Jakob, Du hast keinen andern Herrn mehr, als Gott und die Gesetze. Geh in das andre Zimmer, dort schreiben Dir meine Frau und mein Vetter Deinen Freiheitsbrief. Wenn ich ihn

nun

nun gefiegelt und unterzeichnet habe, so trage ihn zum Gericht, daß er eingeschrieben wird. Gott segne Dich Jakob, sey rechtschaffen und arbeitsam. Wenn Dir Unglück oder Beschwerden aufstossen, so erinnere Dich, daß Du an Walter Midlin einen Freund hast, der Dir hilft.

Jakob erstaunt und gerührt, weint und ist voll Angst und Schreck, als ob ihm das größte Elend angekündigt würde.

O mein Herr, was soll ich mit meiner Freyheit machen? Ich bin unter Eurem Dache geboren, ich fand da immer, was mir nöthig war. Auf dem Felde arbeiteten wir mit einander für uns, denn ich genoß die nemliche Speise und hatte die nemliche Kleidung, wie Ihr. Ich durfte nie zu Fuß in die weit entlegene Kirche gehn; der Sonntag war für uns; es mangelte uns an nichts. Wenn wir krank waren, so kam unsre gute Frau an unser Bette, küßte uns und sprach uns Muth ein. „Jakob, guter Junge, — sagte sie — was fehlt Dir? fürchte nichts, der Arzt kömmt bald und ich will auch Sorge für Dich tragen. Sey indeß geduldig; dies ist das erste Hülfsmittel.“ Ach was soll ich thun, wenn ich frey seyn werde! wie wird mirs gehen, wenn ich krank bin! —

Du wirst es machen wie die Weissen. Du mußt Dich zur Arbeit verdingen, bey dem, der Dich am besten bezahlt und in einigen Jahren kaufft Du Dir ein Stück Land und nimmst eine gute fleißige Mohl, ein zur Frau und erziehst Deine Kinder, wie ich Dich

erzog,

erzog, in der Furcht Gottes und in der Liebe zur Arbeit. Wenn Du dann gut und ruhig gelebt hast, so stirbst Du in Frieden. Du mußt Deine Freyheit annehmen, Jakob! ich hätte sie Dir schon lange geben sollen. Wollte Gott, der Vater aller Menschen, daß die Weissen niemals von deinen afrikanischen Brüdern welche gekauft hätten! und mög er allen Amerikanern unsre Gesinnungen einflößen! Wir schätzen die Freiheit, als das höchste Gut: warum sollen wir sie unsern Brüdern versagen?

O mein Herr, wie gut seyd Ihr! deswegen kann ich Euch nicht verlassen; Ihr habt mich nie als einen Sklaven behandelt; Ihr habt mit mir gesprochen, wie mit den Weissen; es hat mir in gesunden und franken Tagen nichts gemangelt; ich habe nie mehr gearbeitet als unsere Nachbarn, die für sich selbst ackerten; ich bin reicher gewesen, als mancher Weiße, denen ich oft Geld lieh. Unsre gute Frau befiehlt sie sagt: Jakob! ich möchte, daß du das oder jenes thätest! O, wie kann ich Euch und sie verlassen! gebt mir des Jahrs, was Ihr wollt als Eurem Sklaven oder als einem freyen Mann — es ist mir eins, wenn ich nur bey Euch bin, weil ich sonst nirgends glücklich seyn kann.

Lieber Jakob! ich bewillige deinen Wunsch. Sobald deine Freiheit nach der Ordnung versichert ist, will ich dich auf ein Jahr dingen: aber nimm jetzt eine freye Woche und feyere diese wichtige Begebenheiten deines Lebens durch Ruhe und Freude wie du willst.

Mein

Nein, mein Herr, jetzt ist es die Saatzeit; ich will einen andern Tag zu diesem Feste nehmen. Nur der heutige soll für die Schwarzen ein Feiertag seyn. Weil Ihr es wollt, nehm ich meine Freiheit an. Aber laßt meine erste Handlung der Freiheit die seyn, daß ich meines Herrn Hand zwischen meine Hände drücke, daß ich sie an mein Herz lege, in welchem die Liebe und Dankbarkeit Jakobs, nie aufhören wird, bis es nicht mehr schlägt; und meine zweite Handlung sey die Versicherung: daß die ganze Grafschaft Kent keinen bessern und fleißigern Arbeiter haben soll, als Euren treuen Jakob.

13.

Künstliche Erfindung.

Zu einem Beweis, zu welcher Höhe Kunst und Erfindungskraft steigen kann, mag folgende Nachricht dienen.

Der französische Bildhauer Boucault in Brüssel hat eine Kiste erfunden und verfertigt, die nur 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch ist, und folglich in einem Zelt, in einer Cajüte und jedem andern kleinen Zimmer Platz finden kann, und in welcher doch die fürnehmste Hausmobillien, die bürgerliche und militärische Personen zu gebrauchen pflegen, aufbewahret sind. Es befinden sich in dieser Kiste: Eine Tafel für 10 Personen, Stühle für dieselbe, Musikpulten mit den Instrumenten, Studier-

tafel

tafel mit einer Bibliothek von 80 Duodezbanden, Plane, Charten, mathematische Instrumenten, Brill, Lineale, Compaß, eine vollständige Toilette, Regenschirm, Kleider für alle Jahreszeiten, Leinen zu allem Gebrauch, Jagdgeräthschaften, Flinten, Pistolen, Pulver, Blei, Hirschfänger, Degen, Tischzeug für 10 Personen, 10 Bouteillen Wein, Caraffen, Salz, fässer 2c. Ein Büffet, worin 24 Pfund Brod, 4 Duzend Teller, 10 Schüsseln Früchte, Confitüren, Liqueurs, Caffee, Thee, Chocolate, Limonade, Feuer, fässer 2c. Lampen, Wachslichter — ein Pavillon mit einem gemächlichen Bette, welches in 2 Minuten aufgeschlagen werden kann, bestehend in einem Himmel, Gardinen, Matraße, nebst den übrigen Kissen, doppelten Decken 2c. eine vollständige Apotheke, eine Geldkiste, Waffen zur Vertheidigung und noch viele andre Dinge mehr. Alle diese Sachen sind nicht klein, sondern von gewöhnlicher Größe. Eine solche Kiste mit den darin befindlichen Mobilien kostet 8000 Gulden.

Auflösung des Räthsels in vorigem Blatt.

Weil immer eine Nacht zwischen beyden ist.

Räthsel.

Welches Fuhrwerk hat das große Vorrecht, daß ihm jedes andere, selbst die Equipage des Königs ausweichen muß?

14.

Karl von Storr fels und Mariane
von Dornbusch.
(Eine Geschichte. *)

Ich war vor einiger Zeit in B. . . in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, worin unterandern der junge Herr von Storr fels, wegen seines Betragens gegen ein gewisses Fräulein von Dornbusch, auf das grausamste angeschwärzt wurde. Alle beschuldigten ihn einstimmig, daß er dieses junge unschuldige Mädchen auf die hinterlistigste Weise verführt und, nachdem er sie vorher geschändet und seinen viehischen Trieb bis zum Eckel bey ihr gesättigt hatte, sie wiederum verlassen und durch die niederträchtigsten Begegnungen ins Grab gestürzt hätte. Da ich nun in frühern Jahren mit dem Herrn von Storr fels in genauer Verbindung gestanden und ihn immer für einen zwar raschen und flüchtigen, aber doch rechtschaffnen und edlen Jüngling gehalten hatte; so mußte ich über dergleichen Beschuldigungen nicht wenig erstaunen. Wie, dachte ich, solltest du diesen jungen Menschen so sehr verkannt, solltest du dich in deiner Meinung von ihm so grob geirrt haben? Ohnmöglich kann all das Gute, was du ehemals an ihm wahrgenommen hast, ein bloßer Schein, ein

N. U. III. Jahrg. Bl. 39

*) Nach einer Novelle aus dem Roman: Les illustres Françoises, von Dechalles,

leeres Blendwerk gewesen seyn! Aber vielleicht ist er während deiner Entfernung von ihm so tief von seiner ehemaligen Würde herabgesunken? — Du mußt die Sachen näher untersuchen, du mußt durchaus wissen, in wie weit all das Abscheuliche, was man dir von dem Jüngling, den dein Herz bisher wirklich liebte, erzählt hat, falsch oder gegründet sey. — So dachte ich, und ob ich gleich meine Abreise von B. . . auf den folgenden Tag festgesetzt hatte, so setzte ich sie, bloß um meinen gefaßten Vorsatz ausführen zu können, noch einen Tag aus, und gieng am folgenden Vormittag zum Hrn. von Storrfels hin.

Aber, o Gott! wie erschrock ich, als ich zu ihm ins Zimmer trat und den sonst so blühenden, so muntern Jüngling jetzt so blaß, so niedergeschlagen fand, als wenn er erst heute, nach einer langen und schweren Krankheit, zum erstenmal das Lager verlassen hätte. Er saß an einem Tisch und hatte den Kopf mit beyden Händen unterstützt. Unter seinen Augen lag ein Brief, der mir, soviel ich nach den Schriftzügen urtheilen konnte, von einem Frauenzimmer geschrieben zu seyn schien. Weil ich wirklich glaubte, daß er krank wäre, so wollte ich ihm meine Theilnehmung an seinen Umständen bezeugen. Aber er ließ mich nicht ausreden: Hier, hier sitzt das Uebel, — so fiel er mir in die Rede und zeigte mit seinem Finger aufs Herz — hier nagt es und ich werde in Ewigkeit nicht wieder da
 vor

hön genesen." Darauf nahm er den Brief, küßte ihn und legte ihn in ein Schächtelchen, das auf seiner Brust hing, und in welchem ich das Bildniß des Fräuleins von Dornbusch erblickte.

Ich muß gestehen, daß ich über diesen Anblick nicht wenig erstaunte, aber ich empfand doch zugleich auch eine geheime Freude, weil er mir schon einigermaßen den jungen von Storr fels gegen die Beschuldigungen, die man ihm zur Last legte, zu rechtfertigen schien. Indessen suchte ich ihm doch meine Bewunderung über diese Beweise von Zärtlichkeit gegen ein von ihm verlassenes Mädchen zu erkennen zu geben. „Ich sie verlassen?“ — schrie er, und hob seine Augen, aus denen ein Strom von Thränen hervorstürzte, gen Himmel. — Das Publikum meine es doch — sagte ich — „Wenn mich mein Gewissen freispricht, antwortete er, dann kümmert mich die Meinung des Publikums wenig; aber Sie, der Sie mich kannten, der Sie mein Freund sind, oder es doch ehemals waren, haben auch Sie dieses glauben können?!“ — Der Anschein ist wider Sie, erwiderte ich, und er hat alle Leute verblendet. — „Ich habe zu wenig Achtung vor dem großen Haufen, um ihn von seinem Irrthum zu befreien; aber desto mehr ist mir daran gelegen, daß mein Freund nicht in seinem Irrthum beharre. Hören Sie mich daher an, lassen Sie mich Ihnen, vor dem Angesicht des Allwissenden und Allgegenwärtigen den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Sie wer-

den mir gewiß Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und
Ihr Wahn wird verschwinden. —

„ Sie wissen (fuhr er fort) daß ich der einzige
Sohn eines mächtigen, angesehenen und reichen
Mannes bin. Aber ach! möchte doch mein Vater
auf einer niedrigeren Stufe der Ehre gestanden haben,
mögte er weniger gefürchtet, weniger begütert ge-
wesen seyn! vielleicht wäre ich dann jetzt nicht der
Unglücklichste unter den Menschen! — Mariane von
Dornbusch war die älteste von zweien Töchtern und
einem Sohne, die ihr Vater, als er starb, lediglich
der Aufsicht ihrer Mutter überlassen hatte. Der alte
Herr von Dornbusch war aus Sachsen, von gutem
Herkommen, aber nicht reich. Das beste von dem
Wenigen was er hinterließ, war ein kleines Gut,
worüber aber noch ein Prozeß geführt wurde. Mein
Vater war Referent in dieser Sache; und die Frau
von Dornbusch kam oft mit ihrer ältesten Tochter zu
ihm, um sich nach der Lage der Sache zu erkundigen
und ihn um die Beschleunigung des Urtheils zu
bitten. Fräulein Mariane war — Sie haben sie
selbst gekannt — die liebenswürdigste und schönste
Blondine, die man nur sehen konnte. Sie wissen
auch wie empfänglich mein Herz von meiner Kind-
heit an für jedes Schöne gewesen ist. Es war also
unmöglich, daß es den wiederholten Eindrücken
dieser außerordentlichen Reize hätte widerstehen könn-
nen. Ich liebte Mariane, und wünschte auf immer
mit ihr vereinigt zu werden. Freilich hätte ich nur
diesem

diesen Wunsch, ehe ich einen Schritt weiter gieng, meinem Vater entdecken sollen; vielleicht wäre dann all das Unglück nicht erfolgt. Aber ich fürchtete, daß die Strenge meines Vaters, verbunden mit seiner Ehrsucht und Geldbegierde, meiner Liebe Hindernisse in den Weg legen würde. Statt also meinem Vater um Rath zu fragen, gab ich der Stimme der in mir tobenden Leidenschaft Gehör, suchte mich nur bei der Fr. von Dornbusch einzuschmeicheln und mir einen freyen Zutritt zu ihren Töchtern zu erwerben. Dieser wurde mir, wie Sie leicht denken können, nicht erschwert. Denn das Interesse der Frau von Dornbusch machte es ihr zur Pflicht den Sohn ihres Referenten mit aller nur ersinnlichen Höflichkeit zu empfangen. Ich fand wirklich eine sehr angenehme Unterhaltung in dem Kreise ihrer Familie, und brachte täglich die Abendstunden in demselben zu. Indessen mußte ich weit mehr Mühe, als ich mir vorgestellt hatte, anwenden, um bei dem Fräulein von Dornbusch Gehör zu finden und ihr die Absicht meiner häufigen Besuche entdecken zu dürfen. Endlich bracht' ich es doch nach und nach so weit, daß sie nicht nur Briefe von mir annahm, sondern mir auch bisweilen eine geheime Zusammenkunft mit ihr erlaubte. Sie betrug sich aber bey dem allen so kalt und so zurückhaltend, daß ich noch immer in einer qualenden Ungewißheit blieb, und nicht wußte, ob ich auch eben so zärtlich wiedergeliebt wurde, als ich liebte. Eines Tages, als ich sie zu wiederholten malen auf das dringendste bat, daß sie mein Schicksal.

entscheiden mögte; und als ich ihr dabei zu verstehen gab, daß ich nun bald mein eigener Herr werden und alsdann nichts sehnlicher wünschen würde, als mich auf immer mit *ihm* zu vereinigen, sagte das vortrefliche Mädchen zu mir: „Mein theuerster Herr von Storr fels! ich traue dergleichen Aussichten nicht. Zu oft habe ich es gehört: daß man dem reizenden Bilde, das uns unsre jugendliche Phantasei von der Zukunft vorspiegelt, nicht trauen dürfe, daß es gar zu oft leere Täuschungen sind, die niemals realisiert werden können, weil sich ihrer Wirklichkeit oft tausend unvorhergesehene Hindernisse in den Weg walzen. Ueberdem bin ich ganz gewiß überzeugt, daß ihr Herr Vater es niemals zugeben wird, daß sie mich heirathen. Um ihrer und meiner Ruhe willen bitte ich sie also: Dämpfen Sie ihre Liebe, die gewiß nichts anders als romantisch werden, und also niemals ein glückliches Ende gewinnen kann. Ich will offenherzig mit Ihnen reden; glauben sie mir nur, daß ich bey der Lage worin sie sich in Rücksicht auf mich und auf ihren Vater befinden, eben so viel leide als sie. Denn — ich will es ihnen ohne Zurückhaltung gestehen — ich liebe sie so zärtlich, als sie mich lieben können. Aber, ich wiederhole es noch einmal, ich sehe nichts als Unalück voraus, wenn wir uns der Leidenschaft überlassen, die uns gegenseitig gefesselt hält. Lassen sie uns daher gegen dieselbe kämpfen; noch ist es Zeit! Und können wir sie auch nicht gänzlich besiegen; so lassen sie uns wenigstens auf unfree

Auf

Huth seyn, damit sie uns nicht, ohn ealle Rettung,
ins Unglück stürze! — "

So sprach das tugendhafte Mädchen, und o! hätte ich Ihrer Warnung Gehör gegeben! Aber weit entfernt mich durch das, was sie sagte, aufhalten zu lassen und über die gefährlichen Folgen einer romantischen Liebe nachzudenken; suchte ich gleich durch eine Menge von Scheingründen und täuschenden Vorspiegelungen ihre Besorgnisse zu heben und ihre Ruhe wieder herzustellen, und setzte meine Besuche nur noch fleißiger fort. Mein Vater wurde indessen meinen häufigen Umgang mit dem Fräulein von Dornbusch gewahr und verbot ihn mir auf das strengste. Ich schlug aber den Befehl meines Vaters in den Wind. Er erfuhr auch dieses, und gleich das nächstemal, als die Frau von Dornbusch wieder zu ihm kam, mußte sie meinen Ungehorsam entgelten. Sie wurde auf die unhöflichste Art von ihm empfangen; er sprach in einem äußerst harten Ton mit ihr, und verbot ihr, bei Strafe seiner Ungnade, mir ferner einen freien Eintritt in ihr Haus zu verstaten. Ich hatte alles angehört, und, aufgebracht über die Strenge meines Vaters, schrieb ich gleich einen Brief an meine Geliebte, gab ihr von dem, was vorgefallen war Nachricht, und beschied sie zugleich auf den folgenden Tag zu einer Zusammenkunft in eine Kirche, die in einem abgelegenen Winkel der Stadt lag. Um Abend des nemlichen Tages ging ich noch, wie gewöhnlich, zur Fr. von

Dornbusch hin, und war auch gar nicht bestürzt, als sie mir den Befehl meines Vaters mittheilte, und mich bat, daß ich meine Besuche jetzt nicht länger fortsetzen möchte. Ich versprach es ihr und suchte nur noch, ehe ich fortgieng, meinem Brief Marianen in die Hände zu spielen. Das gute Mädchen erfüllte meine Bitte und fand sich am folgenden Tage zur bestimmten Zeit an dem bestimmten Ort ein. Ich suchte ihr von neuem Trost und Muth einzusprechen, und dieser Zusammenkunft folgten nun mehrere.

Ich lebte indessen ganz eingezogen und stille, und dies bewog meinem Vater zu glauben, daß ich mich von dem Fräulein von Dornbusch gänzlich losgemacht hätte. Aber er betrog sich in seiner Meinung. Denn gerade in dieser scheinbaren Eingezogenheit und Stille, bin ich zur Erreichung meiner Absicht, mich mit Marianen, durch die Bande der Ehe zu verbinden, am thätigsten gewesen.

Ich hatte schon einige Zeit vorher mit einem jungen Menschen Bekanntschaft gemacht, der täglich in unser Haus kam, weil er bey meinem Vater, als Sekretair schrieb; sonst aber mit seiner Familie in der äußersten Ecke der Vorstadt wohnte. Dieser Mensch schien mir jetzt zur Erfüllung meines Wunsches brauchbar zu seyn. Eines Tages, als er gerade in dem Cabinette meines Vaters keine Geschäfte hatte, nahm ich diesen Zeitpunkt wahr, und gieng,

unter

unter dem Vorwand, daß ich etwas abzuschreiben hätte, nach seiner Wohnung. Seine Gattin war allein. Ich that, als wenn ich ihren Mann sprechen wollte. Als sie mich aber versicherte, er wäre nicht zu Hause, so lenkte ich das Gespräch auf ihre Haushaltung, und fragte unterandern, obgleich alles, was ich in ihrem Wohnzimmer sah, mich schon vom Gegentheil überzeugte: ob sie ruhig und zufrieden leben könnten? — Die Frau war offenherzig genug, mir ihre kümmerlichen Umstände zu entdecken. Dabey äußerte sie zugleich den Wunsch: daß sie wohlgerne etwas mehr verdienen mögte, wenn sich nur eine Gelegenheit dazu darböte. — Ich faßte sie gleich beim Wort und sagte: eine Gelegenheit, etwas mehr zu verdienen, ist da, es hängt nur von ihnen ab, ob sie dieselbe benutzen wollen. Darauf entdeckte ich ihr meine Liebe und die Hindernisse, die mir mein Vater in den Weg legte, und gab ihr gleich eine Börse mit hundert Louisd'or, unter der Bedingung, daß sie uns in ihrer Wohnung eine besondere Stube einräumen mögte, die wir zu unsern Zusammenkünften gebrauchen könnten. Sie willigte gern ein. — „Das ist noch nicht alles, setzte ich hinzu; ihre Belohnung soll das Geschenk, was sie jetzt empfangen haben, weit übersteigen, wenn sie uns einen Priester verschaffen können, der uns, aber ohne alle Widerrede, heimlich verhehlen will.“ — „Wenn es weiter nichts ist! —“ antwortete sie — „da kenn' ich einen Mann für sie; und ich will ihn gleich holen lassen, damit sie selbst mit ihm reden können.“ Es geschah.

Nun

Nun hatte ich einen schweren Stein vom Herzen. Am folgenden Morgen kamen wir auch schon in unserm neuen Zimmer zusammen und fanden es recht artig ausgeschmückt. — Hier meine theuerste Mariane! — sagte ich beim Hereintreten, hier haben wir nun eine Freystätte für unsre Liebe. Hier können wir ungestört unsre Empfindungen ausgießen, und bald hoffe ich, wird dieses Zimmer ein Zeuge der unauflöslichsten Vereinigung unsrer Herzen seyn. Ich habe bereits das Nöthige dazu veranstaltet. — — „Alles ist gut, erwiderte mir Mariane, und ich bin bereit, in alles zu willigen; aber, mein bester Herr von Storfels, ich habe es schon oft gesagt und ich wiederhole es noch einmal: mir ahnet so bange, und ich fürchte, daß unsre Liebe ein flüchtiges Ende für mich gewinnt. — Ach! daß das äußere Glück uns trennte, da doch der Himmel unsre Herzen für einander schuf! Nur zu gewiß ist es, daß ich, indem ich Ihr Glück machen soll, Ihr Unglück bereiten werde.“ — Ich drückte das gute Mädchen an meine Brust, und gab mir alle Mühe, diese traurigen Vorstellungen zu verschewen. Sie stellte sich auch, als ob sie sich durch meine Gründe beruhigt fühlte, aber ihre ängstlichen Abndungen schimmerten doch noch immer durch.

Wir bestimmten nun die Stunde, in welcher wir täglich zusammen kommen wollten, und auch die Zeit, wann Mariane ihrer Mutter unser Liebesbündnis entdecken sollte. Denn diese letztere durfte da-

mals

malß noch nicht wissen, was zwischen uns vorgieng; sonst würde sie gewiß, bloß aus Furcht vor meinem Vater, unsre getroffene Anstalten wieder vereitelt haben.

Der Tag, den wir zu unsrer Heirath festgesetzt hatten, war da. Wir kamen des Morgens zur gewöhnlichen Stunde in unser Zimmer zusammen, Marianne war niedergeschlagener als gewöhnlich. In ihrem ganzen Wesen herrschte der sichtbarste Ausdruck innerlicher Unruhe, und öfter als einmal suchte sie vor mir eine Thräne zu verbergen, die, wider ihren Willen, ihren Augen entschlüpfte. — Warum sind sie so traurig, meine Beste! — frug ich sie endlich — warum jetzt so traurig, da wir doch dem Ziele unsrer Wünsche so nahe sind? — „Ach! mein Bester, antwortete sie, ich habe ihnen zwar gesagt, daß ich mit allem zufrieden wäre; aber ich muß mein Versprechen zurücknehmen, denn ich kann unmöglich eher in unsre Heirath willigen, bis ich vollkommen überzeugt bin, daß sie auf die Art, wie sie dieselbe wollen vollziehen lassen, gültig sey; und bis ein Geistlicher mein Gewissen über den Schritt, den ich thun soll, beruhigen kann.“ Ich betheuerte ihr auf das heiligste, daß sie in dieser Rücksicht ruhig seyn könnte, und berief mich auf das Zeugniß des Geistlichen, den ich bestellt hatte, und der in diesem Augenblick in's Zimmer trat. Als ihm Marianne ihre Besorgnisse vorgestellt hatte, unterstützte er meine Gründe mit den seinigen, und sie wurde sehr

sehr beruhigt, daß sie sich mit der lebhaftesten Freude in meine Arme warf und zu mir sagte: „Nun ist es gut; nun will ich mich ihnen ganz übergeben und ewig die ihrige seyn! Ich bin zufrieden, wenn ich nur vor Gott ihre rechtmäßige Gattin bin; wofür sie mich in den Augen der Menschen wollen gelten lassen, das gilt mir gleich.“ — Der Geistliche ließ uns darauf einen Ehekontrakt unterschreiben, und nachdem dieses geschehen war, vollzog er, in Gegenwart einiger Zeugen, die Trauung.

Von diesem Augenblick an sprach meine Gattin kein Wort mehr von Furcht und traurigen Ahnungen. Wir durchlebten 9 Monate in unaussprechlichem Vergnügen. Da wir uns gegenseitig eben so sehr hochachteten, als wir uns liebten, so konnte kein glücklicheres Ehepaar auf Erden leben. Wenn wir in Gesellschaften kamen, dann mußten wir freilich, um nicht verrathen zu werden, den Schein der größten Gleichgültigkeit gegen einander annehmen. Aber mit welcher Wärme, mit welchem Feuer hielten wir uns auch wieder, in unsrer Einsamkeit, dafür schadlos!

Frau von Storr fels — denn dieser unglückliche Name, den sie nur zu theuer erkaufte hat, kömmt ihr mit Recht zu — wurde schwanger. Lange schon hatte ich hierauf gehofft und jetzt war meine Freude ohne Gränzen. Sie mußte endlich darauf bedacht seyn, ihre Schwangerschaft der Frau von Dorn

Dornbusch zu entdecken. Hier gerieth sie nun in die größte Verlegenheit; denn ihre Mutter wußte von unsrer Heyrath noch nichts. Ich gab ihr den Rath, daß sie sich, von aller Welt abgesondert, immer in unserm Zimmer aufhalten und ihrer Mutter schreiben sollte, daß sie sich in einem Kloster befände. Aber zu ihrem und meinem Unglück folgte Marianne diesem Rathe nicht. Ich mußte nun das Geschäft der Entdeckung dieses Geheimnisses auf mich nehmen. In dieser Absicht gieng ich zur Frau von Dornbusch hin, unter dem Vorwande, daß ich, im Namen meines Vaters, über eine Sache von äußerster Wichtigkeit mit ihr zu sprechen hätte. Sie führte mich in ein Zimmer, und ich war kühn genug, die Thüre gleich abzuschließen und den Schlüssel herauszuziehen. Darauf sagte ich ihr, daß ich schon über 9 Monate mit ihrer Tochter in der Ehe gelebt hätte und daß sie sich schwanger befände.

Die Frau von Dornbusch gerieth, wie sie leicht denken können, in den heftigsten Zorn; aber theils durch meine Vorstellungen und theils dadurch, daß ich in eben so harten Ausdrücken, als sie, sprach, und Drohungen mit Drohungen vergalt, brachte ich es endlich so weit, daß sie nicht allein ruhiger ward, sondern sogar unsre Verbindung billigte. Sie wollte ihre Tochter sprechen. Ich öffnete die Thüre und führte Marianne an meiner Hand der Mutter entgegen. Diese eilte auf sie zu, umarmte sie und billigte alles. Auf mein Anrathen sollte sich jetzt
meine

meine Gattin beständig in unserm Zimmer aufhalten und in der Stadt das Gerücht verbreitet werden, sie befände sich in einem auswärtigen Kloster. Meine Schwiegermutter brachte gegen Abend ihre Tochter selbst nach unserm Zimmer hin, versprach ihr, sie fleißig zu besuchen und sie bey ihrer Niederkunft mit allem Nöthigen zu unterstützen. Nun waren wir Beide die glücklichsten Menschen auf Erden und hätten es lange bleiben können: aber eine Unvorsichtigkeit, die ich begieng, stürzte uns plötzlich in den Abgrund des Unglücks; sie raubte meiner Gattin das Leben und übergab mich der Verzweiflung.

Die Zeit der Niederkunft meiner Gattin war nahe und sie befand sich gar nicht wohl. Ich hatte sie in zween Tagen nicht gesprochen, weil ich, in Geschäften meines Vaters, nach P. : reisen mußte. Sobald ich wieder zu Hause kam, wollte ich gleich zu Marianne hinein. Auf den Schloßplatz begegnete mir aber mein Vater, und ich mußte mit ihm in sein Kabinet gehen. Er that noch immer sehr freundlich gegen mich und lobte meine stille und eingezogene Lebensart. Darauf lenkte er das Gespräch auf eine Bedienung, die er mir zu kaufen willens wäre; und sprach endlich von einer vortheilhaften Parthie, die sich für mich darbierte. — Während dieser Unterredung zog ich mein Schnupftuch aus der Tasche, und ließ, ohne daß ich es gewahr wurde, einen Brief auf die Erde fallen; den Marianne unsrer Abrede gemäß, am Morgen vor meiner Abreise an mich geschrieben, und worin sie mir von ihrem Un-

stän:

ständen Nachricht gegeben hatte. Ich gieng fort. Mein Vater hob Mariannens Brief auf und laß ihn. Während der Zeit war ich, ohne die geringste Abndung des uns so nahen Unglücks bey meiner Gattin, die mich auf das dringendste bat, daß ich ihr doch verstaten mögte, ihr Kindbett in dem Hause ihrer Mutter zu halten. Ich suchte sie durch Bitten und Gründe von diesem Vorsatz abzubringen; sie gab mir aber kein Gehör und drang so sehr in mich, daß ich es, wider meinen Willen, zugeben mußte. (Der Beschluß künftig.)

15.

Wetter, Wein, und Pflichtbeobachtung.

Wesel den 25. Herbstmonats.

Nachdem im abgewichenen Augustmont die Witterung mehr kühl, als warm gewesen, haben wir im jetzigen Septembermonat wieder drey außerordentlich warme Tage gehabt. Selbige waren der 5te, 6te und der 7te. Der Thermometer stand des Nachmittags am 5ten auf 87, am 6ten auf 88 und am 7ten auf 82 Grad nach Fahrenheit.

Im vorigen Jahr hat der Weinstock im Rhingau am Margarethentag seine Blüte, in diesem Jahr aber schon kleine Trauben geliefert. Den Tag nach Michaelis, also noch in diesem Monat, wird die Weinlese bereits ihren Anfang nehmen, und man verspricht heuer einen kostbaren Wein, wie ich schon bemerkt habe. Drum laßt uns den alten bey Seite winkeln.

Ja es ist heute der festliche Tag, an welchem unser vielgeliebter König das vier und vierzigste Jahr seines theuren Lebens zurück legt, und dieser frohe Tag, den so wohl unsere Garnison, als Bürgerschaft, feyerlich begehet, verpflichtet mich, die Bouteille zur Hand zu nehmen, und nachstehende Gesundheit auszubringen:

Gott segne Friedrich Wilhelm Dich;
 Er mache, wie durch Friederich,
 Sich über vier und vierzig Jahr
 Durch Dich der Welt noch offenbar.
 Er sprach zu Dir: Schaff Wilhelm Ruh!
 Zu Ludewig: Sieh Du nur zu!
 Zu Joseph: Greif die Türken an!
 Zum Achmet: Wehr Dich Muselman!
 Und zu den Patrioten: Pfuy!
 Da thatest Du in einem Hun,
 Was viermal hundert tausend Mann
 In sieben Monat nicht gethan.
 Gott offenbare ferner Sich
 Durch Wilhelm, wie durch Friederich.

S—

Räthsel

Was ist unter freyem Himmel frey und sichtbar,
 Das doch nie von der Sonne beschienen werden kan?

Auflösung des Räthfels in vorigem Blatt.

Dasjenige, welches festgefahren ist,

Nachricht von Neujahrswünschen auf das Jahr
1789 welche bey dem Buchhändler
Franz Jakob Röder in Wesel
verfertigt werden.

Untenbenannte Neujahrswünsche, sind auf allerley
Stände und Personen, auf Familien Gegenstände,
Gönner, Freunde und Freundinnen, auch Charakte-
ristischen Personen eingerichtet und neu verfertigt.

- 1) Neujahrswünschen auf Bogen abgedruckt, mit aller-
ley Einfassung, den Bogen zu 1 Groschen preuß.
Cour. oder 3 sbr. Clevisch.
- 2) Nach derselbigen Art wie Nr. 1. auf fein Post-
papier, verschiedene auf einen Bogen, mit Zierra-
then, der Bogen 1 Groschen.
- 3) Allerhand Sorten von Piramiden, und sonstige
Inventionen, alle fein illuminirt, mit einem
Wunsch auf Atlas abgedruckt das Stück 3 Sg.
- 4) Allerley Piramiden, Medaillons und andere Zie-
rathen, auf fein Glanzpapier gedruckt, von allerley
Farben, das St. 1 Sg.
- 5) Verschiedene Sorten von illuminirte Medaillons
und atlasene Wünsche 2 Sg.
- 6) Mit ganz fein gemahlte vier Rosen und andere
Blumen, worunter ein Wunsch auf Atlas gedruckt
und mit einem Couvert versehen. 9 Groschen.
- 7) Ganz fein illuminirte Medaillons auf seiden
Glanzpapier zu 1 Sg.
- 8) Eine ganz neue Art von seidene Bänder, ganz
fein gemahlt, oben mit einer medaillonsche Ein-
fassung, worin die Titulatur geschrieben werden
kann, und besonders auserlesene Wünsche, 8 Sg.
- 9) Dito gemeinere Sorten zu 4 Sg.
- 10) Ebendieselben, statt seidenes Band, auf fein sei-

den Glanzpapier von allerley Farben gedruckt
auch fein gemahlt, 2 Gg.

11) Eine große Sorte, so in Kupfer gestochen, auch
in verschiedene Sorten und Farben der Wunsch
auf Atlas, zu 4 Gg.

12) Dieselbigen mittlere Sorten zu 3 Gg.

13) Allerley Sorten, von fein gemahlten Bergierun-
gen, von allerley Erfindungen, auch mit atlasne
Wünsche zu 2 Gg.

14) Kleine gedruckte und mit Farben gemahlte Sorte
auch mit Wünschen auf seiden Glanzpapier zu
1 Gg.

15) Ganz feine italienische Blumen, auch Blumen-
stränche mit Neujahrswünsche, verborgen ange-
bracht zu 1 Rthlr. auch 16 und 12 Gg.

16) Allerley Sorten und neue Erfindungen von
Wünschen zu 1 Gg.

17) Eine neue Erfindung von feinen gemahlten
Fächern, zum Gebrauch für Frauenzimmer, mit
Neujahrswünschen, an Freundinnen und Ver-
wandtinnen zu 1 Rthlr. 16 Gg. auch 1 Rthlr.
12 Gg. und 1 Rthlr. 8 Gg.

18) Couverts von fein Seiden Papier von allerley
Farben, mit Gulde lande eingefast, und ganz fein
gemahlet zu 2 Gg.

19) Silhouetten Einfassung auch sehr fein gemahlet,
zu 2 Gg.

Auch werden besondere Neujahr- und Geburts-
tags Wunschen, nach allerley Art und Erfindungen,
auf einzelne Gegenstände, besonders abgedruckt und
verfertigt, so wie es ein jeder gerne haben will.



Niederrheinische
Unterhaltungen.

X. Heft.

Monat Oktober.

1788.

Beset

bei Franz Jakob Röder, Buchb.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geb. ^{Kanzpapier} gemab. It einem Umschlag, wie der gegenwärtige von ^{der} ~~der~~ Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rthlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

I n h a l t.

	Seite.
1. Karl von Storrfels und Mariane von Dornbusch. (Beschluß.) von F——nn.	209
2. Etwas über Lehrreformen. Ein Schreiben eines Ungeannten an die Herausgeber der Niederh. Unterhaltungen. von L. S. B. V.	214
3. Mittel zur Bertilgung der Blättern. (Eingesandt.)	225
4. Endlich einmal eine Erbschaft. Eine Erzählung. (Aus dem engl. übersetzt.)	230
5. Ob das Schicksal auch wohl zu Zeiten tugendhafte Handlungen sichtlich belohne?	235
6. Neuere Anekdoten.	236
7. Die galante Kapuciner.	237
8. Kindliche Liebe.	239
9. Ueber Ausschneideren.	241
10. Aufklärung und Toleranz. Auszug aus dem Schreiben eines Benedictiners von dem bayerischen Kloster D— vom 30. Jun. 1788.	250
11. Sinngedichte von Herrn Schink.	256
12. Ueber Ausschneideren (Fortsetzung.)	257
13. Neue nützliche Erfindung.	166
14. Literarische Anzeige.	267
15. Nachricht von einem gelehrten Uben- thener.	269
16. Satyre auf den Duke Marlborough.	271

Niederrheinische Unterhaltungen.

1788 III. Jahrgang.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSÉLDORF

Zehntes Heft. Oktober.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

I.

Karl von Storrfels und Mariane
von Dornbusch.

(Beschluß der im vorigen Heft abgebrochenen
Geschichte.)

Wals ich wieder zu Hause kam, konnte ich nicht das geringste an meinem Vater merken; unterdessen hatte er doch schon alles zu seiner Rache und zu unserm völligen Untergange vorbereitet. „Wenn du morgen Vormittag keine Geschäfte hast, sagte er ganz kaltblütig zu mir, willst du dann wohl mit mir nach einem gewissen Hause gehen, wo ich dich schon längst hätte vorstellen sollen?“ — Sehr gern antwortete ich, denn weil ich glaubte, wir sollten zu den Eltern des Mädchens gehen, worüber

er mit mir gesprochen hatte, so äusserte ich nicht den geringsten Widerspruch. Am folgenden Morgen stand der Wagen, gegen acht Uhr, vor der Thüre. Wir stiegen herein und fuhren fort. Mein Vater ließ den Kutscher vor einem Hause von mittelmäßigem Ansehen stille halten, stieg aus und gebot mir ihm zu folgen. Wir giengen herein; eine Seitenthüre öffnete sich und mein Vater stieß mich mit Gewalt in ein Zimmer; wo mich sogleich vier Soldaten überfielen und mir den Degen abnahmen. Vergebens bat ich den Anführer dieser Leute, mir die Ursache dieser Behandlung zu sagen; vergebens both ich ihm meine Börse an, wenn er mir nur erlauben wollte ein Paar Zeilen zu schreiben, und wenn er sie an den zu bestimmenden Ort richtig abliefern wollte. Er schlug alles ganz trotzig und störrisch ab, und ich wurde gegen Abend in ein Kloster gebracht.

Mein Vater gieng indeßen, voller Wuth zur Frau von Dornbusch. Behandelte sie als die verworfenste unter den Elenden und brachte das ganze Haus durch seine Verwünschungen und Drohungen in Aufruhr. Während daß er seiner Wuth den vollen Zügel ließ, kam meine Gattin, in einem Tragsessel bei ihrer Mutter an. Sie stieg, ohne zu wissen was vorgieng, die Treppe hinauf. Kaum wurde mein Vater sie an der Stubenthüre gewahr, als er sie auch gleich mit einer Fluth von den grausamsten und ungesitttesten Schmähungen und Schimpfwörtern

fern überschüttete. Das gute Weib, das dergleichen Niederträchtigkeiten nicht gewohnt war, und an nichts weniger als an einen solchen Empfang dachte, stürzte ohnmächtig zu Boden. — Meine Schwiegermutter, die meinen Vater überreden wollte, daß sie von dem, was zwischen uns vorgefallen war, nichts wisse, behandelte ihre Tochter noch grausamer. Statt daß sie von dem traurigen Zustand ihrer Tochter hätte gerührt werden sollen, ließ sie eine Sanfte holen, meine ohnmächtige und in ihrem Blute schwimmende Gattin, hineinwerfen und nach einem Hospital tragen. So aufgebracht mein Vater auch war, so schauderte er doch vor dieser barbarischen Behandlung. Er gieng fort, und ließ einige Augenblicke darauf der Frau von Dornbusch sagen: daß er keinesweges zu ihr hingekommen sey, um sie von der Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihre Tochter abzuhalten. Sie hätte früher dem Uebel vorbeugen müssen, und jetzt, da es einmal geschehen sey, sollte sie keinen Augenblick zögern, ihr die nöthige Unterstützung zu leisten. — Sie eilte nun auch gleich zu ihr hin, aber es war zu spät. Meine Gattin, die sich äußerst schwach von ihrer Ohnmacht erholte, und sich, mitten unter einer Menge von Unglücklichen, auf einem elenden Strohlager erblickte, konnte den Eindruck, den dieser Anblick auf sie machte, nicht aushalten. Vergebens suchte die Mutter sie zu trösten, vergebens brachte man sie in ein besseres Zimmer. Der tödtliche Streich war einmal geschehen; sie fühlte schon die Annäherung des To-

Nur noch einmal öfnete sie ihre blaffen Lippen, um meinen Namen zu stammeln. Als man ihr sagte: daß ich nicht zugegen wäre, zeigte sie durch Gebärden, daß man ihr Feder und Dinte geben mögte. Man that es und nun schrieb sie an mich folgende Worte:

„ Ich sterbe, mein Geliebter! — Auf einen
 „ so heftigen Sturm hatte ich mich nicht vor-
 „ bereitet. Ich mußte ihm unterliegen. —
 „ Wer der Urheber meines Todes ist, diß mag
 „ ich nicht untersuchen. Lebe wohl, mein e-
 „ wiggeliebter Gatte! Du wirst von mir wei-
 „ ter nichts, als ein trauriges Andenken an
 „ mich übrig behalten. Ich fühle es, mein
 „ Kind ist schon tod. — Ich sterbe auch —
 „ leb' ewig wohl!

Marianne.

Sie schrieb diese Zeilen und starb. "

Mein Freund konnte jetzt vor Schluchzen nicht weiter reden. — Als er sich nach einer Weile wieder etwas erholt hatte, fuhr er in seiner Erzählung so fort: „ Was mich betrifft, sagte er, so kam ich, einige Tage vor dem Tode meines Vaters, nachdem ich sechs Monate gefangen gefessen hatte, wieder los. Man zeigte mir nun die ganze Gräßlichkeit meines Schicksals, das mir bisher noch immer verborgen geblieben war; weil während der Zeit mei-

ner

ner Gefangenschaft kein Fremder zu mir kommen, und selbst mein Aufwärter nicht mit mir sprechen durfte. Ich reisete, um mich zu zerstreuen, nach Frankreich. Aber der Gram reisete mit mir und nirgends fand ich Ruhe. Nach einigen Monaten kehrte ich wieder nach B. zurück. Ich gieng nach dem Hospital, worin Marianne starb, und verlangte, daß man mir ihr Grab zeigen sollte. Ich sah es und sank ohnmächtig auf den Rasenhügel hin. —

Dies ist meine Geschichte. Nun urtheilen sie, ob ich die von mir angebetete Gattin freventlich verlassen habe, urtheilen sie, ob ich unmittelbar Schuld an ihrem Tode bin? — Gott! wie hart wird meine jugendliche Unbesonnenheit bestraft! Was helfen mir nun alle Schätze, die mein Vater mit Haufen sammelte. Mitten unter ihnen ist Gram meine Speise und Thränen mein Getränk. Wie froh hätte ich sie jetzt genießen, sie mit Mariannen theilen und uns beide glücklich machen können, wenn mein Vater weniger stolz und geldbegierig gewesen wäre, oder wenn ich der Stimme der Vernunft Gehör gegeben und meine Leidenschaft, bis zu einem glücklicheren Zeitpunkt, im Zügel gehalten hätte! — Es ist geschehen Mariane ist tod, und ich bin jetzt ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft! „
Ein Strom von Thränen erstickte seine Worte.

Ich ließ meinem Freunde Gerechtigkeit wiedersehen, und fand ihn eher des Mitleids, als der Ver-

achtung würdig. — So viel ich konnte, suchte ich ihn zu trösten, und begab mich endlich nach Hause. In meiner Einsamkeit schwebt mir das traurige Schicksal des unglücklichen Jünglings ununterbrochen vor Augen, und lange dachte ich über die Unbesonnenheit der Jugend, über die traurigen Folgen einer romantischen Liebe und über das unverantwortliche Betragen so mancher begüterten Eltern gegen ihre mit einem zärtlichen Herzen begabte Kinder nach.

S. — III

2.

Etwas über Lehrformulen.

Ein Schreiben eines Ungenannten.

An die Herausgeber der Niederrh.
Unterhaltungen.

* den 16. Sept. 1788.

Von Anfang her bin ich ein fleißiger und begierter Leser Ihrer Niederrheinischen Unterhaltungen gewesen. Viele Stücke darin haben mir außerordentlich wohlgefallen, indem dieselbe manche treffende Wahrheit enthalten — die mir von einem Liebhaber derselben — hie und da die deutlichste Beweise geben — Nicht für ein Compliment etwan, oder für eine Schmeicheln, nehmen Sie dieses, mein Lieber! auf. Nein, auch ich bin ein Liebhaber

Der

der Wahrheit: Willkommen ist sie mir, von wannen sie auch komme, und wo ich sie auch finde, in der Vernunft, in der Natur, in der Erfahrung, in dem göttlichen Bibelbuch oder in einer periodischen Schrift — und eben daher bin ich auch, so sehr als möglich, von aller Schmeicheley entfernt.

Was mich aber zu diesem Schreiben veranlaßt, sind die im Bergischen über die einzuführende Schulordnung entstandene — noch nicht gestillte — Unruhen. Ganz recht haben Sie Sich erklärt, daß in allen, besonders auch im Schulwesen Ordnung obwalten müsse. Auch alles, was ich bis jetzt über diese Sache — von Schulmeistern Ihnen zugeschickte — in Ihren Blättern gelesen habe, ist mir eben so wie Ihnen schmacklos — riechet nach Stolz und Regierfucht. a)

Manche gottesfürchtige und rechtschaffene Schulmeister aber — die im stillen seufzen, die gern nach ihren — bey vielen gewiß trefflichen — Einsichten gemeinnützig werden und Licht und Wahrheit den Kindern gern frühe beibringen möchten, und jetzt
noch

a) In Amsterdam, fällt mir dabei ein, hielten einst zwey Diakonen Hausbesuchung bey den ihrer Pflege anvertrauten Armen. Bey einem fanden sie einen Hund: Hoc, sagte der eine von ihnen: Moeten wy den Hond ook voeden? — Heeren! erwiederte der Arme: Laet my dit Beest, 't regeeren is soo aengenæem, Gy over my, en ik over den Hond.

Anmerk. des Einsenders.

noch mehr wie sonst darin gehemmt werden dürften — diese sind es, die samt den zarten Kindern mich dauern. Ich fühle, daß es Sie befremde, dieses zu lesen — Aber hören Sie, was es sey — die Lehrformulen sind es, mein lieber, und gerade die Lehrformulen, die bey den mehresten, wenigstens den angesehensten Gemeinen des Bergischen Landes noch im Schwange sind, und die nun mancher brave Schulmann pünktlicher noch als vorher den Kindern als Wahrheit beybringen muß, obgleich er vieles darin in seinem innersten verabscheuet, und mit Recht verabscheuen muß. Zum Beyspiel, daß Gott von Ewigkeit festgesetzt habe, welche unter den Menschen ewig sollten selig werden, und welche ewig sollten verlohren gehn. b) Daß das jetzt gebohrne Kind eine Satansbrut sey, indem von der Erbsünde gesagt wird, sie sey die dem Menschen angebohrne Verdorbenheit, wodurch er untüchtig sey zu einigem Guten, und geneigt zu allem Bösen c) — Der Mensch habe also zu guten Handlungen gar kein Vermögen, nicht einmal Anlage dazu. In der Befehring selbst verhalte sich der Mensch blos leidender Weise, und er könne zu seiner sittlichen Verbesserung eben so wenig beitragen, als ein Kind zu seiner natürlichen Geburt. d) — Seine Tugenden seyn in Gottes

b) Man sehe Lampens Einleitung zum Geheimnis des Gnadenbunds. Seite 17.

c) Man sehe ebendaselbst. Seite 31.

d) Ebendaselbst. Seite 64.

A. d. E.

A. d. E.

A. d. E.

Gottes Augen ein Greuel, die er als Dreck dem Menschen ins Angesicht zurück werfe — Seine beste Handlungen seyn ein besudeltes Kleid. — Die Tugenden der Heiden hört man von den Kanzeln für Hundstugenden e) erklären — Ja man sollte es kaum glauben, und doch ist es wahr, daß man gelegentlich höret: Man müsse den Kindern von Tugenden, von gutes thun nicht so viel vorsagen; sie würden sonst Werkbellige werden. Es heiße das nichts anders, als die Pferde verkehrt in den Wagen spannen. Nur das im Glauben ergriffene Verdienst Christi mache Selig. —

Was muß, um Gotteswillen! der mehr aufgeklärte Schulmann, der gegen seine Ueberzeugung solche und ähnliche Lehr sätze nach dem einmal eingeführ-

ten

e) Der Ausdruck ist mir in der That noch ganz neu. In diesen — Ein Hund besitzt doch manche Tugenden, z. B. Treue, Gehorsam, Untermüßigkeit, Wachsamkeit und Treue für seinen Herrn, so daß er selbst manchen Menschen darin beschämt macht. Und in sofern gefällt mir der Ausdruck doch immer besser, als der gewöhnliche, da man die Tugenden der Heiden für glänzende Laster erklärt. Mir fällt dabey das Raisonnement eines nicht unverständigen Schulmeisters bey, der seinem Prediger dagegen die Einwendung machte: Laster, sagte er, sie mögen nun glänzen oder nicht, muß man doch meiden, und in eben dem Maas, als man sie meidet, wird man auch moralisch besser. Wären also auch jene Heiden wirklich frömmere und besser gewesen, wenn sie die Thaten der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und Großmuth, die man an ihnen rühmt, und die Sie nun für Laster erklären, gemieden und unterlassen hätten?

gen vorgenannten Lampens Lehrbuch f) seinen Kindern beybringen soll, was muß er dabey denken, und

f) In die Erörterung der hier vorgetragenen Lehrrsätze können wir uns hier nicht einlassen, denn dogmatische Untersuchungen gehören nicht in die Unterhaltungen. Was aber das hier erwähnte Lehrbuch betrifft, dessen schon ganz allegorischer Titel eben keinen zweckmäßigen und für die Jugend deutlichen Religionsunterricht vermuthen läßt, das auch überdem eigentlich nur ein dürres, mit häufigen Allegorien und alttestamentischen Vorbildern durchwebtes Compendium der Dogmatik ist, in welchem die christliche Sittenlehre, dieser doch so unentbehrliche Theil eines christlichen Religionsunterrichts ganz fehlt, und wo noch das wenige, was davon in dem Capitel von der Wiedergeburt und der Heiligung vorkommt, dadurch unkräftig gemacht wird, daß die ganze moralische Verbesserung des Menschen lediglich als eine Sache vorgestellt wird, worin sich der Mensch bloß leidend verhalten müßte, und der Mensch bloß als eine Maschine, oder wie der seelige rechtschaffene Pastor Henke zu Duisburg sich ausdrückte: als ein Klotz und Block betrachtet wird, der deswegen auch dieses Costüm sehr nachdrücklich die Klotztheologie zu nennen pflegte — Was nun dieses Lehrbuch betrifft, so ist dasselbe freylich in den meisten bergischen Gemeinden eingeführt, und es steht so gar bey vielen in der Achtung wie ein symbolisches Buch. Allein es giebt doch auch im Bergischen viele Prediger, die das Unvollkommene und Fehlerhafte dieses Buchs einsehen, und deswegen entweder dasselbe gar nicht brauchen, oder doch beym Gebrauch ganze Capitel überschlagen. Warum sollte dann der aufgeklärte Schulmann strenger an dieses Buch gebunden seyn? Ein symbolisches Buch ist es doch, Gott lob! einmal nicht. In dem Beruf, sowohl des Predigers als des Schulmeisters wird von dem Lampenbuch (wie es gemeinlich genannt wird) keine Erwähnung gethan, sondern beyde sind darin lediglich an das Wort Gottes und an den Heidelbergschen Catechismus, als das einzige Buch der deutschen Reformaten Kirche gemiesen.

und muß er nicht im Druck seyn, wenn er nicht Muth und Kraft genug hat, oder haben darf, seine Stimme zu erheben! und zumahl jetzt, da das Schulsystem von Obrigkeitswegen gehandhabt werden soll. g)

Ein gewisser Schulmann wollte den Kindern außer Natur und Vernunft Gott als den Vater der Menschen kennbar machen; bald aber war er gehemmt: Kenntnisse von Gott den Kindern beybringen, hieß es, gehöre für Prediger. h)

Alle diese Stücke sind herrschend System bey den meisten, vorab bey den ansehnlichsten Gemeinen des bergischen Landes. i) — Vernunft, Aufklärung sind gebäufige Wörter k) — kaum mag man sie nennen hören,

g) Auch das neue Schulsystem, nach Vorschrift der so sehr verschrienen Schulmeister, und der so musterhaften, aber leider noch nicht gedruckten Schulordnung legt dem Schulmeister in Ansehung des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs des Lampenbuchs keinen Zwang auf. Als Lehrformul ist auch hier bloß vom Heidelb. Catechismus die Rede.

A. d. S.

h) Ganz recht, aber auch für den Schulmeister, selbst die neue Schulordnung macht auch diesem das zur Pflicht.

A. d. S.

i) Sollte das nicht zu viel gesagt, nicht zu allgemein gesprochen seyn?

A. d. S.

k) Es geht der Aufklärung, wie mehr guten Sachen. Wenn eine an sich auch noch so sehr ehrwürdige Benennung so misbraucht wird, wie z. B. der Name des Patriotismus in Holland, so ist es kein Wunder, daß auch selbst solcher

Hören, viel weniger Gebrauch davon machen. Besonders darf das der stille nachdenkende Schulmann nicht. Dem würde es sein Brod kosten. 1) Welcher Kummer also für einen Mann, der es überzeugend weiß und durch so viele Erfahrungen bestätigt sieht, daß der Mensch eben sowohl mit Anlagen zum Guten als zum Bösen auf die Welt komme; daß nur verkehrte oder versäumte Erziehung und böse Beispiele den Menschen so verderbe und gottlos mache — und der dann doch gegen diese seine Ueberzeugung lehren soll, die Untüchtigkeit zum Guten und Neigung zu allen Bösen sey ihm angebohren, er bringe das mit auf die Welt — Welch eine ganz andre Vorstellung macht uns Jesus nicht von den Kindern die er am geschicktesten zum Reich Gottes fand, die Er also nicht für so verdorben hielt, als die Alten die im sündigen bereits den Vorfahren waren ähnlich worden — Ihrer (der Kinder) sagt Jesus, ist das Reich Gottes, welches nur da ist, wo Wahrheit und Tugend

Manie verächtlich wird. Eben das läßt sich auch gewissermaßen auf die Aufklärung anwenden. Auch diese an sich ehrwürdige Benennung wird auch heut zu Tage sehr mißbraucht, und Sachen beygelegt, die man lieber mit dem Wort: Finsterniß bezeichnen möchte.

A. d. S.

1) Vielleicht seufzt auch mancher einzelne einsichtsvolle Prediger, und läßt es dabey! Wer darf es wagen, der Finsterniß, wie Jesus es that, mit der Fackel der Wahrheit und Vernunft unter die Augen zu treten? — Obgleich jetzt nur Absetzung vom Amt, und doch nur im äußersten Fall statt haben dürfte — wo doch Jesus den Kreuzestod voraussah.

A. d. S.

Zugend blühen, dazu fand Er niemand fähiger als die Kinder, die durch Sinnlichkeit und Lüste noch nicht verderbt waren, und durch verkehrte Begriffe noch nicht unterdrückt hatten —

Was soll dem Menschen wahre ächte Beruhigung geben, wenn es die Ausübung der Tugend, davon die Liebe die fürnemste ist, wie Jesus der Hochgelobte überall lehret — nicht thun soll? Das Verdienst Christi, antwortet man — Gut, aber darf ich von seinem Verdienst das trennen, was er zur Verbesserung und Heiligung der Menschen gethan hat? oder kann ich mir sein Verdienst wohl ohne Glauben, der durch die Liebe thätig und in guten Werken fruchtbar seyn muß, folglich ohne eigenenthümliche Frömmigkeit und Tugend zu eignen? —

Jesus lehret: Seine Gebote, oder Belehrungen, wie man will, seyn leicht und nicht schwer! der gute Schulmann soll das Gegentheil, ja selbst die Unmöglichkeit davon behaupten, obgleich er überzeugend weiß, daß Jesus die Wahrheit geredet hat, und daß die Ausübung der Tugend der menschlichen Natur ganz angemessen seyn müsse, weil alsdann erst der Mensch zur wahren Zufriedenheit gelangen kann.

David fand seine Lust an den Belehrungen Gottes, Jakobus setzt den reinen und unbefleckten Gottesdienst darin, daß man Wittwen und Waisen in ihren Trübsalen besuche, das heißt, sich ihrer auf die mög-

möglichste Weise annehme. — Geheimnisse der Religion und Grubelenen über ihre spekulative Sätze gehören billig nur für solche, die in der Tugend Fortschritte gemacht haben, darin gewurzelt sind, und daher so leicht nicht dadurch verblendet und irre gemacht werden.

Dieses fand ich Drang meines Herzens, Ihnen zu schreiben — und werden Sie es auch Drang finden, Ihren Blättern einzurücken, so werde ich es darin mit Vergnügen lesen. Wer weiß, wofür es gut seyn mag? der von mir beäugte Zweck ist gut, und werden die Folgen hievon auch gut seyn, so sollen Sie seiner Zeit dieselbe auch von mir erfahren. m) Ich bin ein am Ede des Bergischen Landes wohnendes Beobachter und Liebhaber der Wahrheit.

T. S. V. P.

3.

Mittel zur Vertilgung der Blättern. *)

(Eingesandt.)

Herr D. Saldoch zu Meldorp im Holsteinischen,
ein

m) Wir halten den Herrn Verfasser bey seinem Wort.

*) Das hier angekündigte Mittel zur Vertilgung der Blättern ist schon ziemlich bekannt. Wo ich nicht irre, so sind über auch Erfahrungen vorhanden, die beweisen, das dies

Ein geborner Rügierer, hatte schon im Jahr 1769 die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Kinder, denen man sogleich nach der Geburt die Nabelschnur ganz rein ausdrückte, so daß kein Blut darin zurück bliebe, keine Pocken bekämen. Eine Erfahrung von 9 Jahren hat solches bestätigt, da nemlich von 290 also bey der Geburt behandelten Kindern kein einziges, sogar in der von 1771 bis 1776 so stark herrschenden Pockenepidemie, davon angegriffen worden ist. Auch auswärtige Aerzte, wie Digby und Levet haben solches behauptet. Eben dies giebt auch Hr. Bajon in seinem Memoires pour servir à l'Histoire de Cayenne et de la Guiane Française. 1788 als ein untrügliches Mittel an, die Kinder für den Backenzwang, woran dort so viele sterben, in Sicherheit zu setzen, und er hat auch davon den berühmten Levet auf seiner Seite.

Räthsel.

Warum backt der Landmann gemeiniglich das Brod größer, als der Bäcker in der Stadt?

Auflösung des Räthsels in vorigem Blatt.

Der Schatten.

Nachricht an die Herausgeber.

Auf die im Anfange des vorigen Hefts von uns gegebene Nachricht wegen der an uns eingelaufenen

Briefe,

Mittel nicht immer wirksam gewesen. Vielleicht mag in dessen gegenwärtiger Aufsatz, dem einen oder andern, der Sache kündigen Art, Anlaß geben, hierüber uns etwas zu verlässigeres mitzutheilen.

D. S.

Briefe, ein gewisses an unsern König bey Hochdieselben Anwesenheit im Namen eines ganzen Collegiums übergebenes Gedicht betreffend, ist uns von diesem Collegium eine von dem Vorsteher und den übrigen Mitgliedern desselben unterschriebene Erklärung zugesandt worden, des Inhalts: „ daß
 „ das erwähnte Gedicht ganz ohne ihre Genehmi-
 „ gung, auch ohne ihr Wissen sey herausgekommen,
 „ ja sogar, daß sie nicht ein Exemplar davon in
 „ Händen bekommen haben.

Da in unsrer ersten Anzeige über diese Sache, weil wir gern alle Persönlichkeiten, so viel als möglich, vermeiden, weder der Verfasser des Gedichts, noch der Ort, noch das Collegium, in dessen Namen dasselbe vorgeblich überreicht worden, genannt, noch auf irgend eine bestimmte Art bezeichnet ist, so werden uns die Herren Vorsteher und übrige Mitglieder dieses Collegiums nicht verübeln, daß wir auch jetzt ihre Namen verschweigen. Zu Ihrer Befriedigung und zur Ablehnung des allenfalls auf Sie fallen könnenden Verdachts einiges Antheils an dem Gedicht wird es Ihnen hoffentlich genug seyn, daß wir Ihre, darüber uns gestellte Erklärung hier wörtlich haben abdrucken lassen, und übrigens das Publikum versichern, daß wir Ihre Unterschrift darüber in Händen haben.

Nachricht.

• Künftigen Montag, den 6ten dieses, Nachmittags um 1 Uhr wird die angekündigte Bücher-Auction allhier in der Stadt Waage ihren Anfang nehmen.

4.

Endlich einmal eine Erbschaft.

Eine Erzählung.

(Aus dem englischen übersetzt.)

Das Glück geht bei Austheilung seiner Güter wunderbarlich zu Werk. Findet es einmal Gelegenheit, uns damit in vollem Maße zu segnen, grade dann ist es wie blind, und hingegen sehr scharfsichtig in Gelegenheiten, uns seine Gaben zu entziehen. Je mehr man es sucht, desto mehr fliehet es, und verfolgt oft den, der sich nicht darnach umsieht. Courtlay war einer der wärmsten Verehrer dieser wandelbaren Göttin, nie bewarb sich jemand mehr um ihre Gunst, als er. Vorzüglich glaubte er, sie würde ihn durch Erbschaften begünstigen, da er dies für den bequemsten Weg ansah, mit einemmale sein Glück zu machen. Alle seine Gedanken waren daher nur darauf gerichtet, wie er es anzufangen habe eine Erbschaft zu erlangen. Hörte er irgend vom Tod dieses oder jenes Reichthums, so dachte er sich gleich an die Stelle des glücklichen Erben; der Gedanke an Erbschaften war ihm der angenehmster und das Wort: Erbe, das wohlklingendste, vor allen.

Courtlay hatte einen Onkel und eine Tante; beide waren ausnehmend reich und beide hatten ihn ge-
N. U. III. Jahrg. Bl. 41 P betet

beten, bey ihnen zu leben. Nun war guter Rath theuer; wem sollte er den Vorzug geben? Die Sache war zu wichtig, um sie nicht einiges Ueberlegung zu würdigen. Er that alles mögliche, um alle Gründe zu prüfen wornach er diesen wichtigen Fall entscheiden mußte; Er machte einen Uberschlag von beider Vermögen, wog beider Alter durch die genaueste Taufscheine gegen einander und die Meinung der erfahrensten Aerzte wurde eingeholt, ob der Onkel oder die Tante von schwächerer Leibesbeschaffenheit sei? Endlich gab er der Tante den Vorzug; Ihr Vermögen hielt zwar dem des Onkels die Waage aber das duzend Jahre, das sie mehr als dieser zählte, gab ihr in Courtlays Augen den Vorzug; dessen erster Grundsatz war, nichts ohne Gründe zu thun.

Er verfügte sich also zur Tante, und nun war sein eifrigstes Bestreben, daß er alle seine Geschicklichkeit in der Kunst sich beliebt zu machen aufbot. Zwar war dies eben so leicht nicht, doch unverdrossene Mühe sieget endlich. Zuborkommend selbst in jeder Kleinigkeit, stieg er täglich in der Gunst der Tante eine Stufe höher.

Die Dame Erbins, so hieß diese betagte Wittwe, war eine große Freundin vom Lesen, leider aber hatte jetzt das Alter ihre Augen verbunkelt und die Brille ersetzte nur wenig den Verlust des Gesichts, und leider war der Geschmack der Dame in der Wahl ihrer Bücher

Bücher für niemand reizend als für sie selbst, denn ihre Bibliothek, die ziemlich komplet war, bestand aus allen alten Predigten, Gebetbüchern, Postillen und ascetischen Schriften, die sie nur hatte aufstreiben können. Courtlay war also jetzt willkommen. Um seine Geschicklichkeit zu prüfen, mußte er wenige Zeit nach seiner Ankunft der Tante einige Seiten aus ihrem Lieblingsbuche, einer Fuß dicken Postille in Folio, vorlesen. Sie fand seine Stimme vorzüglich, und vorlesen dieses oder jenes alten Trösters wurde jetzt des armen Schluckers tägliches Geschäft, und nicht genug, daß er den ganzen Tag vorlas, mußte er auch den ganzen Abend damit hinbringen, bis die Dame einschlief; weil diese aber die unglückliche Eigenschaft hatte, eben dannwieder aufzuwachen, wenn der Vorleser gerade aufhören wollte, und bloß während des Lesens zu schlafen; mußte Courtlay wenn ihm der ruhige Schlaf seiner Tante am Herzen lag, die ganze Nacht vorlesen.

Besuche außer dem Hause abzustatten, war jetzt Courtlays Sache nicht. Nicht als wäre er ein Feind der Geselligkeit, grade das Gegentheil, aber er opferte jetzt alle Vergnügungen seinem Lieblingsgedanken auf, und Dame Erbina war so dankbar und erpennlich daß sie niemand bei sich sehen wollte als den geliebten Vetter — und so sah Courtlay nie andere Gesellschaft als die geliebte Tante. Nichts machte ihm diesen Zustand erträglich als der Gedanke: ich bin ihr Erbe, dieser Gedanke versüßte ihm

alles Unangenehme seiner Lage, machte ihn auf das Geringsste aufmerksam und erfindungsreich an neuen Beweisen seiner Ergebenheit. Von diesem Gedanken befeelt, seufzte er mit der Tante über die jetzige Welt und lobte die gute alte Sitten. Er bewunderte die Reize des Alters und verachtete die Flüchtigkeit der Jugend. Ach, sagte er oft, möchte doch der Mensch gleich aus der Jugend zum glücklichen Alter gelangen, die Zwischenzeit wird blos in lächerlichen nie zu erfüllenden Projekten verlebt, und die Zeit ist verloren, bis die glückliche Tage des Alters kommen. Diese und ähnliche Reden entzückten die Tante aufs äußerste, und das Wohlwollen, das sie über ihren werthen Better empfand, zeigte seinen Einfluß zu dessen größtem Mißvergnügen, auf ihre Gesundheit.

Die Stärke und Munterkeit ihrer Jugend schien zurück zu kehren, und ihre Gesundheit wurde fester als jemals. Courtlay grämte sich sehr über den schlechten Erfolg seiner Bemühung. Es ist doch verflucht, dachte er, daß ein ehrlicher Mann nicht anders sich eine Erbschaft erwerben kann, als wenn er den glücklichen Augenblick, sie zu erhaschen immer weiter hinauschiebt.

Sein Verdruß war grade aufs Höchste gestiegen als er einen Brief erhielt, worin man ihm meldete, sein Onkel liege auf dem Todtenbette, und alle Aerzte gäben ihn verloren. Neuer Stoff zum Nachdenken für unsern Courtlay. Er schloß ganz richtig eine
junge

Junge Person auf dem Todtenbette ist dem Grabe näher als eine alte die noch völlig gesund ist, sein Gewissen sagte ihm, er müsse schon deshalb zum Onkel eilen, weil ein kranker Verwandter seines Bestandes mehr bedürfe, als ein Gesunder. Er nahm also durch einen sehr höflichen Brief von seiner Tante Abschied, und ohne auf ihre Gegenvorstellungen zu achten, eilte er zum Onkel. Sir Walter, so hieß der Onkel vergaß über der eifrigen Sorgsamkeit seines Betters bald dessen vorige Geringschätzung; er schenkte ihm bald seine ganze Liebe und sein ganzes Vertrauen. Theuerster Better sagte er einst in einem Ausbruch seiner Zärtlichkeit, wären Sie stets bei mir gewesen, ich wäre nicht in meinen jetzigen Zustand gerathen, worauf Courtlay kaum die Antwort unterdrücken konnte: Ohne ihren gegenwärtigen Zustand mein lieber Onkel! wäre ich nie zu Ihnen gekommen.

Der Onkel, den die ganze medizinische Fakultät verloren gegeben hatte, genas aber derselben zum Troß. Ein Quacksalber heilte ihn. Ob seine Wunderessenzen daran Schuld waren, ist uns gleichgültig. Genug Sir Walter wurde wieder gesund; und der Aeskulap der ihn versicherte, er habe seine Genesung bloß den Wunderkräften seiner Elixire zu verdanken, deren Zubereitung er durch tiefe Alchymistische Nachforschungen erlernt habe, gewann so sehr Sir Walters ganzes Vertrauen, daß beide die vertrautesten Freunde wurden, und der Alchymist dem Onkel einige seiner Urkanen mittheilte.

Eines Tages kam Sir Walter ganz von Gesundheit strotzend auf Courtlans Zimmer, Betterchen rief er, ich habe Ihnen etwas im Vertrauen zu sagen, daß Ihnen gewiß viel Freude machen wird. Sie kennen den Doktor, der mich heilte — Freilich bester Onkel, sagte Courtlan, und ich kenne auch die Verpflichtungen die mir bestwegen obliegen — Gewiß, versetzte Sir Walter, Sie kennen noch lange nicht alle die Verbindlichkeiten, die uns der göttliche Mann auflagt — Wie so, sagte Courtlan, welcher wußte, daß der Wunderdoktor den Stein der Weisen suchte, er hat Sie doch nicht etwa Gold machen gelehrt? — Wohl was bessers, war die Antwort — Wohl was bessers! rief der erstaunte Courtlan sagen Sie mir's doch, bester Onkel! So groß seine Erwartung war, eben so groß war sein Schrecken, als ihm der Onkel eröffnete, das Geschenk des Goldmachers sey ein Fläschchen Spiritus, der jede Schwachheit des Alters heile, das Ziel des Lebens bis in die fernteste Zeiten hinaussetze, und Greise zu Jünglingen umschaffe. Wie vom Donner getroffen hörte Courtlan diese Worte, die den Eindruck, den die so plötzliche Genesung des Onkels schon gemacht hatte, noch vermehrte — Aus Bestürzung über diese Nachricht, verließ er eilig das Zimmer und seinen Onkel und wünschte ihm viel Glück zu der Unsterblichkeit.

Jetzt sollte die Tante wieder aufgesucht werden. Bis aber Courtlan es mit derselben wieder ins

Keine

Keine hatte, konnte noch einige Zeit verstreichen, er miethete deswegen Zimmer in einem Hause, wo der Zufall wollte, daß eine alte Dame, Lady Matted genannt, ebenfalls Zimmer bewohnte. Diese Dame zählte viele Reichthümer, viele Jahre und nicht weniger körperliche Schwachheiten. Courtlay hatte sie gar keiner Bemerkung gewürdiget, wenn er nicht von ohngefähr gehört hätte, die Lady habe keine Verwandte mehr am Leben. Armes Weib, war sein erster Gedanke, du hast keinen Vetter, der deinen Tod als Erbe beweinen kann; und dieser Gedanke erzeugte bei ihm gleich den folgenden, bey ihr sein Heil zu versuchen. Als Nachbar stattete er bey ihr seinen Besuch ab; er wurde freundlich empfangen und gebeten seine Besuche zu wiederholen, er that dies, seine Besuche wurden immer häufiger; und ohne daß ihn Lady Matted dafür wirklich erklärte hätte, glaubte er sowohl als jeder andre, er sey ihr zukünftiger Erbe; seine Freunde wünschten ihm schon dazu Glück.

Ein anderer lebenswürdiger Jüngling fieng kurz darnach an, die Lady häufig zu besuchen. Courtlay der Erbe wurde anruhig darüber, und seine Ahndung blieb nicht unerfüllt. Die Lady war einmal mit ihm allein. Freund, sagte sie zu ihm, Ihre Gesinnungen gegen mich sind von zu erprobter Treue, als daß ich länger anstehen sollte, Ihnen ganz meine Gesinnung offen zu legen: Courtlay sah schon im Geiste den Notarius hereintreten, und die Worte

te: Courtlay soll dein Erbe seyn, in einem feyerlich errichteten Testamente prangen, aber die Lustschlöffer verschwanden bald, als die Lady fortfuhr: Ich Habe mich entschlossen, mich zu verhehlichen. Sie kennen den jungen Herrn, der so oft seit kurzem mich besucht, er ist mein zukünftiger Gemahl und mit meiner Hand will ich ihm mein ganzes Vermögen übergeben. Nicht mit minderm Schrecken hörte Courtlay diese Hiobspost, als einige Zeit vorher die Nachricht von Sir Williams Unsterblichkeit; dumm und gedankenlos stand er da, unbeweglich und stumm. Wie ist's, Freund Courtlay, sagte die Lady, Sie nehmen ja sonst so viel Theil an meinem Schicksal, und stehen wie verstummt, ohne mir zu der vortheilhaften Veränderung Glück zu wünschen. Courtlay stotterte einige Complimente ohne Zusammenhang her, nahm eiligst seinen Abschied, und verließ noch denselben Tag das Haus.

Dieser Streich brachte ihn aus aller Fassung, er wurde aber fast rasend wie er hörte, die Tante, zu der er noch immer seine Zuflucht nehmen wollte, sey ganz gegen ihn aufgebracht, und wolle nichts mehr von dem lieben Vetter hören. Er hatte sich jetzt schon so viel Mühe gegeben, alles aufgeopfert, um eine Erbschaft zu erlangen, so viel tausend Menschen waren indeß gestorben, und so viele hatten ansehnliche Erbschaften gethan, nur er, der unglückliche Courtlay, nicht; dies bedachte er bey sich, und beschloß nun in Zukunft sich um gar keine Erbschaft mehr

mehr zu bewerben. Doch konnte er seine bisherigen Unfälle nicht vergessen, die verhaßten Bilder von unsterblichen Onkels, unerbittlichen Tanten und heirathslustigen Matronen schwebten ihm stets vor Augen und der Gram über fehlgeschlagene Hofnungen stürzte ihn in eine tiefe Melancholie, die seinen Körper zerrüttete, seine Gesundheit zerstörte und ihm bald in den Fall brachte, statt Erbe, Erblasser zu werden.

Doch dieser Zustand währte nicht lange. Neue Hofnungen zu ansehnlichen Erbschaften machten ihn wieder aufleben. Er las einst in der Zeitung: ein alter, kürzlich aus Ostindien mit großen Schätzen angekommener Kaufman, Richard Blackmore, machte seine Ankunft ins Vaterland bekannt und wünschte seine Unverwandten zu sehen. Courtlay sahe nicht sobald den Namen, als ihm einfiel, seine Mutter sey eine geborne Blackmore gewesen; Voller Freude über diese Entdeckung meldete er sich also als ein Verwandter beym Kaufman.

Ob er wirklich mit ihm verwandt war, kümmerte uns nicht, der alte Herr war mit dem Beweise der Verwandtschaft zufrieden und bat Courtlay bey ihm zu bleiben, und ihm bis zu seinem Tode Gesellschaft zu leisten. Courtlay wußte sich auch hier angenehm und beliebt zu machen, so daß Blackmore ihn als seinen Sohn liebte und in allem nach Courtlays Wunsch sich richtete. Der so lang erwünschte Zeit-

punkt kam endlich; Blackmore machte sein Testament und — Courtlay wurde, wornach er so lange vergebens gestrebt hatte, zum Erben eingesetzt. Ja, damit er auch recht bald zum langgewünschten Besitz dieser Erbschaft käme, that ihm Blackmore, bald nach Errichtung des Testaments den Gefallen, tödlich krank zu werden. — Endlich einmal eine Erbschaft, rief er jetzt ganz entzückt aus — Aber ach! jetzt spielte ihm die treulose Göttin, die er so eifrig verehrt hatte, den allerhämischten Streich. Blackmore war seit vielen Jahren in einem verworrenen Rechtsstreit verwickelt, der immer bedenklicher wurde. Er starb. Der frohe Erbe wollte sein Vermögen in Besitz nehmen, und grade da kam der Urtheilsspruch, Blackmore, oder vielmehr jetzt seine Erbe, hatte den Prozeß verloren. Das ganze reiche Vermögen, die ganze schöne Erbschaft gieng dadurch verloren, und Prozeßkosten und Sporeln nahmen noch so viel hinweg, daß der Erbe selbst einen Theil seines eigenen Vermögens dabei einbüßte.

So erhielt Courtlay endlich eine Erbschaft, war aber grade bei Erlangung dieses seines größten Wunsches am Unglücklichsten und hatte keinen Trost als den seines Gewissens, er habe stets rechtschaffen gehandelt, und sein möglichstes gethan.

5.

Ob das Schicksal auch wohl zu Zeiten
tugendhafte Handlungen sichtlich
belohne?

Ueber diese Frage ward einst in einer zahlreichen
Gesellschaft an der Tafel eines reichen und angese-
henen Mannes — wo also eben so sehr für die
Nahrung des Geistes, als des Körpers gesorgt
ward — ein sehr unterhaltendes Gespräch geführt,
und weitläufig darüber gestritten, worauf ende-
lich der Gastgeber das Wort aufnahm, und zum
Beweise für die Bejahung der Frage folgende kleine
Geschichte erzählte:

Ein Pastetenbäckerjunge hörte ein Kind gegen
seine Mutter erbärmlich über Hunger schreien, ohne
daß die Mutter — ein armes Weib — im Stande
war, das Kind zu befriedigen. Der Junge konnte
dem Antriebe des Mitleids nicht widerstehn, und
ohngeachtet er fürchten mußte, bey seiner Zubause-
kunft für jedes Pastetchen das ihm fehlte, und wofür
er nicht das Geld mitbrächte, eine gute Tracht
Schläge zu bekommen, reichte er dem Kinde eine
von den Pasteten hin. Ein reicher Mann sahe im
vorbeygehn dem Auftritt mit zu; er gab der Bette-
lerin gleich einen Louisd'or, und nahm den Pastet-
tenbäckerjungen zu sich; Er ließ ihm eine gute Er-
ziehung

ziehung geben; es wurde ein reicher und geehrter Mann aus ihm, und — dieser Pastetenbeckerjunge (so beschloß der Erzählende) meine Herren! — — der war ich.

6.

Neuere Anekdoten.

I.

Bei Gelegenheit der jetzt in Frankreich vorgegangenen großen Veränderung in Verwaltung des Finanzwesens, war in Paris wie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich, ein großer Zusammenlauf des Volks. Die sich jetzt daselbst aufhaltende Abgesandten des Sippo Saib fragten nach der Ursache, worauf ihnen der Dolmetscher antwortete, daß der französische Großvezier (der Principalminister, Erzbischof von Senes) abgesetzt sey. Ey, so bitten wir sehr, sagten sie hierauf, daß Sie uns seinen Kopf sehen lassen. Nach der Meinung dieser orientalischen Herren ist also mit jeder Absetzung auch der Verlust des Kopfs verbunden.

II.

Bei der öffentlichen Audienz, welche die vorgenannte

nannte Gesandten zu Versailles hatten, wurden, um den ganzen Zugang durch alle Zimmer und Gemächer bis zum Audienzsaal durch eine Menge von Zuschauern so viel als möglich brillant zu machen, von Seiten des Hofes die Vorsicht gebraucht, durch das Journal de Paris alle rechtliche Leute als Zuschauer dazu einladen zu lassen, wozu ihnen dann im Hôtel des menus Plaisirs Entrebillets ausgetheilt wurden. Als etwas besonders dabey kann angemerkt werden, daß in gedachter öffentlicher Hofeinladung die Clausel mit stand: Les Dames sont priées, de ne point mettre de Chapeaux, und also den Damen das Tragen der Hüte bey dieser Gelegenheit ausdrücklich untersagt worden. Eben diese Intolleranz gegen die enormen Damenhüte findet jetzt in allen französischen Theatern statt, wo sie bisher die Aussicht total versperrten. Eine Reforme, die gewiß Nachahmung verdient.

7.

Die galante Kapuciner.

Die gewöhnliche Ordenskleidung der Kapuciner, die aus einem groben Tuch besteht, das eher Filz als Tuch heißen möchte, die überdem auf bloßem Leib getragen und also allmählig vom Schweiß so durchdrungen wird, daß man einen Kapuciner schon von weitem riechen kann, ist so beschaffen, daß
wenn

wenn man sich den ungestalteten Schnitt dieser Kleidung, die Kapuze, den geschornen nur mit einem runden Franz von übrig gelassenen Haaren versehenen Kopf, den Bart und die halb nackten Füße hinzu denkt, man sich wohl nichts, das weniger galant aussähe, denken kann, als einen Kapuziner. Was der Anblick davon auf jemand, der nie einen gesehen hat, für einen Eindruck machen muß, zeigt folgende drollichte aber wahre Anekdote. Ein Mädchen in Frankreich von acht bis neun Jahren, das noch nie einen Kapuziner gesehen hatte, war einmal mit ihren Eltern auf dem Lande, in der Nachbarschaft eines Kapuzinerklosters, und kam von ungefehr mit ihrem Gouter in der Hand, in den Gartenfaal zur Gesellschaft, bey der sich auch ein Kapuziner befand. Das Kind erblickte ihn, hielt ihn ganz erschrocken für ein Thier, drückte sich furchtsam an der Seite weg, und reichte ihm zitternd sein Butterbrod, mit den Worten hin: Tien prends Loulou! & ne me mange pas! (da, da, Loulou! nimm das und friß mich nur nicht.) Dank sey es — der Aufklärung — oder dem Modegeist unsrer Zeiten, daß nun auch die Kapuziner anfangen ihren Ordenshabit zu modernisiren. Vor kurzem kam der Vater Philemon aus Frankreich, wo die Kapuziner schon längst sich etwas vernünftiger kleiden, als in Deutschland, sehr galant gekleidet nach Speier. Er trägt ein Hemde und Halstuch, Strümpfe und ordentliche Schuhe mit großen Modeschnallen; die Ärmel der Kutte schließen knapp an; er trägt einen

kleinen

kleinen Bart nach jüdischem Schnitt, und ein schönes Rohr mit einem elfenbeinernen Knopfe. Diese Tracht fand so vielen Beyfall, daß wirklich acht Kapuziner im Kloster zu Speyer sich nun auf die nämliche Art kleiden, und Pater Bonagratis hat sich sogar den Bart kahl wegrasiren lassen.

8.

Kindliche Liebe.

Zu RINGEDORF, im Hanau-Lichtenbergischen, eine Stunde von Buchsweller, ereignete sich im Spätjahre 1787 folgender Zufall.

Der Hund des Rühhirten R. entfernte sich von der Heerde, weil er einen nahen Fraß witterte. Der Stier merkt, daß der Hirte keinen Schutz hat, geht auf ihn los und durchstößt ihm den Arm. Kaum kann er noch auf einem Baum sein Leben retten.

Der Hirte ist ein sehr armer Mann und versteht, um sich zu nähren, den Dienst eines Nachtwächters oder Stundenrufers, wie man's im Elsaß heißt, nach Mitternacht, so wie sein College Vormitternacht. Da er nun mehrere Wochen krank zu Bette liegen muß, so hätte er, weil er sein Amt nicht selbst versehen konnte, einen Theil seines nothdürftigen Einkommens verloren. Was thut sein Sohn?

Dieser

Dieser dient zu Geißweiler, eine starke Stunde von Ringedorf, verrichtet des Tags seine Geschäfte bei einem Bauer, läuft des Nachts nach seinem Orte herüber, so lange sein Vater krank ist, um dem Dorfe die Stunden zu verkündigen, und kehrt gegen Tag zu seiner Arbeit zurücke. Gewiß eine edle Handlung!

S.

Berichtigung.

In der Ueberschrift des letzten Aufsatzes im vorigen Blatt Seite 223, eben so wohl als in der Inhaltsanzeige auf dem blauen Umschlag des vorigen Hefts No. 1 ist durch ein Versehen gesetzt worden: Nachricht an die Herausgeber, an statt daß es an beyden Orten heißen sollte: Nachricht der Herausgeber. Auch sind noch folgende Druckfehler im vorigen Blatt zu verbessern. Seite 215 Zeile 13 an statt zugeschickte, lese man: zugeschickt. Seite 218 in der Anmerkung f muß die vorletzte Zeile also heißen: Catechismus als das einzige symbolische Buch.

Räthsel.

Wo ist es noch Sitte, den Uebelthätern, die nicht geradezu das Leben verwirkt haben, die Ohren abzuschneiden?

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte

Weil er mehr Mehl dazu nimmt.

9.

Ueber Aufschneideren.

Ich weiß nicht, ob schon irgend vor mir ein Schriftsteller diese Materie bearbeitet hat, ob ich gleich nicht in Abrede stellen wil, daß es ihrer genug geben mag, die die Sache selbst gründlich und wohl gar praktisch kennen, und auch wohl bey vorkommenden Gelegenheiten meisterhaft davon Gebrauch zu machen wissen. Man sehe zum Beispiel die meisten Vorreden, und den größten Haufen der Subscriptions- und Pränumerationsanzeigen, wovon es nicht nur in allen Zeitungen und Journalen wimmelt, sondern wofür auch jetzt ein ehrlicher Mann nicht einmal mehr sicher seyn kan, daß sie ihm nicht gradezu mit der Post und noch überdem unfrankirt zugeschickt werden. Indessen mag schon jemand über diesen Gegenstand geschrieben haben, oder nicht, so ist es doch immer eine sehr reichhaltige und mitunter auch sehr gemeinnützige Materie, worüber sich sehr viel sagen läßt, und ohne selbst mit einer Aufschneideren — welches doch in einer Abhandlung über dieselbe mehr als verzeihlich wäre, — den Anfang zu machen, kan ich meine Leser versichern, daß sie das, was sie hier darüber lesen werden, sonst noch nirgends werden gelesen haben, und daß es ihnen auch dabey an Unterhaltung — ein mehreres dürfen sie doch von Rechtswegen in diesen Blättern

N. U. II, Jahrg. Bl. 42 D nicht

nicht suchen — und wenn sie nur selbst wollen, auch an Belehrung nicht fehlen soll.

Man weiß so ziemlich allgemein, was man unter Aufschneideren zu verstehen hat; doch möchte ich nicht gern, daß man sie mit dem, was man Windbeutelnen nennt, ahngeachtet sie nahe genug dran Gränzt, verwechsle. Durch diese versteht man überhaupt jede prahlerische Lüge, oder jede von allem Wiß entblößte selbst grobe Anmaßung rühmlicher Eigenschaften und Vorzüge, durch jene hingegen jede sinnreiche, und wenn auch nicht scheinbare, dennoch witzig erfonnene Vergrößerung und Uebertreibung dessen, was man erzählt oder behauptet. Der Unterschied zwischen beeden ist sehr deutlich und auffallend; die Windbeutelnen ist für den verständigen Mann, der sie anhören muß, ärgerlich, die Aufschneideren hingegen belustigend, jene verursacht Langeweile, diese hingegen Unterhaltung, jene erregt Unwillen, diese macht lachen. Indessen leugne ich nicht, daß es Fälle giebt, wo beyde so nahe an einander gränzen, daß es schwer hält, eine von der andern zu unterscheiden. Ich halte mich nicht gern bey Worten auf, sonst wäre wohl eine Untersuchung über den Ursprung der Benennung: Aufschneideren, ob die Anatomie, oder die Trenschirkunst, oder die löbliche Kunst des eigentlich so genannten Schneidhandwerks, oder was sonst noch mit Messer oder Scheere umgeht, dazu Anlaß gegeben, hier an seinem rechten Ort. Doch wie gesagt, ich halte mich nicht gern bey Worten auf, also zur Sache. Man

Man kan die Aufschneideren von verschiedenen Seiten betrachten; einmal als eine Kunst, und zwar als eine von denjenigen Künsten, ohne welche, zumal heutiges Tages nicht gut in der Welt fortzukommen ist. Es scheint nun einmal, daß nach dem bekannten Sprichwort: Mundus vult decipi (die Welt will betrogen seyn) die Menschen in allen Ständen darüber einverstanden sind, sich einer den andern zu täuschen, und das für baare Münze anzunehmen, wovon sich doch das Unwahre und Uebertriebene mit Händen greifen läßt. Und das ist so allgemein, daß die Gabe, zur rechten Zeit und auf eine geschickte Art aufzuschneiden, nicht nur für ein sehr erlaubtes Mittel, seinen Zweck zu erreichen, sondern auch für eine in dieser Absicht ganz nöthige und unentbehrliche Kunst gehalten, und fast von männiglich vom größten bis zum kleinsten — freylich von dem einen mit mehr, von dem andern mit minderem Geschick geübt wird. [Selten bietet z. B. ein Krämer seine Waaren feil, selten liefert ein Handwerksmann seine verfertigte Waaren ab, ohne sie mit einer Art von Aufschneideren zu begleiten. Mein Schneider verstehert jedesmal, so oft er einem seiner Kunden ein neues Kleid anpaßt: Es schließe an den Leib an, als ob es dran gegossen sey. Mein Friseur geht selten von mir, ohne dafür zu repondiren, die Frisur müsse sechs Wochen halten, da er doch zu gleicher Zeit fragt, um welche Stunde er morgen wieder kommen solle. Der Galanteriehändler P* verkauft keine Elle Tast, ohne das ganze Stück zum Pfande

zu sehen, der Taft sey so stark, wie Lücker Sohlleder, und jede Scheere, jedes Federmesser in seinem Laden, muß, wenn man anders seiner Vertheuerung glauben will, von selbst schneiden — Schwerlich läßt sich wohl ein höherer Grad der Uebertreibung denken, als wenn man jene Ausdrücke dem Buchstaben nach nimmt: Ein Kleid, wie an den Leib gegossen, eine Frisur, die sechs Wochen hält, Taft so stark wie Sohlleder, und Scheeren und Messer, die von selbst schneiden! Und doch sind diese Ausdrücke so gewöhnlich und so geläufig, daß das Auffallende und Uebertriebene derselben kaum mehr bemerkt wird.

In dieser Kunst, auf eine geschickte Art aufzuschneiden, zeigt wohl niemand eine größere Fertigkeit und Stärke, als eine gewisse Classe reisender Künstler und Virtuosen. Die Künste, oder vielmehr Kunststücke, welche diese Sieurs entweder durch Abertissements auf Löschpapier gedruckt, oder unter Trommelschlag, auch wohl nach Orts Umständen und Gelegenheiten unter Trompetenschall dem Publikum zur Belustigung und zum höchsten Erstaunen ankündigen, sind wenigstens solche, dergleichen an dem hiesigen Ort noch nie sind gesehen worden. Eine ganze Menge Durchlauchten, hoher Herrschaften und vornehmer Standespersonen werden dann dabey bey zugleich genannt, welche dieselbe mit Dero Hohem Beyfall beehrhaben. Auch ist es eine bey dieser Art Künstler sehr allgemein in Uebung gekommene Methode

rhode, ihren Kunststücken etwas höher klingende Benennungen zu geben. Vor diesem kündigte ein Taschenspieler seine Sachen graden als Taschenspieler an; jetzt aber giebt er dieselbe für nichts geringers als für neue physikalischen Experimente, und seltene mathematische Versuche aus, und selbst der Savoyarde mit dem Guckkasten spricht jetzt anstatt wie sonst die Leute zum Anschauen schöner Raritäten einzuladen, von schönen optischen Repräsentationen —

Nicht minder geübt in der Kunst, auf eine geschickte Art und zur rechten Zeit aufzuschneiden, ist die ganze zahlreiche Junge der Aelterärzte. Der Patient der sich einem derselben übergiebt, mag auch seine Krankheit von der ganzen Fakultät der ordentlichen Aerzte für unheilbar erklärt seyn, erhält von jenem gleich die beruhigende Versicherung: Er dürfe sein Uebel nicht länger behalten, als er nur selbst wolle. Das ist die gewöhnliche Redensart, womit diese Herren ihren Patienten Zutrauen zu der sichern Wirksamkeit ihrer stärkenden Elixire, restaurirenden Pulver, Wunderessenzen, und Universaltropfen einzufößen suchen. Wie unfehlbar und untrüglich alle diese und ähnliche von ihnen angepriesene Mittel, — deren Werth, dadurch daß es Arcana sind, noch erhöht wird — seyn, wie zuverlässig sie jede Krankheit aus dem Grunde zu heben wissen, wie auch durchaus keine Krankheit zu erdenken ist, wogegen sie nicht Rath wüsten, davon kan sich jeder unsere Leser selbst überzeugen, wenn er nur das erste das

beste Blatt des berühmten Hamburger unpartheyischen Correspondenten zur Hand nimmt, wo uns mit jeder Woche ein paarmal ein langes Verzeichniß neuer und untrüglicher Heilmittel gegen alle Arten, auch der unheilbarsten, Krankheiten mitgetheilt wird. Da diese Zeitung doch wirklich in vieler Leute Hände kömmt, und auch ein jeder, der seine Arkana darin anpreisaunt, auch deutlich genug anzeigt, wo dieselbe zu haben seyn, so habe ich mich oft darüber gewundert, wie -noch wirklich so viele und mancherley Krankheiten unter den Leuten herrschen können zumahl da es doch gar nicht an dem Glauben und dem guten Vertrauen auf die Wirksamkeit dieser Mittel fehlt, und es auch noch immer Leute genug gibt, die diese Mittel brauchen. Indessen habe ich mich endlich belehren lassen, daß es mit der angepriesenen Untrüglichkeit dieser Mittel noch nicht so ganz seine völlige Richtigkeit habe, kurz daß auch hier ein wenig Aufschneidererey mit unterlaufe.

Am meisten sind in dieser Kunst der Aufschneidererey erfahren die so genannte Wasser - Doctoren oder Urinpropheten. Im Bergischen lebte vor nicht gar vielen Jahren ein solcher, der von seinem Wohnort her allgemein unter dem Namen des Doctors zu Gräten bekannt war. Dieser Mann, der anfänglich seiner Profession nach ein Wollenweber war, war durch das Lesen einiger Receptbücher, die ihm von ohngefähr in die Hände gerathen waren auf den Einfall gekommen, auch einmal mit Praktis-

gen einen Versuch zu machen. Er erhielt bald einen gewaltigen Zulauf, aber eben das, was jedem klugen Menschen ein billiges Mistrauen gegen seine Einsicht und Geschicklichkeit einflößen mußte — nemlich, daß er gar nicht studirt hatte — das war es eben, was einen so großen Ruf, zumal bey dem gemeinen Mann, so sehr vergrößerte. Hierzu kam das, daß er die Gabe des Aufschneidens nicht allein meisterhaft verstand, sondern auch, eben diese Gabe unter dem Schein der äußersten Bescheidenheit und einer ihm sehr natürlichen Einfalt recht geschickt zu verbergen wußte. Eine Probe dieser Aufschneidererey war, daß er sich selten damit abgab, die Krankheit seiner Patienten zu untersuchen, sondern sich nur den Urin derselben vorzeigen ließ, worauf er dann ohne weiters die Krankheit, ihre Entstehungsart und ihren Sitz nebst allen Symptomen ganz deutlich zu beschreiben wußte, und dann gleich ein Recept verschrieb, das in seiner eigenen Hausapotheke, worin er einen eigenen Provisor hielt, gefertigt wurde. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie an einem Tage mehr als funfzig Personen aus verschiedenen Gegenden mit Urinflaschen in der Hand in seinem Hause versammelt waren, die alle einer nach dem andern auf diese Art expedirt wurden. Noch eine besonders drolligte Probe seiner Aufschneidererey ist folgende: Ein Mann aus meinem damaligen Wohnorte brachte ihm den Urin seiner kranken Frau und bat ihn, selbst mit ihm zu gehen und die Kranke persönlich zu besuchen. „ Scha-

De, mein Freund! sagte der Doctor, daß ihr nicht
 eine halbe Stunde früher gekommen seyd — Eh,
 Herr Doctor! erwiderte jener, es ist ja noch früh
 genug am Tage, um die kleine Reise zu machen.
 „Das wohl, fuhr der Doctor fort, aber jetzt kann
 ich unmöglich, denn wie ihr seht, ich habe das Frie-
 ren (die gewöhnliche Benennung des kalten Fiebers
 in der dortigen Landessprache; Er schauderte da-
 bey, wie mir der Erzähler selbst versicherte, daß
 sein Stuhl schütterte) ich habe das Frieren; Schon
 vor ein Tag oder vier hätte es kommen sollen, aber
 der gewaltige Zulauf von Menschen diese Tage über,
 die alle geholfen seyn wollten, verhinderten mich,
 das Fieber gehörig abzuwarten. Ich habe es daher
 bis jetzt aufgeschoben. Erst eine halbe Stunde vor-
 her, ehe ihr zu mir kamet, verlor sich der Zulauf
 von Menschen, und nun ließ ich das Fieber kom-
 men. Wäret Ihr eine halbe Stunde früher gekom-
 men, so hätte ich Euch und Eurer Frau zu Lieb es
 noch wohl einen Tag weiter aufgeschoben — Gehe
 das an, sagte der Mann, daß man das Fieber so
 aufschieben und wiederkommen lassen kann, wie man
 will! Nun so könnten sie es ja auch jetzt eben so
 gut wieder fortschicken und wiederkommen lassen —
 Auch das, vollendete der Doctor seine Ausschneide-
 ren. Aber das darf ich nicht wohl wagen, denn
 die Folgen sind gar zu gefährlich, weil das Fieber
 in eben dem verdoppelten Grad heftig wiederkom-
 men wird, als die Zeit seines Ausschubs gewährt
 hat — Der Hr. Doctor zu Grätenfuhr übrigens
 bey

bey seiner Aufschneiderey gar nicht übel. Er hinterließ bey seinem Tode ein ansehnliches Vermögen, ein eigenes schönes Haus und ein paar beträchtliche Landgüter —

Die Aufschneideren der Aelterärzte, die nicht selten in offnbare Windbeutelereyen übergehen, sind indessen Schuld daran, daß auch wirklich ächte und geschickte Aerzte, wenn sie sich anders beym gemeinen Mann Zutrauen erwerben wollen, selbst bisweilen sich eine kleine Aufschneiderey erlauben müssen. Am rechten Ort und auf eine geschickte, ungesuchte Art angebracht, verfehlt dieselbe auch selten ihre Wirkung. Einer meiner Freunde, ein sehr einsichtsvoller und geschickter Arzt, wurde in dem ersten Jahre seiner Praxis, da er noch sehr jung und unverheyrathet war, von einem befahrten Mütterchen wegen der Krankheit ihrer Tochter, die kürzlich niedergekommen war, zu Rathe gezogen. Er merkte gar bald, daß die Alte aus Misstrauen gegen seine Jugend und Unerfahrenheit in Ehestandesachen nicht recht mit der Sprache herauswollte. Um ihr mehr Zutrauen einzuflößen, sagte er endlich: Ich merke wohl, es wird mit eurer Tochter dieselbe Bewandnis haben, als mit meiner eigenen, als diese zum erstenmal ins Kindbett kam — Wat, sagte die Alte voll Verwunderung, is hä schon Grootvader? Ja, ich habe schon fünf Enkelchens — Is het möglich, hu alt is hä denn? Künftige Lichtmes gebe ich in mein ein und sechzigtes Jahr — Gott segen uns,
un

an hã sãht r doch so jong uht as een Kik in de
Welt — Freylich beschloß der Arzt , aber so wäre
ich ja auch ein schlechter Doctor , wenn ich mich
nicht selbst jung erhalten könnte. Jetzt war alles
Mistrauen der Alten verschwunden, und nun beich-
tete sie alles offenherzig, was jener wissen wollte.
(Die Fortsetzung künstlig)

IO.

Aufklärung und Toleranz.

Auszug aus dem Schreiben eines Benediktiners
von dem bayerischen Kloster O. —
vom 30. Jun. 1788.

— Schon lange nährte die Regierung dieses Lan-
des den großen Wunsch, eine allgemeine Reform
mit den Klöstern vorzunehmen, und suchte ihn dieses
Jahr zu realisiren. Da der mächtige Orden der
Benediktiner den Ruhm behauptet, unter allen
Mönchsorden derjenige zu seyn, welcher sich noch
am meisten um das Reich der Literatur verdient ge-
macht hat, so glaubte die churfürstliche Regierung, es
brauche bloß eines Winks, so würden sich alle Klöster
und vorzüglich die erleuchteten Oberhäupter derselben
zu einer Reform geneigt finden, um dadurch den
übrigen Mönchen zu einem wirkenden Beyspiel und
zum Gegenstande edler Nachahmung zu werden. Auch
war

war der Zeitpunkt nicht unklug gewählt: In allen Klöstern herrschte schon seit einiger Zeit eine gewisse Gährung des Geistes, welche eine glückliche Revolution zu verkündigen schien. Die Religiösen selbst fiengen an, einzusehen, daß die alte Verfassung des Mönchtums nicht mehr auf unser Zeitalter passe; daß man dieselbe, um Anspruch auf die Achtung, nicht des Pöbels, sondern der Edlen des Volks machen zu können, modernisiren müsse. Wir sahen daher alle, nur hier und dort ein alter aecetischer Kopfhänger ausgenommen — mit großer Erwartung unfrem so genaunten Generalkapitel entgegen, und freueten uns schon zum voraus über die bevorstehende Form unfres Ordens. Das Generalkapitel selbst wurde diesesmal zu Wessobrunn mit einer Feuerlichkeit gehalten, wie bisher noch niemals geschah. Denn außer den Herren Prälaten und den Deputirten der neunzehn conföderirten Klöster erschienen auch der Erzbischof von Arben und päpstliche Nuntius Monsignore Foglio, mit seinem ganzen Gefolge, und als churfürstliche Commissarien der Bischof von Ebersones, der heilidentende Häferlin und der geistliche Rath von Stengel. Häferlin erklärte im Namen Sr. churfürstl. Durchlaucht, daß Dieselben sehnlichst wünschten, so viele Ayle der Wissenschaften, als Klöster in ihren Staaten zu wissen, und daher die anwesende Herren und Väter nachdrücklichst aufforderten, die gemessenste Maasregeln zur Erreichung dieses Endzwecks festzusetzen, und vor allen die bisherige Tagesordnung und den

Eben

Chorgesang, wovon beides dem Aufkeimen der Wissenschaften so sehr nachtheilig wäre, auf immer abzuändern. Mit einem Enthusiasmus, welchen Sie von Mönchen wohl nicht erwarten sollten, unterstützten die Deputirten der 19 Convente diesen weisen Vorschlag und drangen mit Nachdruck, darauf, daß der Chorgesang abgeschafft, und dafür bloß psallirt, d. i. mit lauter Stimme gebetet, und die Horæ canonicæ, welche bisher durch den ganzen Tag vertheilt waren, künftighin auf eine Stunde des Morgens, und eine des Abends verlegt werden sollten. Abänderung sey für einen Religiösen, welcher sonst den Faden seiner Studien in einem Tage so oft abbrechen müßte, um so nothwendiger, weil es zugleich das einzige Mittel wäre, die Bestimmung der Mönchsorden auch unfrem Zeitalter noch ehrwürdig zu machen: denn so wie das Bedürfnis der ersten Jahrhunderte ihnen Händearbeit zur Pflicht machte, eben so lege ihnen das Bedürfnis des gegenwärtigen Arbeiten des Geistes auf. So räsonnirten die vor trefflichen Männer: allein ihr Räsonnement hatte nicht die Ehre, den Beyfall der Herren Prälaten zu erhalten: sie erklärten sich vielmehr — nur zwei ausgenommen — mit ihrer ganzen Auctorität, gegen eine Neuerung, welche ihnen den heiligen Baum des Mönchthums aus seiner Wurzel zu reißen schien. Der Erzbischof von Athen unterstützte sie. Das mögen ihm die Athenienser vergeben!

Um indes doch den Vorschlag Sr. Durchl. nicht
ganz

gänzlich zu verwerfen, so beschloßen die infulirten Häupter, daß in allen neunzehn Klöstern der Baierschen Benediktinercongregation, anstatt, wie bisher üblich war, um halb eilf Uhr, für die Zukunft genau mit dem Schlage eilf Uhr zu Tische gegungen werden soll. *Difficile est, satyram non scribere.* Auf so eine schändliche Art täuschten eben die Männer, welche die aufgeklärtesten seyn sollten, die Erwartungen ihrer Untergebenen; ihres Landesfürsten und des ganzen Vaterlandes; werden dieselben immer täuschen; so lange nemlich Liebe zum Despotismus der Hauptzug in ihrem Charakter ist und *Alceis* in ihren finstern Köpfen spukt. Es müßte nur seyn, daß die weise Landesregierung und der aufgeklärte geistliche Rath sich der gerechten Sache der Convente mit Ernst annehmen, und das nothwendige Gleichgewicht zwischen ihrer Macht und der Macht der Prälaten herstellen wollten. Denn in den Generalcapiteln behaupten die letztern das auffallendste und übernatürlichste Uebergewicht gegen die erstern: indem die 19 Deputirten, wovon doch jeder im Namen eines ganzen Convents spricht, zusammen genommen nur fünf entscheidende Stimmen haben, die Stimme eines jeden Prälaten für sich schon entscheidend ist. Die Macht der Dummheit verhält sich also gegen die Macht der gekränkten Vernunft wie 19 gegen 5. Unter diesem Druck des Despotismus und der Unwissenheit lebt jene Menschenclasse, welche sich in den Tagen des grauen Alterthums am Baiern und ganz Germanien so viele

Ber

Verdienste erworben hat, und aus welcher man noch heut zu Tage Hirten des Volks und Lehrer der Jugend aushebt. Was ihnen ihr Unglück noch mehr verbittert, ist der Umstand, daß sie nicht einmal laut darüber klagen, oder Vorschläge zu einer Erleichterung machen können, ohne den Unwillen ihrer gebieterischen Diktatoren in seiner ganzen Schwere auf sich zu laden. Auch war es kein geringer Triumph, welchen bey dem heurigen Generalkapitel die Dummheit über die Weltweisheit erhielt, daß, obgleich alle übrige Aelte in ihren Congregationenwürden bestätigt wurden, nur der Herr Prälat von Wessobrunn, in dessen Kloster das Capitel gehalten wurde, die Stelle eines Visitators an den Abt Armand von Benedikt Baiern abtreten mußte. Da es das Amt eines Visitators mit sich bringt, jedes Triennium einmal, auch wohl öfter den Zustand der verbundenen Klöster zu untersuchen, so bietet keine einzige Stelle so viele Gelegenheit als diese dar, Ideen in Umlauf zu bringen und durch alle Klöster einen allgemeinen Geist herrschend zu machen. Ich kenne den Herrn Prälaten von Wessobrunn nicht: allein dem einstimmigen Zeugnis derjenigen, die ihn kennen, zufolge, ist er ein Mann, dessen Herz und Geist gleich vortreflich ist; hell denkend, truglos, ein mutziger Schöpfer und Vertheidiger der Rechte der Vernunft, der Freund und nicht der Despot seiner Religiosen. Der Herr Abt von Benedikt Baiern hingegen, welcher an seiner Stelle zum Visitator erwählt wurde, ist der berühmte

rüchtigte geistliche Zuchtwater, von welchem, als damaligen Novizenmeister, der Verfasser der Briefe aus dem Noviziat uns ein so drolliges Caricaturgemählde entworfen hat; und die Zöglinge des Herrn Prälaten versichern, daß der Pinsel des Verfassers, nur hie und dort eine kleine Verzierung abgerechnet, nicht phantastirt habe. Seine Erhebung zur Würde eines Visitators ist größtentheils das Werk des Herrn Prälaten von Weichenstephan, welcher seines Charakters und seines Lieblingsgeschäfts wegen von dem Volk ringsumher der Kälberprälat genannet wird.

Meine Herren Prälaten! warum kämpfen Sie gegen sich selbst? warum geben Sie dem vernünftigen Manne, welcher ohnehin so oft in Versuchung geräth, Sie zu verachten, immer neuen Stoff zur Verachtung? Warum säumen Sie jene Mittel zu ergreifen, die Sie und Ihren Orden selbst einem philosophischen Zeitalter ehrwürdig machen könnten? Warum zwingen Sie eine weise Regierung in der Folge den Ton des Befehls anzustimmen, weil Ihre Ohren bey den Wünschen derselben taub sind? Sie wissen doch, daß jeder aufgeklärte Katholik, daß selbst Protestanten die Namen der Klöster von St. Blasius, von St. Emeran, von Banz und viele andere nie anders als mit Achtung nennen, und zaudern noch, gleiche Ehre zu verdienen? Ihr Väter und Mitbrüder! wenn ihr euch selbst, wenn ihr die Weisheit und das Vaterland liebt, so wählet künftighin

sichin nicht mehr den Vater Schaffner, nicht mehr
den Vater Küchen und Kellermeister, auch nicht
den Frömmsten zu eurem Oberhaupt, sondern den
Begnünftigsten aus Euch!

II.

Sinngedichte von Herrn Schink.

Junker Theobald.

Ich stamm' aus altem Stamm', prächt Junker
Theobald
Ein wahres Wort! Der Thoren Stamm ist alt.

Verläumdung.

Unwahr von Jemand reden ist
Verläumdung, und verläunden ein Verbrechen;
Und doch verlangt das Fräulein Zwist,
Daß ich soll gutes von ihr sprechen.

Concordia.

Ich bin des Todes, rief Concordia,
Als sie Emilia Galotti spielen sah;
Der Wüterich von einem Vater der!
Wenn mein Papa nun auch so wär
Ach Gott! ich lebte längst nicht mehr.

Räthsel.

Was hat keinen zureichenden Grund?

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatt:

Da beyden Seiten des Kopfs.

12.

Ueber Aufschneiderey.

(Fortsetzung.)

Ein anderer nicht minder angesehenener und erfahrener Arzt erzählte selbst, daß er eine geraume Zeit bey dem Landmann in seiner Gegend kein Zutrauen habe gewinnen können, weil er sich nicht mit dem Urinbesehen habe abgeben wollen. Er sey aber endlich wieder Willen dazu genöthiget worden. Er brauchte aber dabey die Vorsichtigkeit, daß er jeden, der mit dem Uringlaß zu ihm kam, erst eine gute Weile im Vorzimmer warten ließ, da sich denn seine Frau, oder einer von den Domesticken mit ihm ins Gespräch einließ, und ihm die Umstände des Patienten unvermerkt abfragte. So war es also dem Doctor leicht, alles aus dem Wasser zu erklären. Einst aber kam ein Bauer der sich durch alles Fragen schlechterdings nichts ablocken ließ. Ueber jeden Punkt, der die Krankheit seines Patienten betraf beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen. Der Doctor sahe sich daher genöthigt, ohne vorher im geringsten unterrichtet zu seyn, den Bauer vor sich zu lassen: Was fehlt dem Patienten? worüber klagt er? fragte er: Kann Er, erwiederte dieser, kann Er dis nicht aus dem Wasser sehn? Der Doctor, der das Glas von einer Seite zur andern gegen das Fenster hielt, sagte endlich, daß er selbst nicht wüßte, was er sagen sollte

solte: Ein schwerer Fall! Ja wohl ein schwerer Fall, antwortete der Bauer, aber, setzte er hinzu, kann der Herr Doctor nun auch wohl sehen, wovon der arme Mensch gefallen ist? Der Doctor, dem nun einmal der Weg gewiesen war, und sich erinnerte, daß es jetzt grade in der Heuerndte Zeit war, sah' das Glas noch einmal mit einer recht ernstlich forschenden Mine an, und sagte; vermuthlich von einem Heukarren. Gesehlt, rief der Bauer; gesehlt Herr Doctor! es war ein Heuwagen. Wohl erwiederte der erste, aber mein Freund, hat er mir auch alles Wasser gebracht, daß der Patient seit dem Fall gelassen hat? Nein, es mag nur ohngefähr die Hälfte seyn, war des Bauern Antwort: Also, sieht er mein Freund! so hat er das Wasser von den beyden Borderrädern zu Hause gelassen, ich konnte also nichts weiter, als den Karren darin entdecken,

Ich bedaure freylich den Arzt, der sich genöthigt sieht, bisweilen zu solchen Ausschneidereien seine Zuflucht zu nehmen. Indessen kann man ihn mit Recht wohl darüber tadeln? Ist es nicht oft der Fall, daß er nicht anders kann, und gleichsam dazu gezwungen wird? Man nimmt es nun einmal — so viel sich auch dagegen mit Grund erinnern läßt — als eine allzumeine ausgemachte Sache an: Es sey keine ungewissere Wissenschaft, als die Arzneykunde. Der Arzt, sagt man, kann doch nicht in den menschlichen Körper hineinschauen; und doch verlangt man, wo man seiner Hülfe bedarf, wohl

oft ein weit mehreres von ihm: Er soll, wo ihm der Patient auch vorsätzlich die eigentliche Ursache seiner Krankheit verhehlet, durch bloßes Befingern des Pulses, oder durch Beschaun des Urins den ganzen Grund des Uebels errathen. Er soll da, wo man oft ganze Jahre lang auf seine Gesundheit losgestürmt hat, auf der Stelle helfen, oder doch wenigstens Tag und Stunde der Genesung voraussagen. Was soll, was kann der Arzt in solchen Fällen thun? Wil er offenherzig genug seyn, es gradezu zu gestehen, seine Kunst reiche so weit nicht, so läuft er Gefahr, als ein Unwissender, unerfahrener Mann verschrieen zu werden. Er denkt also lieber: *Mundus vult decipi, ergo decipiatur.*

Da ich einmal hier von den Aufschneideren der Aerzte, so wohl der graduirten, als der noch größern Zahl der ungraduirten rede, so könnte ich auch hier mit Fug der Magnetiseurs, der Goldmacher, Geistesheher und Saumaturgen unsrer Zeit gedenken; aber da es noch nicht ausgemacht ist, ob die Vorspiegelungen dieser Leute eigentlich unter die Aufschneideren oder nicht vielmehr unter die Windbeutelnen gehören, da auch schon hin und wider in den früheren Blättern der Niederrheinischen Unterhaltungen diesen Leuten ihre gebührende Ehre angehan worden, so werden mich dieselbe der Verbindlichkeit, ihrer hier zu erwähnen, um so viel eher überheben, da auch schon andere periodische Schriftsteller und namentlich die Herausgeber der berliner

Monatsschrift, wohin ich also meine Leser verweise, ex professo sich damit abgeben, die Aufschneideren oder Windbeutelnen dieser Herren in ihr wahres Licht zu setzen.

Vielleicht hat diese meine Abhandlung über die Aufschneideren das Glück, wohl gar als ein vollständiger Entwurf zu einem Gemählde der Sitten unsrer Zeit angesehen zu werden, und dann darf ich doch hier eine gewisse Klasse industriöser Menschen, wodurch unser Zeitalter mehr als jedes andere berühmt ist, nicht unerwähnt lassen. Ich meine eine gewisse Gattung neuerer Pädagogen. Wenn jemand die Kunst der Aufschneideren auf einen recht hohen Grad getrieben hat, so sind es diese, und zwar insbesondere diejenige unter ihnen, die zu dem Erziehungsfache eben keinen andern Beruf fühlen, als weil es auf einem andern Weg mit ihnen so recht nicht fort wollte, und sie diesen grade für den bequemsten zu einer recht gedehlichen Versorgung hielten. Ich habe mehrere dergleichen Erzieher*) wie sie sich selbst nannten, gekannt, die sich als die fürtrefflichste und erfahrenste Männer in diesem Fach ankündigten, und noch

*) Bey der Chormache einer bekannten Festung, gab einst ein solcher auf die gewöhnliche Frage: Was bedient der Herr? die Antwort: ich bin ein Erzieher. Wie sagt der Herr? fragte der Unterofficier, dem das Wort nie vorgekommen war: Ein Erzieher erwiederte jener. Der Unterofficier, der sich einbildete, er könne sich leicht um einen Buchstaben verhängt haben, füllte denselben aus, und setzte glücklich in den Rapportzettel: N. N. aus N. Ein Erzieher.

noch manchen bereits ausgebildeten Jüngling das Bedauern einflößten, nicht auch den Unterricht so einsichtsvoller Lehrer genießen zu haben — Freylich fand sich wohl bey näherer Prüfung und genauerm Umgang, daß der Herr Erzieher seiner eigenen Muttersprache noch nicht so recht mächtig war, und im Reden und Schreiben derselben noch manche Fehler mit unterliesen, daß er sich um die Geographie, Geschichte und politische Verfassung seines eigenen Vaterlandes — wahrscheinlich weil er darin keine Versorgung hofte, nur wenig bekümmert hatte, und daß er übrigens in Ansehung seiner Sitten und seiner gesammten Aufführung noch so ziemlich ungehobelt war, aber alle diese Mängel wurden bloß durch die Kunst, wovon in gegenwärtiger Abhandlung die Rede ist, hinlänglich ersetzt. Durch Hülfe dieser Kunst durfte so ein Mann dann doch ein Erziehungsinstitut ankündigen, das alle Vorzüge und Vollkommenheiten der bisher bekannten besten und zweckmäßigsten Anstalten dieser Art in sich vereinigen, hingegen von allen Mängeln derselben ganz frey seyn sollte. Seiner Meinung nach war nichts leichter als das. — Er dürfte, meinte er, nur alles auf den Fuß einrichten, wie ein Basedow, Campe, Salzmann und andere berühmte Erzieher, und dann nur das weglassen, was man an jenen Anstalten mangelhaftes gefunden hätte — In bogenlangen Erziehungsplanen, wo höchstens nur ein Duzend Sprachfehler auf jeder Seite anzutreffen waren, nach welchen übrigens die Eltern nur selbst wählen

Durf.

ten, in welchen Sprachen, Künsten und Wissenschaften sie ihre Kinder in kurzer Zeit Meister sehen wollten, wurden nun alle Beförderer des Guten, alle patriotische Menschenfreunde, und besonders alle Väter und Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen läge, aufgefordert — durch eine etwaige Subscription das Ding, woran noch die Nachwelt ihre herzlichste Freude haben sollte, zu Stande bringen zu helfen. Denn obgleich nichts weniger als Gewinnucht oder die Erwerbung zeitlicher Vortheile und Reichthümer, sondern lediglich inniger Drang, sich der Jugend nutzbar zu machen, Antheil an dem ganzen Unternehmen hatte, so wurden doch wie jeder leicht von selbst urtheilen konnte, zu Anfang einige Kosten erfordert. In den Sprachen, die der warme Jugendfreund selbst nicht verstand, mußten doch Sprachlehrer und zu den Wissenschaften und Künsten, die der Erzieher freylich selbst unmöglich alle hatte lernen können, mußten Gehülfsen angenommen werden. — Alles wäre auch wohl recht gut gegangen, allein die so gepriesene Beförderer des Guten, die patriotische Menschenfreunde, und die Väter und Mütter waren so eigenfönnig, nicht subscribiren zu wollen, weil der Erzieher die Kunst des Aufschneidens noch nicht vollkommen inne hatte, indem er es zu früh merken ließ, daß es mit den angekündigten Sprachen, Wissenschaften, Künsten und Sittenbildung nur auf Aufschneideren hinauslief — Denn das gehört wesentlich mit zu dieser Kunst, daß man, indem man sie übt, sie auch geschickt zu verbergen weiß — =

Schrift.

Schriftsteller und Gelehrte — und durch eine ganz natürlichen Verbindung mit diese auch die Verleger machen gleichfalls eine Classe aus, die sehr häufig von der betrübten Kunst des Ausschneidens Gebrauch macht. Ich habe davon schon gleich im Anfange dieser Abhandlung einen kleinen Wink gegeben. Hier kann ich indessen mich in keine umständliche Darstellung einzelner Proben und ausführlicher Beispiele einlassen, wenn anders nicht diese Abhandlung so lang gerathen, und so oft abgebrochen werden soll, als das in der ersten Hälfte dieses Jahrgangs befindliche Reisejournal eines Penzen auf dem Marsch nach Holland. Um aber doch eine und zwar ziemlich starke Probe anzuführen, wie sehr die Kunst des Ausschneidens von Gelehrten und Schriftstellern geschätzt und selbst von ihnen gefordert wird, mache ich meine Leser auf das Urtheil aufmerksam, das in einem neuen beliebten Journal über unsre Niederheimschen Unterhaltungen gefällt worden, wo bloß der Mangel der Ausschneideren getadelt und grade die Unterlassung und Beiseitsetzung dieser Kunst als die hauptsächlichste Ursache angeführt wird, warum dieses unser Journal noch nicht den Ruf und das Ansehen, die ihm sonst wohl gebührten, in der literarischen Welt erhalten habe. In dem von Herrn S. B. Beneken mit Anfang dieses Jahrs zuerst herausgegebenem Jahrbuch für die Menschheit Heft I. liest man nemlich über diese unsre Blätter folgende Art von Recension: „ — Sonst macht „ der Name des Herausgebers wie Sie wissen,

„ dreyviertel der Arbeit. Haben Sie z. E. wohl von
 „ den Niederrheinischen Unterhaltungen, wovon
 „ wöchentlich 1 Bogen bey Röder in Wesel heraus-
 „ kömmt, und die monatlich brochirt in einer blauen
 „ Jacke versandt werden, je ein Wort gehört? Es
 „ kommen ganz artige, zweckmäßige Sachen darin
 „ vor, zum Theil selbst besser, als manches Journal
 „ nicht liefert, das einem berühmten Namen an den
 „ Schweif gebunden, und so glücklich ins Universum
 „ geschleudert wird: Aber was hilft es? Man
 „ kennt den Redacteur nicht; man hat eine ver-
 „ stimmte Posaune, und so achtet kein Mensch
 „ drauf, die Wengandsche Buchhandlung in Leipzig
 „ versteht das Ding besser. „

Was heißt das: Man kennt den Namen des
 Redakteurs nicht, man hat eine verstimmte Posaune:
 was heißt das anders, als: Beyde, der Herausgeber
 und der Verleger verstehen die Kunst des Aufschnei-
 dens nicht. Mögen sich doch beyde diesen Vorwurf
 gefallen lassen, der übrigens immer ein rühmliches
 Zeugnis über den Werth unsrer Unterhaltungen
 enthält und deutlich zu erkennen giebt, daß man doch
 bisher weiter nichts dran zu tadeln gefunden hat,
 als den Mangel der Aufschneiderey — Doch vielleicht
 mag ich wohl gar, indem ich diese Recension hier
 abdrucken ließ, die erste Aufschneiderey begangen
 haben, und um nicht in die Versuchung zu gerathen,
 auch die zwote zu begehn, breche ich lieber von dieser
 Materie ab.

Unvollständig würde gegenwärtige Abhandlung immer seyn, wenn ich eine gewisse Art von Aufschneideren übergeben wollte, nemlich die geistliche. Nirgends, und das wird mir jeder Leser eingestehn, nirgends ist wohl die Kunst des Aufschneidens übler angebracht, als auf der Kanzel. Und leyder! wird sie auch da bisweilen noch häufig genug getrieben. Ich weiß das wenigstens nicht schicklicher zu nennen, als geistliche Aufschneideren, wenn da, wie davon Beispiele nicht selten sind, ein Mann auftritt, der nicht Christum, sondern, wie schon oft Stellung, Ton und Gebärden anzeigen, sich selbst predigt, wenn er statt gemeinnützige Wahrheiten zur Besserung und Beruhigung vorzutragen, stundenlang damit zubringt, seine Belesenheit in den jüdischen Alterthümern zu zeigen, und z. B. von der Stadt Jerusalem eine ausführliche und umständliche Beschreibung macht, als ob er sie hätte bauen helfen — oder wenn er über den Sinn eines einzelnen, jedem Zuhörer schon an sich ganz verständlichen Wortes die verschiedenen Meinungen der Gelehrten anführt, um zu zeigen, welches die eigentliche Bedeutung dieses Wortes nicht sey — Eben so ist es nicht wahre geistliche Aufschneideren, wenn ein solcher Mann von sich nicht unbedeutlich als einem Gesandten Gottes redet, wenn er alles, was er auf der Kanzel sagt, geradezu und ohne Einschränkung Gottes Wort nennt, da es doch, den Text und ewige biblische Sprüche ausgenommen bloß seine eigene, oft sehr leichte, oder gar aus Commentarien und Postillen geschöpfte menschliche

Ein.

Einfälle und Auslegungen sind — oder wenn er alle seine Aussprüche die doch eben so gut als die Aussprüche aller andern Menschenkinder trüglich sind, für unfehlbar gehalten wissen will — oder wenn er so ganz zuversichtlich diesem den Himmel und jenem die Hölle ankündigt, als ob er ausdrücklich dazu bestellt wäre, zu beyden nach Willkür die Entschiedenheiten auszutheilen — Oder ist es nicht gleichfalls wahre geistliche Aufschneideren, wenn er selbst von seinem Eifer, von seinen Sorgen und Bemühungen für das Seelenheil seiner Zuhörer bey jeder Gelegenheit so viel Aufhebens macht, und allenfalls seine Zuhörer versichert, daß sie, wie sich wirklich einer dieses Anbrucks bedient hat, dafür, daß er ihnen den Weg zum Himmel so schön gezeigt habe, ihm noch am jüngsten Tag dankend die Hand küssen würden.

(Die Fortsetzung künftig.)

13.

Neue nützliche Erfindung.

Bei Gelegenheit einer in Berlin aufgeworfene Frage: Wie die bisher üblichen Dachstühle mit mehrerer Holzersparung verbessert werden könnten? hat der Oberlandchaftsrendant, Herr Herzberg in Breslau folgendes Mittel zur Sicherheit der Dächer für Feuer

und

und Regen bekannt gemacht, welches auch in der Probe bewährt erfunden worden.

Das Dach wird von Brettern verfertigt, und seine Mittelhöhe enthält ein Viertel der Höhe des Gebäudes, und wird also ziemlich flach. Das ganze bretteerne Dach wird dann ganz dünne mit Theer überstrichen und dann mit Sand überworfen. Ueber diesen Sandgrund kömmt ein Anstrich aus einem Gemische von Kalk, Ochsenblut, Hammerschlag, Ziegelmehl und Sand. Endlich wird alles mit Kalk, der mit saurer Milch und Eyerweiß angerührt worden, übertüncht, so bekömmt auch das Dach ein schönes weißes Ansehen.

14.

Literarische Anzeige.

Endlich ist das von ganz Europa mit so heißer Sehnsucht erwartete Werk, welches die sämtliche nachgelassene Schriften Friedrichs des Einzigen liefert, fertig worden. Der Titel des französischen Originals heißt: Oeuvres posthumes de Frederic II. Roi de Prusse. Berlin, chez Voss & Fils & Decker & Fils, XV. Vol. gr. 8. Mit einem Porträt des Königs vom Herrn Hofmaler Seisch und Herrn Berger.

Auch

Auch ist schon eine deutsche Uebersetzung fertig, die den Titel führt: *Zinterlassene Werke Friedrichs II. Königs in Preußen.* Diese kostet 15 und das französische Original 18 Thaler.

Die beyden ersten Bände enthalten die Geschichte meiner Zeit, wovon wir schon unsern Lesern im 16. Blatt der Unterhaltungen vom Monat April 1787 eine nähere Anzeige gegeben, und die dazu gehörige, eigenhändige Vorrede des Königs ebendasselbst in einer Uebersetzung mitgetheilt haben.

Der dritte und vierte Band enthalten die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Bey dieser Geschichte hat der große König, wie er in der Vorrede dazu sagt, einen doppelten Endzweck gehabt: einmal der Nachwelt zu beweisen, daß es nicht von ihm abgehungen habe, diesen Krieg zu vermeiden, und daß er von der Ehre und der Wohlfahrt des Staats verhindert worden, den Frieden unter andern Bedingungen zu schließen, als unter denen er zu Stande gekommen ist; Zwentens: alle Kriegsbegebenheiten mit so viel Deutlichkeit und Genauigkeit, als ihm möglich gewesen ist, darzustellen.

Der fünfte Band enthält: *Denkwürdigkeiten* seit dem Hubertsburger Frieden 1763 bis zur beendigten Theilung von Pohlen 1775. Ferner Nachrichten über die erheblichsten Vorfälle vom Jahr 1774 bis 1778. Dann folgen noch *Denkwürdigkeiten des Kriegs*

Kriegs von 1778. Zuletzt ist noch der Briefwechsel des Kaisers und der Kaiserin Königin mit dem König, in Betref der Bayerischen Erbfolge angehängt.

Der sechste Theil enthält einzelne Abhandlungen, die Vorrede zur Henriade und den Anfang der Poesien. Die Abhandlungen sind größtentheils aus der Jugendzeit des Königs.

Der siebende enthält nichts als Gedichte, theils ernsthaften, theils scherzhaften Inhalts.

Im achten Theile findet man auf den ersten neun Bogen ebenfalls noch Gedichte, und dann folgt in den sämtlichen noch übrigen Theilen der Briefwechsel des Königs mit verschiedenen französischen Gelehrten.

Die deutsche Uebersetzung hat noch den Vorzug vor dem Original, daß die meisten dunkeln Stellen in den Briefen durch Noten erläutert, und die Gedichte, die in der französischen Ausgabe etwas bunt untereinander stehen, unter gewisse Rubriken gebracht sind.

I 5.

Nachricht von einem gelehrten
Abentheuer.

Schaber heißt der Mann, wovon hier die Rede

ist, und wodon die hier mitgetheilte Nachricht auch eben so gut Warnungsanzeige hätte überschrieben seyn können. Er ist der Sohn eines noch lebenden Württembergischen Landpredigers. Im theologischen Stifte zu Tübingen berrat er seine akademische Laufbahn; aber ein Consistorialbefehl zwang ihn bald, sie wider zu verlassen, und er wurde rejicirt, ohne die geringste Hofnung, je in seinem Vaterlande eine Versorgung zu finden. Nun bezog er die Universität Erlangen. Von da kam er zurück in sein Vaterland, sah sich aber bald genöthigt, sich im Soldatenrock zu verbergen, und bey dem R. R. Regiment Pattermann als Gemeiner zu dienen. Sein Vater kaufte ihn wieder los, und darauf wählte er Heilbronn zu seinem Aufenthalt, und war auch nach wenigen Monaten zu Frankbach einem zu dieser Stadt gehörigem Dorfe, als Vicarius aufgestellt. Hier handelte er mit Pferden, Uhren und Juwelen, und gewann in einem halben Jahre durch diesen Handel so viel, daß er über 3000 Florin schuldig war, und alsdann unsichtbar wurde.

Nach seiner Flucht aus dem Heilbronnischen Gebiete wurde er bald von dem Herrn von Leib auf seinem Rittergute Widerspach eine Meile von Anspach als Seelsorger erwählt. Hier verheyrathete er sich mit einem Mädchen aus einem guten und angesehenen Hause in Anspach, die aber bald wieder in das elterliche Haus zurück eilte. Er schändete wider obngefehrt ein halbes Jahr lang die Würde
eines

eines Predigers, fuhr bey einem jährlichen Einkommen von 200 Florin mit einem Postzuge, häuften aufs neue gegen 6000 Florin Schulden zusammen und rettete sich wider durch die Flucht aus den Händen seiner Gläubigern. Unterdessen war er bald bey seinem Vater, bald in Stuttgart, wo er nach der Versicherung, die her einem Mädchen erteilte, dem er seine Hand und Herz neuerdings anbot, zwischen einer Professors oder Hauptmannsstelle zu wählen hatte. Andere suchte er zu verreden, daß er nach Berlin einen Ruf als Professor mit 1000 Rthlr. Gehalt erhalten hätte. Am 20. Jun. kam er unter dem Titel eines Professors und Predigers an der akademischen Kirche in Stuttgart nach Casel, gab vor, er reise mit vierteljährigem Urlaub des Herzogs nach Berlin, sey mit Nicolan gut bekannt und hoffe dort angestellt zu werden. In Casel und Hofgeismar that er Gastpredigten. Auch erzählte er hier, er sey beynabe 9 Monate verheyrathet, seine Frau sey bey seiner Abreise krank gewesen, nachher genesen, und der genommenen Abrede zufolge ihm nachgereiset, aber unvermuthet in Bruchsal gestorben; nur die Religion habe ihn etwas aufrichten können. Den 21. July mußte er auf hohen Befehl innerhalb 6 Stunden Geismar wegen seiner skandalösen Aufführung räumen, und nun gieng er nach Göttingen. Er ist von langer Statur, hager, sehr braun im Gesicht, und auf der Brust trägt er das Hemd vorn ganz offen ohne Halseinde, etwas tief mit einer modischen Nadel zugesteckt und den Hemdefragen umgeschlagen.

ein

ein runderfrisiertes sehr blondes Haar, und seine Aussprache kündigt gleich den Schwaben an. Anderswo trägt er Ringe, womit ihm Prinzessinnen ihre Huld erzeugt haben, erzählt von Reisen, die er durch Asien und Afrika gemacht habe; spricht von Unverwandten, die das größte Vermögen besitzen sollen; prahlt mit schriftlichen Unterredungen die er mit allen deutschen Gelehrten führte; läßt auf seine nächst heraus kommende Werke pränumeriren zc.

16.

Satyre auf den Duke Marlborough.

Diesen berühmten General kennt die ganze Welt — und wenn man ihn nicht vorher gekannt hätte, so würde das vor einigen Jahren Mode gewesene Wiegenlied ihn berühmt genug gemacht haben.

So groß seine Tapferkeit und kriegerische Einsichten waren, eben so groß war sein Geiz, und seine Feldzüge brachten ihm eben so viel Geld, als Ruhm ein.

Zu gleicher Zeit lebte ein Lord, Namens Peterborough, ein Original von einem Manne, der öfters groß und edel handelte. Er war ein erklärter Feind von Marlborough, und spottete über ihn, wo er Gelegenheit hatte.

Einst bat ihn ein Bettler um ein Almosen, und, entweder daß er ihn wirklich nicht kannte, oder daß er ihm schmeicheln wollte, nannte er ihn Marlborough. „Ich bin nicht Marlborough, antwortete Der Lord, und zum Beweise, daß ichs nicht bin, gebe ich Euch eine Guinee!“

17.

Ueber Aufschneiderey. *)

(Fortsetzung.)

Bisher haben wir die Aufschneiderey als eine Kunst betrachtet, die in den mancherley Ständen, Verhältnissen und Gewerben unter den Menschen häufig geübt wird, und deren sich manche mit vielem Geschick und eben so vielem Nutzen zu bedienen wissen. Jetzt müssen wir sie auch noch von einer andern, nicht minder schätzbaren Seite kennen lernen, nemlich als ein gewöhnliches und sehr gangbares Mittel, sich in Gesellschaften zu produciren, und sich Aufmerksamkeit und Ansehen zu verschaffen, fast als eine Maxime und ein Erfordernis einer guten Lebensart. Es wird viel drüber gestritten, was eigentlich der Hauptzweck dieser so hoch gepriesenen und für so unentbehrlich gehaltenen Kunst zu leben, so wie aller dazu gehörigen wichtigen und minder wichtigen Regeln, Conventionen, Coutümen u. s. w.

N. U. II. Jahrg. Bl 44 S sey

*) Bey diesem Aufsatz sind in dem vorigen Blatt einige Druckfehler stehen geblieben, welche den Sinn ganz unverständlich machen, und die ich also hier anzeige: Gleich auf der ersten Seite des Blatts in der letzten Zeile geben die Worte: daß er selbst nicht wüßte, was er sagen sollte, einen ganz falschen Sinn. Es sollte heißen: Da er selbst nicht wußte, was er se. Seite 263 Zeile 2 muß es diesen statt diese heißen, und eben daselbst Zeile 4 wird gar die Kunst, wovon hier geredet wird, eine beschrübte statt eine berühmte Kunst genannt.

sen. Da diese Kunst ihre Beziehung bloß auf den geselligen Umgang hat, so ist man einmal darüber einverstanden, daß sie auch nur in Gesellschaften anwendbar sey. Nur ist noch immer die Frage, ob der Hauptzweck derselben dahin ziele, einen jeden mit der ihm nach seinem Stande, Geburt, Reichthum, Titel oder andern Verdiensten gebührenden Politesse und Attention zu begegnen, und so wohl einzelnen Personen, als dem ganzen anwesenden Cercle überhaupt ein angenehmes Entreten zu verschaffen, oder ob es bloß darauf ankömmt, sich selbst zu produciren, die Aufmerksamkeit andrer auf sich zu ziehen, und sich nichts zu vergeben, um sich selbst geltend zu machen? Diejenigen, die hierüber, wie man denken sollte, am richtigsten entscheiden könnten, nemlich, die sich auf ihr *savoir vivre* am meisten zu gut thun, gestehen es, daß es ihnen noch nie eingefallen sey, über diese Frage nachzudenken, so wie sie überhaupt dafür halten, daß das Nachdenken und alles, was den Kopf angreife, sich zum *savoir vivre* nicht schicke, und aus allen Gesellschaften von gutem Ton entfernt bleiben müsse. In dieser Ungewißheit also, um das sichere für das unsichere zu nehmen, und um auch Niemand gradezu zu widersprechen, als welches sich allenfalls mit den Grundsätzen einer guten Lebensart nicht verträgt, nehme ich nun einmal an, daß beides, sowohl andre auf eine sie distinguirende Art zu entretren, als sich selbst gehörig und geschickt zu produciren, der Hauptzweck dessen sey, was man die Kunst zu leben

leben nennt. In beyderley Rücksicht aber wird ein nur mäßiger Beobachter den Nutzen und die mancherley Vortheile der Gabe, auf eine geschickte Art aufzuschneiden, nicht verkennen.

Das beste und sicherste Mittel sich zu produciren, und sich nicht nur Ansehen und Aufmerksamkeit, sondern auch selbst Achtung und Werthschätzung zu verschaffen, ist wohl unstreitig das Merite personel; *) Allein einmal, ist es doch nicht jedermann gegeben, persönliches Verdienst zu besitzen, und dann ist es auch nicht jedermanns Sache, sich dasselbe erst mühsam zu erwerben; denn der Weg dazu, der nur durch Fleiß, Anstrengung, durch mancherley, oft schwer zu erlangende Kenntniße, und unermüdete Thätigkeit hindurch führt, ist für den größten Theil der Menschen zu mühsam und langweilig. Das Leben ist dabey kurz und kann auf viel leichtere Art hingebracht und genossen werden. Ueberdem giebt

S 2

unter

*) Persönliches Verdienst würde freylich daselbe besser bezeichnen, so wie ich auch leicht *savoir vivre* durch Kunst zu leben, und alle übrige hier vorkommende Fremde Ausdrücke: *Attention, Courtoisie, Cercle, entree, vivre* u. s. w. Durch gleichgeltende deutsche Redensarten hätte geben können. Aber wer nur ein wenig mit dem guten Ton der feineren Lebensart bekannt ist, der wird auch wissen, daß diese hier gebrauchte weit mehr Eleganz und Energie haben, als die aus der Muttersprache, und daß z. B. jemand *entree* niren bey weit n nicht so *commun* lautet als der deutsche Ausdruck: jemand die Langeweile vertreiben. Ueberdem wird es auch nach den Grundfäßen einer guten Lebensart für eine *Pedantrie* erklärt, wodurch man sich *ridicul* macht, wenn man jedes einzelne Wort gar zu ängstlich in seine Muttersprache überträgt.

unter hundert Menschen kaum zehn, die ächtes wahres Verdienst vom Nachdruck desselben zu unterscheiden wissen, und endlich wird es auch nur von dem flügeren Theil der Menschen geschätzt, der doch wie bekannt, nur der kleinste ist.

Um statt also sich erst mühsam eigenes Verdienst zu erwerben, sind gar viele auf die Gedanken gerathen, daß es eben so gut und übrigens noch weit leichter und bequemer sey, wenn sie die Welt nur glauben machen: sie besitzen Verdienst. Um dieses die Welt glauben zu machen, ist kein wirksamers Mittel, als die honette Aufschneideren. Man spreche z. B. nur oft und viel, aber für allen Dingen mit einem zuversichtlichen Ton, von Reisen die man gemacht, wenn man gleich nur zehn Meilen weit von seinem Geburtsort gewesen ist — von Sitten und Gebräuchen anderer Nationen, von Städten und Gegenden, wenn man sie auch nicht weiter, als aus Romanen kennt — von Büchern, wenn man auch weiter nichts, als den Titel gelesen hat — von angesehenen und berühmten Männern, die man gesprochen habe, und mit denen man noch in Correspondenz stehe. Von deren einen man noch mit voriger Post einen Brief — (hier greift man mit einer artigen Nonchalance in die Tasche, zieht ein paar Papiere heraus, besieht sie flüchtig, steckt sie gleich wieder ein, und bedauert es, den rechten Brief nicht bey sich zu haben) — erhalten habe. Das thut nichts zur Sache, daß der berühmte Mann
vielleicht

vielleicht von unsrer Existenz nichts weiß. Wer wird dann gleich hinreisen, ihn darum zu befragen? Wenn insbesondere von Werken der Kunst oder des Geschmacks die Rede ist, so ist der Aufschneiderey ein herrliches weites Feld eröffnet, ihr Talent zu zeigen. Man sage nur ganz dreist sein Urtheil, vor allen Dingen versäume man nicht, diesen oder jenen einzelnen Fehler zu tabeln, gesetzt, daß auch niemand in der ganzen Gesellschaft diesen Fehler bemerken kann, das ist so viel besser, man erregt dadurch eine desto höhere Idee von seinem eigenen Scharfsinn und der Geübtheit seines Kennerblicks. Man vergesse dabey nie, die Namen einiger berühmten Männer anzuführen, auch allenfalls an dem einen dieses, an dem andern jenes zu tabeln, wobey aber zugleich nöthig ist, daß man sich einige der üblichsten Kunstwörter geläufig macht, und z. B. wenn von Malereyen die Rede ist, häufig von Contour, Colorit, Perspectiv, Haltung, Ton, Clair-obscur, oder bey Gelegenheit der Musik, von Harmonie, Applicatur, Dissonanzen, Septimen und Quartaccorden, oder bey Gelegenheit der Baukunst von Facaden, Colonaden, Postamenten, Relief u. s. w. etwas mit unterlaufen lasse. Es versteht sich von selbst, daß wenn man einen wirklichen Kenner in der Gesellschaft vermuthet, man in seinen Aeußerungen etwas zurückhaltender sey und diesen zuerst reden lasse, alsdann aber ihm Beyfall gebe, seine Meinung bestätige, oder indem man thut, als ob man ihn gar nicht gehört hätte, dieselbige Meinung nun

als seine eigene vortrage. Hierbey ist es eine bewährte Regel, daß man nie etwas, es sey auch was es wolle, auf eine gar zu lebhaftte Art bewundere, denn damit verräth man immer, daß einem die Sache noch fremd und neu sey. Eine gewisse angenommene Kälte und Gleichgültigkeit hingegen, eine stille ruhige Betrachtung des vorgezeigten Gegenstandes, die etwa mit einem Beyfall gebenden Kopfnicken, oder mit einem bedentlichen Achselzucken begleitet ist, zeigt die wahre Attitüde eines Kenners an, und so kann man auch selbst mit Gebährden ausschneiden.

Hat man einmal, wie sich leicht ereignen kann, das Unglück, auf einer Ausschneideren ertappt zu werden, und etwas zu behaupten, was ein andrer in der Gesellschaft besser weiß, und impoli genug ist, grade herauszusagen, so hat der geschickte Ausschneider zwey verschiedene Wege, sich ganz artig und mit Honneur aus der Sache zu ziehen. Entweder gesteht er, je nachdem der Mann ist, der ihm widerspricht, auf der Stelle seinen Irrthum, klagt über sein ungetreues Gedächtnis, und bestätigt mit neuen Gründen die Meinung seines Gegners, wodurch er dann nicht nur die einmal erregten Begriffe seiner gründlichen Einsichten und Kenntnisse bestätigt, sondern sich noch obendrein das Lob der Modestie erwirbt: Oder er widerspricht seinem Gegner (in diesem Fall muß er aber seinen Mann gut kennen) gradezu, behauptet mit einem ton d'assurance seine einmal vorgetragene Ausschneideren mit drey oder vier

hier neuen Aufschneidereien, und indem er nur das letzte Wort zu behalten sucht, lenkt er gleich das Gespräch auf einen andren Gegenstand. Denn das muß man hier auch bemerken, das es nun einmal in fineren Gesellschaften durchaus als eine Regel des guten Tons angenommen ist, keine Materie, die ein Gegenstand der Unterredung ist, bis auf den Grund zu erschöpfen. Auch nach dieser Regel, die selbst ein berühmter Philosoph *) der freylich das für etwas gescheuteres hätte sagen können, sehr ernstlich vertheidigt, darf man sich nur von vielen Dingen eine superficielle Kenntnis eigen gemacht haben, und wenn man damit nun einige Fertigkeit in der Kunst aufzuschneiden verbindet, so ist nichts leichter, als sich selbst nicht nur für einen Mann von Esprit, von vielen Kenntnissen und Meriten geltend zu machen, sondern auch einen ganzen Cercle auf eine sehr geschickte Art zu entreteniren.

(Die Fortsetzung künftig.)

18.

Schreckliche Folgen eines übertriebenen Aufwandes und einer schlechten Wirthschaft.

Wer es nicht einsehen will, was die leyder fast in allen Ständen so sehr überhandnehmende Begierde zu einer glänzenden

§ 4

enden

*) Rousseau, in seiner Heloise.

zenden Lebensart, und der damit verbundene größere und den Einküften nicht angemessene Aufwand für nachtheilige und oft entsetzliche Folgen hervorbringen kann, der lese nachstehende zwey Originalbriefe und erschrecke!!!

I. An die Herzogl. Mecklenburgische hohe Regierung
zu Schwerin.

Durchlauchtigster!

Wenn Ew. Herzogl. Durchl. dieses entgegen nehmen, bin ich schon über die Grenzen des Todes. Mit der Freymüthigkeit eines Sterbenden kann ich also meine Bosheiten umständlich bekennen. O Gott! vergieb mir in der bangen Stunde des Scheidens! Ew. Herzogl. Durchl. bitte ich flehentlich um Vergebung, und auch alle die edle Menschen, die ich so boshaft hintergangen habe. Leichtsin, Hang zum Luxus, und eine unglückliche Ueberzeugung, die mir durch verschiedene Träume geworden, daß ich nemlich einmal ein recht großes Loos in der Lüneburger Lotterie gewinnen würde, sind die Ursachen meiner Vergebung und meines schändlichen Todes. Das eigene Vermögen, das ich hatte, ward schon während daß ich mein Metier trieb,* theils durch die Lotterie, theils durch andere unbesonnene Projecte verschwendet. Nun hatte ich mir schon immer den Plan gemacht, einmal ein recht glänzendes Glück auf der Welt zu
ma

*) Der Verfasser dieses Briefs war ehemals Landmesser, zuletzt Pächter.

machen, daß sich immer auf die Lotterie gründete. Als ich Neuhof *) annahm, hatte ich schon gar kein eigenes Vermögen mehr. Weil ich aber schon damals Bräutigam von meiner jetzigen unglücklichen Gattin war; so hoffte ich durch deren Vermögen, das jedermann für recht groß hielt, mir völlig wieder zu helfen, und nahm ad interim meine Zuflucht zur Verfertigung falscher Verschreibungen, die ich aber, davon ist Gott in der hülflosesten Stunde des Scheidens mein Zeuge, nicht in der Absicht des Betrugs verfertigte. Ew. Herzogl. Durchl. werden von allen meinen falschen Obligationen ein richtiges Verzeichniß hieneben finden. Nun war Neuhof der Ort, wo ich nicht allein die Pacht aufsetzte, sondern um meine glänzende Wirthschaft zu erhalten, noch mehrere Baarschaft brauchte. Mein Schwiegervater starb, und ich ward in den Besitz des Vermögens meiner Frau gesetzt. Dies war damals nicht mehr hinreichend, meine Schulden zu tilgen, und ich kam immer tiefer hinein. Ich fiel in die Hände der Bucherer, wo ich Procente über Procente geben mußte, um mich nur zu retten und die Hoffnung, daß ich gewiß in einer oder der andern Lotterie ein beträchtliches gewinnen würde, hielt mich immer bey frohen Muthe; wiewohl manchmal in einsamen Stunden doch mein Gewissen aufwachte. Nun kam ich endlich ganz unplötzlich zum Besitz von Zibühl. Ich nahm das letzte Capital meiner Frau von Hrn. Gold.

*) Ein Gut im Mecklenburgischen, das der Verfasser ehemals gepachtet hatte.

Goldschmidt in Empfang, fertigte die letzte falsche Cassen-Obligation von 2000 Rthlr., und erhielt dagegen vom Hrn. Professor Wiese in Rostock 1400 Rthlr. Nun hoffte ich mit völliger Ueberzeugung endlich gegen diesen Trinitat., das größte Lotterielos zu erhalten und dann wollte ich alles in Nichtigkeit bringen. Wäre dies geschehen, so würde ich gewiß von allen Menschen als ein ehrlicher Mann betrachtet worden seyn; denn nun fieng ich schon an, meine unnöthigen Ausgaaben einzustellen und Ueberschlag auf die Zukunft zu machen. Das Glück hat mir nun nicht gewillfahret, und ich muß als ein Verbrecher sterben.

Lange habe ich gegen den Selbstmord gekämpft. Aber drey Wege hatte ich nur: mich der öffentlichen Gerechtigkeit Preis geben, fliehen oder sterben. Mich der öffentlichen Gerechtigkeit und der zeitlichen Strafen zu unterwerfen, verwarf ich deswegen: weil ich meiner armen unglücklichen Frau, deren Gleichen es an Rechtchaffenheit und Gutmüthigkeit in Meklenburg wenige giebt, und meiner angesehenen Familie so viel als möglich schonen wollte, und weil nun doch einmal alle von mir betrogene Unglückliche doch damit nichts erhielten. Fliehen konnte ich nicht: weil ich nirgend hin wußte, da ich nur wenige Thaler Geld in Cassen habe, und die Qualen des geängstigten Gewissens doppelt so fühlbar finde, als den gewissen Tod. Ich habe gewiß in den letzten Tagen meines Lebens, seit ich das Rescript von Ew. Herzogl.

zogt. Durchl. erhielt, *) alle Qualen der Verdammten gefühlt, und ich weiß deren kein anderes Ende, als den Tod. Ich habe genug gelitten, Gott wird mir vergeben, und die Unglücklichen trösten, die ich zwar nicht mit Absicht, aber doch betrogen habe. Um meinem unglücklichen Weibe den Schmerz zu mindern und auch Ew. Herzogl. Durchl. die Mühe des Forschens zu ersparen, werde ich in einer abgelegenen mir wohlbekanntem Wildniß mein Ende beschließen, wo ein wohlthätiges Pistol erst mein treues Reitpferd, und dann mich treffen wird. Vergebung, Gott! Vergebung!

Nun noch die letzte Bitte an Ew. Herzogl. Durchl. meiner unglücklichen Gattin **) einen redlichen Mann zum Vormund zu setzen und ihr zu ihrem eingebrachten zu verhelfen, davon die Theilungs-Papiere das Nähere angeben werden. Alle andere unglückliche Betrogene werden wahrscheinlich nichts erhalten können. Der einzige mögliche Fall ist dieser: daß sie die Lotterie-Loose, die ich bis jetzt fast alle bezahlt habe, durchspielen, um wo möglich das Glück billiger zu finden, bey rechtschaffener Forderung, als bey leichtsinnigen Aussichten. Mein Kopf ist leer an Gedanken, voll von Qualen und Schaudern des Todes. Ich kann nicht schreiben, wenn sich gleich noch manches in meinem Herzen regt, das nicht
heraus

*) Der Verfasser meint das, worin ihm angedeutet wurde, sich über die Obligationen, welche er von der Relutions-Casse zu haben vorgab, vernehmen zu lassen.

**) Sie ist erst 18 Jahr alt.

herauskann. Wäre es möglich, meiner Gattin und meiner Familie durch öffentliches Bekanntwerden meiner Bosheiten, wodurch doch immer niemand gewinnt, zu schonen; so würde dies noch ein Trost bey meinem Tode-sey. Ich stehe darum fußfällig, so wie nochmahls um Vergebung meiner Sünden, und sterbe reuevoll als

Erw. Herzogl. Durchl.

Zibühl,

unwürdiger Unterthan

den 13. April 1788.

Christ. Heinr. Pöpcke.

Hier hatte er ein Verzeichniß seiner Schulden und falschen Verschreibungen, auch von seinen übrigen Vermögens- Stücken, und vom eingebrachten Vermögen seiner Frau beygefügt, und noch folgendes hinzugesetzt:

„ Manchem habe ich etwas geschenkt, und vielen gutes gethan: wenn doch die nur für mich beten wollten! Größere Strafe für einen Menschen, der ehemals edeles Gefühl hatte, kann doch wohl nicht seyn, als ein edeles Weib und einen Engel von Kind verlassen, und so in ewige Vernichtung hinsterven zu müssen — und zwar von eigener Hand! — dies ist mein Loos — mein unvermeidliches Loos — o kalter Schauer des Todes — Wer betet für mich, Gott sey mir gnädig! schone meiner armen Seele! ich leide ja Qualen genug; aber Dank, Dank die für die Stärke, die du mir verliehest, meine Leiden so standhaft verlassen zu können, ohne mich bloß zu geben! doch das war ja immer mein Character,
 meine

meine einmal festgesetzten Plane durchzusehen, und so wird mirs gewiß auch hier nicht fehlen! O Vergebung, in der bald kommenden letzten Stunde! O Gott! Gott!

II. An meine ewiggeliebte Elise.

Liebes gutes verehrungswürdiges Weib!

Mache dich gefaßt, eine traurige Nachricht zu lesen, und schlag nicht eher dieses Blatt um, bis du in der Fassung bist, etwas dir unmöglich scheinendes zu vernehmen.

Ich muß sterben, und bin schon tod, wenn du diesen Brief liest. Meine Vergehungen, die in Verfertigung falscher Obligationen bestehen, würden mir doch den öffentlichen Tod zugezogen haben, und ich suche ihn nun lieber entfernt von hier, um deiner zu schonen. Du wirst alles aus der Herzogl. Regierung erfahren. Gott weiß, ich war kein Betrüger aus Absicht; aber ein Unstern, mein unglückliches Talent brachte mich zu Vergehungen, wofür die Menschheit zurück bebt. Genug davon. Du weißt, daß ich dich herzlich liebte, und du liebtest auch lieber einen Unglücklichen so zärtlich wieder. O liebe Elise! gutes, herrliches Weib, vergieb mir den Kummer, die Leiden, die ich dir machen muß. Ich habe lange, lange gegen den Selbstmord gekämpft, aber es ist für mich keine andre Arznei übrig. Noch danke ich Gott, der mir Standhaftigkeit geliebet
meine

meine Qualen und Gewissensangst unter dem Vorwand körperlicher Leiden vor dir zu verbergen, und nun da ich überwunden — mich über die Ungewißheit meines Schicksals in der Ewigkeit hinwegsetzt — kann ich standhaft von dir scheiden. Alles Forschen nach mir wird vergebens seyn. Ich werde mein Grab wählen, wo mich wenigstens vor dem Herbst niemand finden wird. Betrübe dich nicht um mich. Ich verdiene deine Thränen eben so wenig, als du die Leiden, die ich dir mache. Laß meinen guten Bruder von Lübbin *) zu dir kommen, der wird dich trösten, und dir mit Rath und That beystehen. Die Pachtung kannst du so nicht fortsetzen, wenn dir wahrscheinlich auch dein Eingebrautes bleibt. Es reicht einmal nicht hin und die Pachtung ist doch auch zu hoch. Den besten Rath, den ich dir geben kann, ist dieser: daß du dich zu deinem guten Bruder nach Warnow begiebst, mit dem gemeinschaftlich wirthschaftest, und deine kleine Tochter gut erziehst, damit du bey der deine unverdienten Leiden vergessen könntest. Gott und die Religion wird dich trösten. Suche dich bald mit einem guten redlichen Manne wieder zu verheyrathen. Es wird ja deren dennoch einige geben. Ach ehemals war ichs auch — Da hast du deinen Ring wieder. Ich mag ihn nicht mit im Tode nehmen, er möchte mir die Qualen vermehren. Schick beygehendes so fort auf die Post nach Bügow, an die Herzogl. Regierung. Ich erliege unter der Last mel-

*) Er ist Prediger dort.

der Leiden — laß mich abbrechen, ich kann nicht mehr. Vergebung! Vergebung! Vergebung! darum flehe ich sterbend

Wapcke.

* * *

Man hat nicht in Erfahrung bringen können, ob der unglückliche Mann seinen entsetzlich u Vorsatz wirklich vollzogen habe. Wenigstens hat man durchaus keine Spuren davon entdeckt. Es ist also zu vermuthen, daß er sich wirklich noch nicht entleibt, sondern nur durch die Flucht unter veränderten Namen, den Händen der Gerechtigkeit entzogen habe.

19.

Eine ganz sonderbare Proceßion.

Die Nordamerikaner, bey welchen der Geist des Patriotismus durch die neue Regierungsform wieder geweckt worden ist, haben den zwölften Jahrestag ihrer Unabhängigkeits-Erklärung am 4ten Julius dieses Jahrs durch eine Proceßion gefeyert, welche wohl die einzige in ihrer Art ist, die man jemals gesehen hat. Die Proceßion bestand aus mehr, als sechstausend Personen, und auf dem Plage Union-Green zu Philadelphia, wohin sie ihren Zug richtete, war die Anzahl bis auf 19000 angeschwollen. Außer den angesehensten Civil- und Militärbeamten, befanden

befanden sich alle Künstler und Handwerker mit beweglichen von Pferden gezogenen Werkstätten, in welchen auch während des Zugs gearbeitet wurde, in dieser Proceßion, in welcher auch ein mit 25 Mann besetztes 35 Fuß langes Schiff auf einem Wagen von 10 Pferden gezogen wurde. Bey der großen Bundesmahlzeit; welche nach der Proceßion gehalten wurde, trank man weder Wein, noch ein stark Getränk des Auslandes, sondern bloß amerikanischen Porterbier und Cyder. Die 9 Directeurs, welche bey der Proceßion commandirten, und an deren Spitze sich der General Mission befand, brauchten, um sich überall durch die lange Reihe verständlich zu machen, Sprachröhren.

Räthsel.

Ein Mädchen trug einen Korb Eyer zu Markt. Sie verkaufte davon vorerst die Hälfte, und gab dem Käufer ein halbes Ey in den Kauf. Von dem Ueberrest verkaufte sie an einen andern ebenfalls die Hälfte, und giebt auch diesem ein halbes Ey in den Kauf. Zuletzt verkauft sie an einen dritten die Hälfte ihres jetzt noch übrigen Vorraths, und giebt auch diesem ein halbes Ey in Kauf. Und nun war der ganze Korb leer. Es fragt sich also, wie viel Eyer sie von Anfang gehabt?

Auflösung des Räthfels im vorletzten Blatt.

Ein böser Weg.

Schricht von Neujahrswünschen auf das Jahr
1788 welche bey dem Buchhändler
Franz Jakob Röder in Wesel
verfertigt werden.

Untenbenannte Neujahrswünsche, sind auf allerley
Papiere und Personen, auch Familien Gegenstände,
Väter, Brüder, Freunde und Freundinnen, auch charakte-
risirte Personen eingerichtet und neu verfertigt.

Neujahrswünsche auf Bogen abgedruckt, mit aller-
ley Einfassung, den Bogen zu 1 Gr. oder 3 sb.

Nach derselbigen Art wie Nr. 1. auf fein Post-
papier, verschiedene auf einen Bogen, mit Zierra-
then, der Bogen 1 Gr. oder 3 sb.

Allerhand Sorten von Pyramiden, und sonstige
Inventionen, alle fein illuminirt, mit einem Wunsch
auf Atlas abgedruckt das Stück 3 Gr. oder 9 sb.

Allerley Pyramiden, Medaillons und andere Zie-
rathen, auf fein Glanzpapier gedruckt, von allerley
Farben, das Stück 1 Gr. oder 3 sb.

Verschiedene Sorten von illuminirte Medaillons
und atlasene Wünsche, 2 Gr. oder 6 sb.

Ganz fein gemahlte vier Rosen und andere
Blumen, worunter ein Wunsch auf Atlas gedruckt
und mit einem Couvert versehen. 9 Gr. od. 27 sb.

Ganz feine illuminirte Medaillons auf seiden
Glanzpapier zu 1 Gr. oder 3 sb.

Eine ganz neue Art von seidene Bänder, ganz
fein gemahlt, oben mit einer medaillonsche Ein-
fassung, worin die Titulatur geschrieben werden
kann, und besonders auserlesene Wünsche, zu 7
Gg. oder 21 sb.

Dito gemeynere Sorten zu 4 Gr. 12 sb.

Ebendieselben, statt seidenes Band, auf fein fei-

den Glanzpapier von allerley Farben gelb
auch fein gemahlt, zu 2 Gg. oder 6 flbr.

11) Eine große Sorte, so in Kupfer gestochen
in verschiedene Sorten und Farben der
auf Atlas, zu 4 Gg. oder 12 flbr.

12) Dieselbige mittlere Sorten zu 3 Gg. od.

13) Allerley Sorten, von fein gemahlten Berg
gen, von allerley Erfindungen, auch mit a
Wünsche zu 2 Gg. oder 6 flbr.

14) Kleine gedruckte und mit Farben gemahlte
te mit Wünschen auf seiden Glanzpapier zu
oder 3 flb.

15) Ganz feine italienische Blumen, auch Bl
sträuche mit Neujahrswünsche, verborgen
bracht zu 1 Rthlr. auch 16 und 12 Gg.

16) Allerley Sorten und neue Erfindungen
Wünschen zu 1 Gg. oder 3 flb.

17) Eine neue Erfindung von feinen gem
Fächern, zum Gebrauch für Frauenzimmer
Neujahrswünschen, an Freundinnen und
wandtinnen zu 1 Rthlr. 16 Gg. auch 1
12 Gg. und 1 Rthlr. 8 Gg.

18) Couverts von fein seiden Papier von
Farben, mit Quirlende eingefast, und gar
gemahlet, zu 2 Gg. oder 6 flb.

19) Sithouetten Einfassung auch sehr fein gem
zu 2 Gg. oder 6 flb.

Auch werden besondere Neujahr's- und G
tags Wünschen, nach allerley Art und Erfind
auf einzelne Gegenstände, besonders abgedru
herfertiget, so wie es ein jeder gerne haben



Niederrheinische
Unterhaltungen.

XI. Heft.

Monat November.

1788.

Wesel

bey Franz Jakob Röder, Buchb.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rthl. 18 Gr. Conventions-Münz, oder 2 Rthl. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

I n h a l t.

	Seite.
1. Ueber Ausschneiderey. (Beschluß.) von L*.	290
2. Der Thee.	298
3. Der neue Cagliostro	305
4. Beitrag zur Geschichte der magnetischen Curen am Niederrhein v S***l.	312
5. Antwort auf die Frage wegen der Vereinbarung in Ansehung der Trauer.	315
6. Anekdoten.	318
7. Vermischte Nachrichten.	320
8. Beschreibung einiger merkwürdigen Automaten.	321
9. Gerechtigkeitspflege, von **ch.	325
10. Grausamkeit gegen die Sklaven.	328
11. Beitrag zur Sammlung merkwürdiger Beispiele von den Naturtrieben und Fähigkeiten der Thiere.	332
12. Schilderung eines noch lebenden und Schule haltenden Mädchen-Schulmeisters — so wahr als ungläublich.	334
13. Versuch einer Charakteristik der sogenannten Keinen im Herzogthum Berg.	337
14. Ueber die Schädlichkeit der Schwürbrüste.	349

2949
Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

Erstes Heft. November.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

I.

Ueber Aufschneiderey.
(Beschluß.)

Diese jetzt beschriebene Geschicklichkeit, durch Hülfe der Aufschneiderey in Gesellschaften zu brilliren, und sich das Ansehen von Vorzügen und Verdiensten zu geben, die man nicht besitzt, ist so allgemein, nimmt in der Art, sie auszuüben, so viele verschiedene Wendungen und Nuancirungen an, daß es unmöglich ist, alle einzelne Arten derselben genau zu beschreiben. Nur noch eine besondere Art derselben will ich hier kurz berühren. Sie besteht darin, daß man sich nur die geringe Mühe giebt, alles dasjenige, in dessen Vergleichung und Nebeneinanderstellung unsre eigene — wirkliche oder
N. II. II. Jahrg. Bl. 45 S. eingea

eingebildete Vorzüge vielleicht klein erscheinen, oder gar unbemerkt bleiben dürften, zu verdunkeln und herab zu setzen. Um sich selbst in einem vortheilhaften Licht zu zeigen, darf man nur, wo von den Vorzügen anderer die Rede ist, einen gewissen Ton von Superiorität annehmen, und indem man freylich ihren Vorzügen — jedoch nicht anders, als unter gewissen Einschränkungen — Gerechtigkeit widerfahren läßt, redet man zu gleicher Zeit von den noch weit größeren Vorzügen, die sie nicht besitzen. In dieser Absicht ist es auch besonders wirksam, wenn man von ganzen Ständen und Klassen von Menschen nie anders als mit einem gewissen Ton von Herablassung, oder auch Geringschätzung, und wenn man es recht fein machen will, mit einem angenommenen Ton des Bedauerns und des Mitleids redet. Wenn z. B. eine gewisse Dame über diesen oder jenen das Urtheil fällt: Für einen Gelehrten, das muß wahr seyn, besitzt er noch ziemlich viel Lebensart; oder wenn ein Homme de Lettres von einem andren in eben dem Ton sagt: Für einen Kaufmann das muß man gestehen, hat der Mann sich viele Kenntniße erworben; oder wenn ein Herr mit der Uniform jemanden das Zeugnis giebt: der Mensch hat warhaftig viel Meriten, nur Schade, hohl mich der T**, daß er nicht gedient hat — Was will das anders sagen, als daß die Dame auf eine feine Art ihrer eigenen guten Lebensart, der Homme de Lettres seinen Kenntnißen, und der Herr mit der Uniform seinen Meriten ein Compliment macht.

In

In dieser Art der Aufschneideren, da man seine eigene Größe auf die Erniedrigung anderer und selbst ganzer Stände und Klassen von Menschen aufrichtet, sind vorzüglich die Franzosen Meister, die in dieser Absicht oft kein Bedenken tragen, auf ganze Nationen als auf kleine verächtliche Ameisenhaufen stolz herab zu blicken. Fürnemlich excelliren hierin die Gasconner, daher man auch gewöhnlich eine rechte derbe Aufschneideren dieser Art eine Gasconnade zu nennen pflegt. Eine solche Gasconnade war es z. B. als die Franzosen vor der berühmten Schlacht bey Rosbach von der Preussischen Armee als von einer Wachtparade redeten, worauf der König, als man ihm dieses nach geendigter Schlacht erzählte, die treffende Antwort gab: Ich verzeihe ihnen die Sottise, die sie da gesagt haben gern, in Ansehung derjenigen, die sie so eben gemacht haben. Der Ritter Zimmermann in seinem neuerlich heraus gegebenen unterhaltendem Werk: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm, erzählt gleichfalls ein Paar solcher Gasconnaden, die recht eigentlich hierhin gehören. Nämlich von einem Franzosen, der sich nicht scheute in vollem Ernst zu sagen: Le brave Comte de Saxe se lave si bien par sa valeur, d'être né Allemand. Eben so drollig ist die andere Gasconnade der beyden französischen Offiziers, die sich im siebenjährigen Krieg während ihrer Gefangenschaft zu Berlin durch den berühmten Sulzer dem damaligen Prinzen von Preussen (dem Vater des jetzigen Königs) wollten

vorstellen laßen. Auf dem Wege dahin fragten sie Sulzer: Comment appelle-t-on le Prince de Prusse? Sulzer antwortete: Monseigneur, oder auch Votre Alteſſe royale — Quoi! riefen beyde Franzosen zugleich auß: jamais nous ne donnerons pas le titre de Monseigneur à un Prince de Brandebourg — Quoi! rief Sulzer mit edlem deutschen Eifer, und ließ zugleich den Kutscher halten. Quoi! Vous donnez le titre de Monseigneur à vos foutus Eveques de France, et vous ne le donneriez pas au Successeur du plus grand Roi de l'Europe! Und mit einß nahm er einen nach dem andern beym Sittig und schmiß beyde zum Wagen hinaus.

So wie es in jeder Kunst und in jedem Gewerbe Stümper und Pfuscher giebt, so giebt's ihrer auch in der bisher beschriebenen Kunst, sich durch Aufschneideren ein Ansehen geben zu wollen. Hiehin gehören die armseligen Espries de Bagatelle, die, da sie bescheiden genug sind, auf wesentliche Verdienste als von denen sie schwerlich nur einen Begriff haben, keinen Anspruch zu machen, sich damit begnügen, daß sie ihren schönen Geschmack in der Kleidung, ihre Nippes, ihre modernen Meubles, und die Verzierungen ihrer Häuser und Gärten zur allgemeinen Bewunderung aufstellen, und dann ihre Aufschneideren darin anbringen, daß sie entweder den übertrieben hoch angegebenen Preis, wofür sie dieses oder jenes schöne Meubel an sich gebracht als ein Merkmahl ihres passionirten Geschmacks für Werke der Kunst und nebenbey als einen Wink ihres guten Vermögens

geben

gens, oder aber einen enorm niedrigen Preis, wofür sie jenes erhalten, als eine Probe ihrer feinen Klugheit und Geschicklichkeit im Kaufen und Handeln anführen. Nicht minder wissen sie die Gabe des Ausschneidens geschickt darin anzuwenden, daß sie die schönen Sachen, die sie besitzen, insbesondere diesen Ring, diese Uhr, diese Schnallen als eine Seltenheit rühmen, wovon außer ihnen nur jener Graf, dieser Herzog, und der und der Gesandte allein ein ähnliches Gegenstück besitze.

Eben so armselig sind die Ausschneiderereyen jener leeren Köpfe, welche, da sie nichts als Geringfügigkeiten vorzubringen wissen, diesen Geringfügigkeiten dadurch ein gewisses Geracht zu geben glauben, wenn sie alle dazu gehörige Umstände auf eine ungeheure Art vergrößern, und aus einer Gassenrenne einen reißenden Stroh, aus einem kleinen Schnitt in den Finger eine tödtliche Wunde und aus einem kalten Lüftgen einen Sturmwind machen. Diesen Herren ist es etwas geringes drey Meilen in anderthalb Stunden abzureiten, eine Schnepfe auf fünfhundert wohlabgezählte Schritte im Flug zu schießen und mit einer Handvoll Mann Festungen einzunehmen und ganze Armeen in die Flucht zu schlagen.

Da diese Arten von Ausschneiderereyen mehr unter die Classe von Windbeutelereyen gehören, so breche ich davon ab und erwähne nun noch zuletzt einer

Art von Aufschneideren, der unter allen noch das meiste Lob gebührt, und die wenigstens das Verdienst hat, daß sie als ein auf der Stelle erzeugtes Product des Witzes, und einer mit Scharfsinn verbundenen fruchtbaren Erfindungskraft die meiste Unterhaltung gewährt, und überdem in mancher Rücksicht selbst lehrreich ist. Ich meine diejenige Aufschneideren, die auf der Stelle erfunden und mit dem gehörigen Anstand, Ernst und Laune vortragen wird, um den bloß prahlerischen Aufschneider und Windbeutel beschämt zu machen. Schon der ehemahlige und noch immer unvergeßliche Lieblingsdichter unsrer Nation, Gellert in seiner bekannten Fabel von der Brücke giebt gleichfalls diesen Rath:

- „ Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
 „ Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich er-
 kühnt:
 „ Lüg auch, und mehr als er, und such ihn
 zu beschämen,
 „ So machst du dich um ihn, und um die
 Welt verdient. “

Vor nicht gar langer Zeit lernte ich einen gewissen Herrn S* aus dem C**schen kennen, der in dieser Gabe, den Aufschneider und Windbeutel zu parodiren, eine ungemeyne Fertigkeit besaß, und mit einer recht heitern jovialischen Laune eine bewundernswürdige Erfindungskraft verband, die er auch auf
 eine

eine geschickte Art und zur rechten Zeit anzuwenden wuste, um auf der Stelle ein sinnreiches Histörchen zusammen zu setzen; das den an grotesken Zügen und abentheuerlichen Vergrößerungen den bekannten Erzählungen des Herrn von Münchhausen nichts nachgab. Ich glaube diesen Aufsatz über die Aufschneideren nicht schicklicher beschließen zu können, und auch denen unter meinen Lesern, die besonders das, was dem Zwergfell eine heilsame Erschütterung giebt, recht unterhaltend finden, kein Besseres Genüge zu thun, als indem ich zum Beschluß ein paar Proben davon anführe:

Zu C* in einem angesehenen Gasthof, wo bey einer zahlreichen Tischgesellschaft auch ein paar Mönche zugegen waren, kam man auch unter andern auf das Fegfeuer zu sprechen; die Mönche, die hier recht in ihrem Element waren, redeten und rühmten un-
gemein viel von der Kraft ihrer Seelmessen und erzählten manche auffallende Probe von der bewundernswürdigen kräftigen Wirkung ihrer Fürbitten. Hr. S. nahm nunmehr das Wort auf und sagte: Ich will das ganz und gar nicht bezweifeln, vielmehr könnte ich aus meiner eigenen Erfahrung Proben anführen, die das, was die Herren Patres hier behaupten hinlänglich bestätigen. Ich war noch nicht volle zwölf Jahr alt, als mich meine Mutter am Tage aller Seelen mit zur Kirche nahm, und mich ermahnte, doch ja recht andächtig für die armen Seelen im Fegfeuer zu betten. Die Vorstellung

die ich mir von dem Zustand dieser armen Seelen in meiner jugendlichen Einbildungskraft machte, war stark und lebhaft und grif mein ganzes Innres an; ich betete daher gewiß mit einer solchen Andacht und Inbrunst, daß sie nicht stärker seyn konnte. War es dieser meiner innigen Andacht, oder meiner damals noch so ganz reinen Unschuld zuzuschreiben, genug ich hatte den Kirchhof noch nicht verlassen, als ich ein sanftes Wehen und Säuseln über meinem Kopf vernahm, und nun zugleich eine Stimme hörte, die ganz deutlich und vernehmlich sagte: bien obligé, Monsieur S*! — Es war die Seele eines Franzosen, der sich mein andächtiges und unschuldiges Gebet zu Nuß gemacht und glücklich aus dem Fegfeuer echapirt war.

In einer andern Gesellschaft konnte ein junger Fremder nicht aufhören, von seinen Reisen, die er gemacht und von den vielen bemerkungswürdigen, seltenen Dingen, die er auf seinen Reisen gesehen, zu erzählen, unter andern rühmte er die bequeme Art, mit der man in Frankreich reisen könne, als wo man Postwagens von zwey und drey Etagen hätte, auf welchen dreißig bis vierzig Passagier auf einmal fortgeschafft würden, und das, mit nicht mehr als vier Pferden, denn, setzte er hinzu, die Wege sind da eben so, wie der Boden hier in der Stube — Hr. S*, nachdem er lange genug den Aufschneiderereyen des jungen Menschen zugehört hatte, nam setzt das Wort auf und sagte: Es mag
Ihnen

Ihnen vielleicht unglaublich vorkommen, meine Herren, was dieser Herr uns hier erzählt, allein Sie werden es weniger bezweifeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst schon auf weit ansehnlichere Wagens gefahren bin. Auf meiner Reise durch Egypten bediente ich mich gemeinlich der Caravan-Calesche, eines Fuhrwerks, das von Cameelen gezogen wird, und auf welchem eine ganze Caravane, die wie bekannt, aus mehreren hundert Personen besteht, mit ihrem Gepäcke Platz hat. Waren Sie auch in Großcairo? und ist diese Stadt so ungeheuer groß, als man davon sagt? fragte ein Dritter, der die Absicht des Hrn. S* mit seiner Erfindung der Caravan-Calesche wohl merkte: Allerdings, erwiderte dieser, und um Ihnen nur einiger maßen einen Begriff von der Größe dieses Orts zu geben, so lassen Sie sich nur die dortige Domkirche beschreiben. Von der Größe derselben können Sie urtheilen, wenn ich Ihnen sage, daß der Priester, der das Amt zu verrichten hat, nicht nur beim Eingange Postpferde vorfindet, sondern daß auch in der Mitte der Kirche noch ein frisches Relais angelegt ist, um ihn bis zum hohen Altar hinzubringen. Wegen der ungeheuren Größe der Kirche wird das Wehwasser nicht anders, als mit Feuersprützen ausgetheilt. Die in der Mitte hängende große Lampe enthält, wenn sie ganz angefüllt ist, fünfundzwanzig Ahmen Del, und schon sieben Domkürster vor uns haben schon das Unglück gehabt, darin zu erlaufen — Wie ist es aber möglich, mach-

te jemand die Einwendung, in einer so großen Kirche das, was vorgetragen wird, allenthalben auch nur zu hören, geschweige Darnie zu verstehen? Dafür ist gesorgt, antwortete Hr. E*, die Orgel ist der übrigen Größe der Kirche angemessen, wie Sie sich von selbst vorstellen können, wenn ich Ihnen sage, daß die untere Cypse des Prästantes so groß ist, daß der Calcant darin mit seiner Familie freye Wohnung hat. Und was das Predigen anbetrifft, so sind mehr als hundert Canzeln da, und überdem bedient sich jeder Prediger noch eines Sprachrohrs. —

O he! jam satis est. Wer ausschneiden will, verthue es vor allen Dingen so, daß man es mit Händen greifen kann.

T*.

2.

Der Thee.

Weder eine Beschreibung der Naturgeschichte des Baums oder vielmehr der Staude, deren Blätter uns das unter dem Namen des Thee so beliebte Getränk liefern, noch eine eigentliche Untersuchung über die Frage: ob der Gebrauch des Thee der Gesundheit zuträglich oder nachtheilig sey, dürfen die Leser der Unterhaltungen unter obigem Titel suchen:

die

die letzte Frage ist wirklich wichtig genug; Es giebt auch Aerzte genug, die mit ziemlich starken Gründen behaupten, daß der Thee eine wahre Giftpflanze sey, daß seine Blätter eine stark betäubende und die Nerven sehr angreifende Kraft haben; Auch lehret die Erfahrung, daß es wohl nirgend mehr nervensteehe und schwächliche Frauenzimmer giebt, als in Holland, wo, wie bekannt, der Gebrauch dieses Getränks unmäßig stark getrieben wird. Es ist aber auch nicht weniger wahr, daß viele, der dem Thee zugeschriebenen schädlichen Wirkungen, nicht dem Thee allein, sondern auch größtentheils dem warmen Wasser, mit dem er begossen wird, und am allermeisten dem übertriebenen häufigen Gebrauch auf Rechnung gesetzt werden müssen. Wer weiß endlich nicht auch aus eigener Erfahrung, daß der Thee mäßig und nicht zu oft getrunken, auch oft nicht nur unschädliche, sondern selbst sehr heilsame Wirkungen hervorbringt, und zur Beförderung der nöthigen Transpiration, zur Aufheiterung des Kopfs, zur Ermunterung der Lebensgeister, und in manchen Arten von Schmerzen, z. B. beim Kopfsweh, auch selbst oft bey Sichtscherzen zur Linderung derselben beiträgt, und auch ein bewährtes Krampfstillendes Mittel ist.

Die Frage: ob der Thee gesund oder ungesund ist, gehört also unter diejenigen, über die sich immer für und gegen streiten läßt, und die doch nie entschieden werden, so lange man die Frage bloß im
all.

allgemeinen und ohne Einschränkung betrachtet. Das Theetrinken ist nun einmal so allgemein eingeführt, und selbst schon so vielen Menschen zum Bedürfnis geworden, daß eine noch so gründliche Erörterung jener Frage darin keine oder doch nur unmerkliche Veränderung hervorbringen wird.

Ich setze also auch jene Frage bey Seite, und glaube meinen Lesern und Leserinnen, unter denen gewiß auch die meisten sich nicht gern den Thee werden nehmen lassen, einen wichtigern Gefallen zu erzeigen, indem ich ihnen die neuern Vorschläge eines berühmten Arztes mittheile, der verschiedene einheimische Producte bekannt macht, die völlig als Thee gebraucht werden können, und wovon einige die Stelle des chinesischen Thee nicht nur gänzlich ersetzen, sondern auch für unsre Mägen und Lebensart, und ich setze hinzu auch für unsre Beutel unendlich heilsamer und zuträglicher sind, als jener.

Diese Vorschläge verdienen auch schon aus ökonomischen Gründen eine vorzügliche Beherzigung, wenn man erwägt, daß dadurch, wenn sie befolgt werden, unserm Welttheil ein jährlicher Gewinnst von wenigstens 12 bis 14 Millionen Thalern baaren Geldes zuwege gebracht würde, als welche Europa dormalen gewiß für Thee an China zahlt, und dagegen wenig oder nichts von unsren Produkten hinbringt.

Der erwähnte Arzt *) bringt hierzu folgende einheimische Produkte in Vorschlag:

1. Das Rhododendron Tauricum, ein krauthartiges Gewächs, welches so wohl in Rußland als Grönland häufig wächst; der Aufguß der getrockneten so wohl als der grünen Blätter mit siedendem Wasser, soll, wie auch Georgi und Pallas bezeugen, dem Geschmack des gewöhnlichen Thee sehr ähnlich seyn. Was in Rußland und Grönland vorkömmt, sollte doch wohl noch leichter in Deutschland zu erbauen seyn.

2. Die Blätter der Saxifraga crassifolia, und zwar die schon abgestorbene leberbraune Blätter. Als vor einigen Jahren der Handel mit China stockte, trank fast ganz Sibirien Tschagirischen Thee, (so werden diese Blätter allgemein genannt,) und nach dem Bericht von Salt und anderen Schriftstellern kömmt der Geschmack dieses Thee dem Chinesischen am nächsten. Es käme also nur darauf an, den Samen von diesem Gewächs kommen zu lassen; und in Deutschland anzupflanzen.

3. In Canada trinkt man Thee von den Blättern der Spyræa hypericifolia Linn. Diese Blätter haben einen dem chinesischen Thee ähnlichen Geschmack und Geruch, und dieser Strauch kömmt bey uns sehr gut fort.

4. Das

*) Siehe Journal der Moden vom Monat Oktober dieses Jahrs.

4. Das *Chenopodium botrys* giebt auch einen sehr angenehm schmeckenden Thee, wenn 2 bis 3 Blätter mit einigen Tassen Wasser eingebrüht werden. Man hat diesen Thee schon lange in Deutschland unter dem Namen Paraguay, oder Jesuiterthee getrunken, dieser Thee ist zugleich ein gutes Mittel wider den Husten, der von Schnupfschärfe herrührt.

5. Auch die Blätter von der Preußelbeere (*vaccinium vitis idæa* Linn.) 6. Von der Primelblüthe (*Primula veris* Linn.) und 7. der Citronenmelisse, geben jedes für sich einen sehr angenehmen Thee, der zugleich gesunder ist, als der Chinesische.

8. Sowohl die Blätter der *Monarda didyma* Linn. (vierfadigte *Monarda*,) als auch die *Monarda fistulosa* Linn. (röhrichte *Monarda*,) welche in unsern Gärten sehr gut fortkommen, geben ebenfalls einen fürtrefflichen Thee. Es kommt nur darauf an, daß man nicht zu viel Blätter nehme. So wohl die Nordamerikaner, als auch viele Engländer trinken diesen angenehmen und wohlschmeckenden Thee häufig, besonders wenn die Blätter nicht gar zu alt sind.

9. Man versuche einmal die Blätter der gemeinen Garten- Erdbeere als Thee, und es ist kein Zweifel, daß wenn der Aufguss nicht zu stark ist, dieser Geschmack am meisten behagen wird.

10. Der beste und wohlschmeckendste Thee ist der
Thee

Thee von einem Kraut, daß nicht lange her erst in Deutschland allgemein bekannt worden, und seiner Vortreflichkeit wegen jetzt häufig gebaut wird, nemlich von der Pfeffermünze (*Mentha piperita* Linn.) Man übergießt etwa fünf getrocknete Blätter davon mit zwey Tassen siedenden Wasser, und genießt ihn übrigens mit Zucker und Milch. Schwerlich wird jemand gefunden werden, der bey der Probe diesen Thee nicht eben so gern als den chinesischen trinken wird.

Der Nutzen davon, wenn man diese einheimische, wohlfeile, gesunde und höchst balsamische Pflanze an unsren Theetischen dem chinesischen Thee substituiren wollte, würde unübersehlich groß seyn; denn außerdem, daß die Pfeffermünze an sich keine einzige der schädlichen Eigenschaften der chinesischen Thee-Staude hat, besitzt sie im Gegentheil die wichtigsten Heilkräfte, und ist als ein vortrefliches Tonicum bey allen unsren Herren und Damen, die ein wenig weichlich leben, die die Vergnügungen der Tafel und andre Genüsse des Lebens lieben, und daher oft mit Unverdaulichkeiten, Flatulenz und Kolicken zu kämpfen haben, schon in großem Credit. Wollte sich nun irgend ein speculirender Kaufmann oder Apotheker die leichte Mühe geben und den Blättern der Pfeffermünze auch die Krausung und äußere Appretur des Chineser-Thee geben, die Kämpfer in seiner Beschreibung von Japan, Thl. 2 S. 242 fgl. ausführlich und mit allen Handgriffen beschreibt, und ihn als
eine

eine fertige Kaufmannswaare in hübsche blecherne oder bleyerne Büchsen Pfundweise verpacken, damit seine Kraft und Wohlgeruch erhalten würde, so ist kein Zweifel, daß der erste glückliche Schritt dieses neuen Mentha - Thee in Deutschland einzuführen gethan wäre, und dem Unternehmer seine Mühe reichlich belohnt werden würde.

Anfrage.

Dem Vernehmen nach sollen sich einige Hondras tiöres in Wesel vereinbaret haben, bey künstig in ihrer Familie sich ereignenden Sterbfällen keine Trauer mehr zu tragen.

Man bittet sich in diesen Blättern eine beliebige Nachricht aus: ob dergleichen Vereinbarung dort wirklich vorhanden ist? ob Auswärtige an dieser vernünftigen Vereinbarung Antheil nehmen können? Und an wen man sich dieserhalb zu wenden hat?

Räthsel.

Welchen Leuten kommen die meisten Schurken unter die Hände?

Auflösung des vorigen:

Sieben Eyer war die ganze Summe. Das Mäb. Wen verkaufte nemlich davon die Hälfte, mithin $3\frac{1}{2}$ und gab ein halbes in den Kauf, gefolglich erhielt der erste Käufer 4 ganze Eyer. Sie behielt also noch 3 Eyer; auch davon verkaufte sie die Halbscheid, nemlich $1\frac{1}{2}$ gab ein halbes Ey in Kauf, und so erhielt der 2te Käufer 2 ganze Eyer, sie behielt nun noch eins, davon verkaufte sie abermals die Hälfte, und da sie nun auch ein halbes Ey zu gab, so war der Korb leer.

3.

Der neue Eagliostro.

Wie ist wohl ein Zeitalter an Erfindung mancherley neuer Arten von Industrie fruchtbarer gewesen, als das gegenwärtige. Die Ursache davon fällt von selbst in die Augen: die durch den in allen Ständen täglich steigenden Luxus vermehrte Menge von Bedürfnissen macht auch die Erfindung neuer Mittel zur Befriedigung derselben durchaus nothwendig, und es ist für einen Beobachter der Zeiten und Sitten nicht wenig unterhaltend, die mancherley Arten von Speculationen zu bemerken, durch welche der jetzt so allgemein in Thätigkeit gesetzte Trieb zum Gewinn und Erwerb seinem Zweck entgegen strebt. Dergleichen oft sehr sinnreiche Speculationen, um bey einem mäßigen Einkommen auf eine leichte, einfache und eben dadurch so viel zuverlässigere Art noch nebenbey etwas zu erwerben, findet man unter keiner Klasse von Menschen so häufig, als unter den Soldaten. Der an sich nur so geringe Sold dieser Leute bey dem überall so sehr steigenden Werth der gewöhnlichsten Bedürfnisse, setzt sie gewisser Maassen in die Nothwendigkeit sich irgend auf diese oder jene Art noch einen Nebenverdienst zu verschaffen. Da nun ein jeder in dieser Absicht unternommene und wohlgerathene Versuch bald mehrere Nachahmer findet, mithin der davon

zu erwartende Gewinn nun unter mehrere vertheilt und in eben dem Maaße vermindert wird, so muß derjenige, der nun einmal etwas mehreres vor sich bringen wil, auf immer neue Arten der Industrie bedacht seyn. Der auf biese Art rege gemachte Erfindungsgeist dieser Leute erzeugt oft die drolligsten Einfälle, wobey ein wenig Muth und Entschlossenheit in der Ausführung gemeiniglich den glücklichsten Erfolg begünstigen. Eine kleine Probe davon, die übrigens der Geschichte, die hier erzählt werden soll, zum Pendant dienen kann, ist folgende:

Zu der Zeit, da die erste neue Häringe ankunften pflegen, kaufte ein Soldat in Berlin einen ziemlichen Vorrath alter Häringe, die er eine Zeitlang erst in Wasser, nachher in Milch legte — nicht um sie nun für frische zu verkaufen — dieser Einfall ist zu abgedroschen, und zu viel benutzt, um davon einen beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Nein, seine ausgewässerte Häringe legte er paarweise, jedes liches Paar niedlich mit frischen Weinbeerblättern bedeckt, auf einen besondern Teller, und trug sie so zu den Häusern der Minister, Generale und anderer vornehmer und reicher Personen in Berlin, wobey er dann zugleich eine ganz unterthänige Empfehlung von diesem oder jenem angesehenen Kaufmann vermeldete, der sich die Ehre gäbe, Sr. Excellenz hiebey eine Probe der so eben angekommenen frischen Häringe zu überschieken. Was er auf diese Art für jedes einzelne Paar an Trinkgeld sammelte,

über

überstieg, wie leicht zu denken, den geringen Einkaufspreis dergestalt, daß auch die weit aussehendste Speculation des Handelsgeistes noch nie ein größeres Procent hat ausfündig machen können.

Nicht minder sinnreich und noch kühner in der Ausführung ist nun auch der Einfall desjenigen, der erst kürzlich in Calbe an der Saale angefangen hat, die Rolle eines neuen Cagliostro zu spielen. Es ist ein gemeiner Soldat unter dem Regimente, das seit dem Jul. dieses Jahres von Minden dahin in Garnison gekommen ist. Sein Name ist Graf, und er giebt sich für einen Jesuiten aus. Was diesen Menschen fürnehmlich merkwürdig macht, das ist die unvergleichliche Gabe, die er, seinem Vorgeben nach besitzt, alle und jede Gebrechen in kurzer Zeit und auf eine ganz leichte Art zu heilen. Ein ganz neuer und origineller und zugleich sehr kluger Einfall bey der Rolle, die er sich zu spielen vorgenommen hat ist der, daß er nur alle sieben Jahr einmal, und zwar nur drey Monate lang die gerühmte Gabe erlangt. Hierdurch erhält nicht allein diese seine Gabe das Ansehn einer gewissen Art von Wunderkraft, sondern es hat auch noch den Nutzen, daß nun jeder, der gern von ihm geholfen seyn wil, nicht lange zögern, und die 3 Monate nicht verstreichen lassen darf. Auch ist es natürlich, daß wenn einer von den Geneseten allenfalls wieder einen Rückfall bekommen und nach Verlauf der drey Monate unheilbar bleiben sollte, dem Wun-

derarzt die Schuld der Nichtgenesung nicht bemessen werden kann. *) daß dieser neue Cagliostro nach Calbe hingekommen ist, war freylich eine ganz natürliche Folge der Ordre, die dem Bataillon, worunter er steht, diesen Ort zur Guarnison auswies; Allein, wer kann wissen, worin selbst diese Ordre zuerst ihren Grund hat, wenigstens unsren Mann selbst hat, wie er zuversichtlich behauptet, ein Gestirn bey seiner Ankunft belehrt, daß grade Calbe der Ort sey, wo er sein Talent würde in Ausübung bringen können, und in der That hat ihn auch sein Gestirn nicht betrogen.

Man begreift leicht von selbst, daß die letzten sieben Jahre, worin sein Wundergeist nach Gewohnheit ihn verlassen, grade mit seiner Ankunft in Calbe zu Ende gegangen seyn, und sich nun auf einmal seine große Gabe mit erneuerter Kraft wieder eingefunden habe. Er war wirklich kaum einige Tage daselbst, als sich der Geruch von seiner Wunderkraft so sehr verbreitete, daß nicht bloß aus Calbe, sondern aus allen umliegenden Dörtern, selbst aus Magdeburg alles herbey eilte, was nur irgend mit Gebrechen und Plagen behaftet war, um sich durch sein Zaubergetebet und seine Schmierereyen helfen zu lassen. Täglich sahe man viele hunderte theils zu
Fuß

*) Es ist zu verwundern, daß noch keiner unsrer so berühmten Magneteurs auf diesen so bequemen Einfall gerathen ist, auch die Kraft der Manipulation nur auf gewisse Zeiten einzuschränken; Wie so manchem Einwurf der Ungläubigen hätte man dadurch nicht begegnen können!

Fuß theils im Wagen dahin walfahrten, und vor seinem Quartier konnte man immerfort einen rechten Sammelplatz des menschlichen Elends finden. Anfänglich bestand die Rundschafft dieses Charlatans nur aus armen und gemeinen Leuten, aber der Ehrenmann wußte seine Rolle dabey so geschickt zu spielen, daß das Gerücht seiner Wunderkraft durch den Ruf seiner Uneigennützigkeit, grade wie bey Cagliostro, noch erhöht wurde. Er nahm theils gar nichts, theils nur sehr wenig für seine Curen, etwa 15, 17, 19 Pfennige; immer aber eine ungerade Zahl. Hierdurch und durch sein geheimnisvolles Murren zog er den Aberglauben in sein Interesse; sprach bey denen, wo es dienlich war, von Hexerey und Geistererscheinungen; befahl denen, die zu ihm kamen, die Bandagen, Bruchbänder u. dgl. so sie bisher getragen, abzulegen, und öffentlich unterm Arm nach Hause zu tragen; oder die Krücken, womit sie gekommen waren, wegzumerfen und sich nach Hause leiten zu lassen — kurz, er gebrauchte alles, was den Pöbel blenden konnte und erreichte seinen Zweck.

Man fieng bald an, Wunder über Wunder zu schreyen; der Pöbel betrachtete ihn als einen Gesandten vom Himmel, Geheimnißfüchtige witterten Arcana und sympathetische Mittel und nur wenige Vernünftige — worunter zur Ehre dieser Stadt mancher brave Tuchmacher und Schuster gerühmt u werden verdienen — sagten: es ist nur Betrug

und Geldschneidery. Allein die Stimme der vernünftigen wurde wie gewöhnlich durch den großen Haufen überschrieen. Die Zahl der Hülfbedürftigen vermehrte sich, und obgleich noch kein einziger auftreten konnte, der wirklich geheilt wäre, so fiengen doch auch allmählich Leute, die sich der Aufklärung rühmen, an, seine Anhänger zu werden. Ein Geistlicher empfahl sogar den Wunderman in Gesellschaften, rühmte seine Einsichten — obgleich alle Offiziere, und andere die ihn kennen, versichern, daß er ein äußerst unwissender Mensch sey — und erlaubte selbst dem Charlatan, in seinem Hause solche Personen, die sich scheuten, in seine schmutzige Herberge zu gehen, zu curiren.

Der Wunderdoktor (so wird er allgemein genannt) als er sich so erhoben sah, änderte nun auch bald seine Uneigennützigkeit, und ließ sich seine Curen räsonnabel bezahlen. Seine Obern betrachteten den Wundertram vermuthlich als eine Art von Industrie, durch die sich so viele Soldaten einen Nebenverdienst machen, und um Schaden zu verhüten, wurde ihm ein Feldscheer zugeordnet, der bey seinen Operationen gegenwärtig seyn sollte. Und dieser sagt — aus leicht begreiflichen Gründen: „Der Mensch gebraucht nur ganz einfache Mittel, die aber in seinen Händen eine außerordentliche Kraft äußern.“ Das vorzüglichste Mittel, dessen er sich bedient, ist Kampher Spiritus, obgleich der Wundermann dies nicht gestehen will; und ob er gleich

mehe

mehrere Flaschen in der Tasche führt, so ist doch in den meisten einerley. Mit diesem Mittel will er Blinde sehend, Verwachsene grade, steife Finger und Knie gelenkig machen. Hiemit vertreibt er das Podagra und die Leberflecken; heilt Kröpfe, Brüche, Krebschaden, kurz alle menschliche Gebrechen, sie mögen heißen, wie sie wollen.

Er rühmt sich auch eines Spiritus familiaris, auf den er sich zuweilen in der Wahl der Arzeneyen verläßt. Es muß aber wohl dieser Spiritus familiaris ein großer Ignorant in der Arzeneykunde seyn, denn einst foderte er auf Eingebung desselben in der Apotheke für 6 Pf. Allerley und für 6 Pf. Mackerey. Als ihm nun der Apotheker versicherte, daß er solchen Quark nicht führe, so zeigte er auf Antrieb seines Hülfsgelstes auf ein paar Gefäße hin, ohne jedoch zu wissen, ob Pulver oder Tropfen darin wären. Man gab ihm diese unschädliche Sachen, weigerte sich aber, ihm eine starke Quantität Gummigutta zu geben.

Seine übrigen Talente, als Geisterbannen, Wahrsagen, Festmachen und Schatzegraben, hat er in Galbe noch nicht zeigen können; aber in Minden soll er besonders mit dem letztern manchen betrogen haben. Uebrigens ist die Sprache dieses Tausendkünstlers abgebrochen und sein Betragen bäurisch grob, — bennabe eben so, wie Cagliostro beschrieben wurde. Man glaubte übrigens voraus sehen zu
köno

Können, daß sein großer Anhang sich bald von selbst verlihren werde, da noch kein einziger geheilt ist, und mancher, der sich auf seinen Glauben gestützt hatte, diese geistliche Krücke weggeworfen, und seine Hölzerne wider zur Hand genommen hat. Vielleicht mag auch seine Wunderkraft noch vor Ablauf der bestimmten drey Monate zu Ende gegangen seyn, indem auch die Obrigkeit sein den Landesgesetzen zuwider laufendes Unternehmen zu untersuchen angefangen hat.

Fernere Nachrichten von diesem neuen Eagliostro werden wir, so bald uns das Zuverlässige, was wir noch darüber erwarten, wird gekommen seyn, unsern Lesern unverzüglich mittheilen.

4.

Bytrag zur Geschichte
der magnetischen Curen am
Niederrhein.

Man schlesse ja nicht aus diesem Titel, als ob die so berühmte Mesmerische und Püfsegürtsche Magnetisirkünste und desorganisations. Alfanzereyen nun auch in unsren Niederrheinischen Gegenden Nachahmer, Liebhaber und Vertheidiger gefunden hätten. Nein, bis dahin sind unsere Gegenden,

genden, die ich freylich nicht ganz vom Gernglauben an das Wunderbare und Unbegreifliche freysprechen möchte, Gott Lob! von diesen Träumereien frey geblieben. Die nachfolgende Erzählung hat vielmehr nichts anders zur Absicht, als zu zeigen, daß auch schon lange vor Mesmers Zeiten die Sache selbst, nemlich der Versuch, durch bloßes Reiben und Manipuliren mancherley Krankheiten zu heilen, hier am Niederrhein bekannt gewesen und auch häufig selbst mit gutem Erfolg getrieben worden, ohne daß man dabey an Magnetismus, und noch weniger an einen dadurch zu bewirkenden Somnambulismus, oder gar Divinationsgeist gedachte. Die Sache selbst ist diese: Ein Canonicus am Stift zu Cranenburg Namens Schoor hatte sich schon in dem ersten und zweyten Zehnteil unsres Jahrhunderts in den Ruf gesetzt, und sich durch eine mehr als funfzigjährige Praxis in eben diesem Ruf erhalten, daß er nemlich durch bloßes Reiben mancherley Krankheiten und Beschwerden heilen könne. Sein Haus war daher ein beständiger Sammelplatz von allerhand franken und preßhaften Personen, deren er vor und nach mehrere Tausend curirt, wenigstens erleichtert und zufrieden nach Hause geschickt hat. Noch sind verschiedene lebende Zeugen in der Stadt Cleve und den umliegenden Gegenden vorhanden, die sich rühmen, bloß durch die Kunst seines Daumens genesen zu seyn. Denn bloß seinen Daumen brauchte er zu seinen Reibungen und Manipulationen, und derselbe war durch die beständige Anstren-

gung

gung vor und nach zu einer solchen Breite gebiehet, daß er die gewöhnliche Breite eines ordentlichen Daumens ohngefähr doppelt überstieg. Seine Operation fieng er an der Stirn an, und so gieng er weiter herunter, bis alle Muskeln und Seelente bis zu den Füßen hinzu ihre behagliche Portion erhalten hatten.

Was diesen Mann von allen eigennützigem sowohl als marktshreyerischen Absichten bey seiner Manipulation völlig freyspricht, ist, daß er sich von Niemand bezahlen ließ, und das Vergnügen, jemand geholfen zu haben, für seinen einzigen und besten Lohn hielt. Dennoch mußte auch dieser gute Mann auf eine höchst tragische Art den Undank der Welt erfahren, und im Jahr 1758 im achtzigsten Jahr seines Alters sein Leben auf eine recht grausam schreckliche Weise enden. Er ward nemlich in seinem Hause mit vielen Wunden ermordet gefunden. Die Urheber dieser grausamen That sind soviel mir bewusst, ohngeachtet der strengsten Untersuchung, eben so wenig als die Veranlassung und die Bewegungsgründe dazu — denn es fanden sich auch nicht einmal Spuren, daß der oder die Mörder einen Raub zur Absicht gehabt — ans Tageslicht gekommen.

v. S***I.

S. Antwort

5.

Antwort auf die Frage
wegen der Vereinbarung in Ansehung der Trauer.

So wie bereits an vielen Orten geschehen, haben auch hier in Wesel einige Honoratioren gut befunden, sich zu vereinbaren, daß, wenn künftig jemand in ihrer Familie, selbst Eltern, Kinder und Ehegatten nicht ausgeschlossen, versterben wird, sie für ihre Personen deshalb keine Trauer mehr tragen wollen, als nur in dem einzigen Fall, wenn einem unter dem ausdrücklichen Beding, den Erblasser zu betrauen, etwas vermacht oder geschenkt werden möchte.

Ob die Mannspersonen einen Flor um den Arm oder Hut, und das Frauenzimmer ein schwarzes Band auf den Hauben zu tragen gut finden möchten, ob am Tage des Begräbnisses sich jemand schwarz kleiden will, oder nicht, ist in der Vereinbarung eines jeden Willkühr überlassen worden.

Dieses ist der ganze wesentliche Inhalt der Vereinbarung, welcher noch der Anhang beygefügt ist:

„ Es ist die Trauer schon in einigen Ländern
 „ Landsherrlich abgeschafft worden, und an verschie-
 „ denen Orten, wo solches noch nicht geschehen ist,
 „ haben viele Privatpersonen sich ebenfalls über die

„ Abs

„ Abschaffung der Trauer unter sich vereinigt, so
 „ daß diese unsre Vereinbarung nicht die erste und
 „ einzige in ihrer Art ist.

„ Daher hoffen wir auch, daß so wie ein jeder,
 „ der vernünftig und ohne Vorurtheil denkt, die
 „ Bewegursachen unserer Vereinbarung einsehen
 „ und billigen wird, also auch diejenigen von un-
 „ fern Anverwandten, welche dieser unserer Verein-
 „ barung nicht beitreten wollen, oder können, uns
 „ solche nicht übel nehmen werden; zumal da es
 „ ihnen nicht allein freysethet, sondern wir sie auch
 „ hierdurch darum bitten, über uns und die Unsi-
 „ gen ebenfalls keine Trauer anzulegen.

Die Vereinbarung wird bey einem zeitlichen Lande-
 richter hier in Wesel aufbewahrt, und kann bey dem-
 selben eingesehen und unterschrieben werden. Jedoch
 können nur diejenige Honoratioren in hiesiger Stadt
 an dieser Vereinbarung Antheil nehmen, welche der-
 selben aus eigener Bewegung beitreten wollen. Die
 Vereinbarung außerhalb zu versenden ist nicht thun-
 lich, daher läßt man an andern Orten denen, bey
 welchen die Vernunft ebenfalls das Vorurtheil über-
 wiegt, anheimgestellt, ob sie auch eine solche Ver-
 einbarung unter sich errichten wollen. Vielleicht fin-
 den sich an ihrem Ort noch mehr Gewohnheiten,
 über deren Abschaffung sie sich zugleich mit verein-
 nigen könnten. Hier sind dergleichen noch verschie-
 dene, worauf die Vernunft billig verzichten thun soll-
 te.

te. Da von Trauersfällen die Rede ist, wollen wir nur einige von solchen Gewohnheiten anführen. Z. B. daß die Leichen auch derer, die an ansteckenden Krankheiten verstorben, öfters einige Tage, bis die Trauerkleider fertig sind, über Erden stehen bleiben, und vom neugierigen Pöbel so wohl, als auch zuletzt beim Begräbniß, vor Schließung des Sargs, von denen Leichenbegleitern besichtigt werden, indem man dieselbe ausdrücklich befragt: ob jemand noch die Leiche zu sehen verlangt. Mittelstweile und so lange, als dergleichen Leichen über Erden stehen, müssen nicht allein am Sterbhaufe die Thüren und Fenster dicht verschlossen bleiben, sondern es müssen auch die übrigen Unverwandten außer dem Sterbhaufe, wenn sie keine unverzeihliche Familien-Beleidigung begehen wollen, an ihren Häusern ebenfalls, bis die Leiche begraben ist, die Fensterladen zu halten, und am hellen Tage ihre Arbeit bey brennendem Licht versehen.

Eine übele Gewohnheit ist auch bey den Leichenbegängnissen das Wein trinken in den Sterbhäusern und insonderheit das Betrinken der Träger, welches noch mit der übelen Gewohnheit des Hänfelnus verknüpft ist; indem derjenige, welcher zum ersten mal eine Leiche tragen hilft, für feig erkläret wird, und die ganze Gesellschaft der Träger mit Wein tractiren muß; da sich dann die Trägergesellschaft, worunter öfters kleine Knaben sind, noch einmal betrinkt, und zwar unter der Direktion des Leichenbitters, der
bey

Bei solchen Gelegenheiten gemeiniglich kommandirt und bestimmt, was man thun und lassen muß, um, wie er sagt, Ehre einzulegen und sich nicht zu prostituiren.

Zu diesen entbehrlichen Gewohnheiten gehöret auch noch das Zipfeltragen bei den vornehmen Leichen, und die dabei eingeführte Rangordnung. Derjenige von den Zipfelträgern, (wozu ein Amt oder ein Titel erfordert wird) welcher oben am Sarg den Zipfel des Leichentuchs rechter Hand anfaßt, hält die erste Ehrenstelle fest, und derjenige welcher oben am Sarg den Zipfel zur linken Hand ergreift, hat die zweite Ehrenstelle ergriffen; wo hingegen derjenige, der unten am Sarge den Zipfel des Leichentuchs zur Rechten trägt, die dritte Ehrenstelle bekleidet, und derjenige, welchem unten der vierte Zipfel linker Hand übrig geblieben ist, sich mit der letzten Ehrenstelle begnügen muß. Welche Leichenfeiermonie gemeiniglich zu einem Rangstreit bei der Leiche auf öffentlicher Straße Anlaß giebt.

Zuletzt müssen wir die mit biblischen Sprüchen zusammen geflickte laudermwelsche Dankreden der Leichenbitter nicht vergessen, woran die Schur hochdeutsch und der Einschlag clevisch ist. Ein Leichenbitter, der aber jetzt nicht mehr von der Sterblichkeit lebt, weil er selbst gestorben ist, pflegte seine Dankreden gemeiniglich mit dem Spruch zu schließen: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; unsere Werke folgen ihnen nach.

Schließ

Schließlich müssen wir der Vernunft die Gerechtigkeit widerfahren, und nicht unbemerkt lassen, daß hier schon bey verschiedenen Begräbnißen obige Gewohnheiten unterlassen werden, und solche mit der Zeit, wie wir hoffen, gänzlich eingehen dürften.

6.

Anekdoten.

Ein wichtiger Gesellschafter des verstorbenen Königs von Preußen wünschte ihm Glück zu einer neuen Acquisition. Nun, und worin besteht denn die? fragte der Monarch. — Ein reicher Jude hat sich in Sw. Majestät Staaten niedergelassen, und ist ein Christ geworden, antwortete der Höfling. „Ich freue mich über diese Acquisition gewiß nicht,“ sagte der König; und dann nach einer kleinen Pause: ha ich merke wohl, der Patron ist des Sündenbocks überdrüssig geworden, und hat sich nun unter die Schaafe begeben; aber die guten Schaafe mögen sich nur in Acht nehmen, daß er nicht ihr Bock wird, und ihre Wolle an seinen Hörnern sitzen bleibt.

*

*

*

Als der bekannte General von Walrave zu Magdeburg gestorben war, fragte der Kommandant dieser Festung bey dem Könige schriftlich an, wo

er begraben werden sollte? Der König antwortete darauf: wo man will, nur nicht innerhalb der Festungswerke, weil ich glaube, daß er auch noch nach seinem Tode daselbst unnütz werden könnte.

7.

Vermischte Nachrichten.

In der Stadt Königssee im Schwarzburg Rudolphstädtischen haben 30 der angesehensten Familien nach dem Vorgang so vieler anderer sich vereinigt, die Kleidertraur und das sonst gewöhnliche für die Wathen sehr kostspielige Einkleiden verstorbener Kinder abzustellen.

Der um die Abschaffung des verderblichen Lotto so sehr verdiente fränkische Kreis hat nun auch Schreiben an die übrigen Kreise des deutschen Reichs ergehen lassen, und sie zur Ausrottung dieser so gemeinschädlichen Sache aufgefordert.

Räthsel.

Warum schiebt sich der Hase um, wenn er einen Berg hinan gelaufen ist?

Auflösung des vorigen.

Den Balbieren und Friseurs.

8.

Beschreibung einiger merkwürdigen
Automaten.

Der menschliche Kunstfleiß hat schon manche bewundernswürdige Erfindungen dieser Art hervorgebracht, aber schwerlich etwas, das die künstliche Arbeiten der Herren P. Jaquet Droz und S. L. Jaquet Droz, überträfe. Letzgenannter, der Sohn des erstern lebt noch in London, der Vater ist aber von da seit einiger Zeit wider nach Chaux-de-Fond, seinem Vaterland zurück gekehrt. Folgende von ihnen erfundene und gefertigte Automaten, wovon der Vater das erste, der Sohn aber die drey letzten gefertigt hat, verdienen die Bewunderung so wohl jedes Kenners, als Kunstliebhabers.

Das erste Stück stellt ein Kind von zwey Jahren vor, welches auf einem Sabouret sitzt, und auf einem Pulte schreibt. Dieser automatische Schreiber tunkt seine Feder in das Dintensaß, schüttelt das Ueberflüssige in der Feder aus, und schreibt ohne Unterschied alles, was die Umstehenden gut finden ihm zu befehlen, vollkommen gut und schön, ohne daß jemand dasselbe berührt. Es setzt die Anfangsbuchstaben ganz genau, und läßt einen anständigen Zwischenraum zwischen den Wörtern. So

bald es mit einer Linie fertig ist, fängt es eine andre an, in behörigem Abstand von der ersten. In dem es schreibt, heftet es seine Augen auf die Schrift; wenn es aber ein Wort geschrieben hat, wirft es seine Augen auf eine Vorschrift, als wenn es dieselbe nachahmen wollte.

Das zweite Stück, welches an Gestalt und Größe den Pendant zu dem ersten ausmacht, sitzt auf einem Tabouret, und macht mit Bleystift, auf eine Tablette den Entwurf zu einem Gemälde, und zwar mit starken und schwachen Strichen, je nach dem es die Noth erfordert; macht darauf die Schattirung; verbessert und retouschirt endlich das Unvollkommene. In dieser Absicht hält es oft die Hand von der Zeichnung, um das gemachte desto besser zu betrachten, und bläht endlich den Staub, den der Bleystift zurück gelassen hat, davon weg. Die verschiedenen Bewegungen der Augen, Arme und der Hand, ahmen vollkommen die Natur nach.

Das dritte Stück stellt ein Mädchen von 12 Jahren vor, welches auf einem Tabouret sitzt, und ein organisirtes Clavir vor sich hat. Diese automatische Tonkünstlerin macht mit dem Leibe, dem Kopfe, den Augen, Armen und Fingern alle erforderliche Bewegungen eines Spielenden, in der treuesten Nachahmung der Natur, und spielt auf dem Clavir verschiedene musikalische Stücke, von zwey und drey Parthien, mit aller Genauigkeit. Da der Kopf
und

und die Augen auf allen Seiten beweglich sind, so wirkt es dieselben bald auf die Musik, bald auf die Finger, und bald auf die Zuschauer. Da auch sein Körper biegsam ist, so beugt es sich oft, um die Musik desto genauer zu sehen. Sein Brustschwillt auf und nieder, und man bemerkt das Athemhohlen wie in der Natur.

Das vierte Stück ist ein Contrast der Natur und Kunst, und stellt eine ländliche Gegend von Felsen und Hütten, Parkterren und Architekturstücken vor. Dieses durch die Menge und Verschiedenheit der Gegenstände, die es vorstellt, und seines manichfaltigen Spiels, aufs höchste getriebene Kunststück nimmt dennoch nur einen Raum von 4 und einem halben Schuh, ins Gebierte, ein.

Den Anfang des Spiels macht ein Bauer, der auf einem Esel aus seiner Hütte geritten kommt, und über die Brücke und den Bach, der Mühle zu eilt, sein Mehl zu hohlen. Indem er neben einer Heerde vorbeypassiret, bellt ihn der Hund zu verschiedenen malen an, und so natürlich, daß andre Hunde von dem Gebelle betrogen worden sind. Bald darauf erscheint der Schäfer der aus der Grotte des Felsen kommt, still steht, seine Flöte ergreift, sie zum Munde führt, und ein Paar Präludien spielt, welche ein Echo wiederhohlet. Hierauf setzt er seinen Gang weiters, erblickt seine Schäflein, die bey ihren Schaafen, das Haupt auf den

Urn gestügt, schläft; nähert sich derselben, und spielt ein zärtlich's Lied. Die Schäferin erwacht, steht auf sieht ihn an, nimmt ihre Cithar, und macht mit dem Schäfer ein Concert, bis der aus der Mühle zurückkommende Bauer sie unerwartet unterbricht; worauf der Schäfer eine Verbeugung macht, und sich in die Grotte begiebt, die Schäferin aber, ohne sich etwas merken zu lassen, ihre vorige Stellung wieder annimmt: da indessen der Bauer zu Fuß wiederum seiner Hütte zugeht, und seinen Esel, mit einem Sack beladen, vor sich her treibt.

Das Parterre, mit einem Bitter umgeben, zeigt in der Ferne eine Reihe von Eichenbäumen, Statuen von Porcellan, Springbrunnen, und verschiedene Pomeranzenbäume, auf denen man Knospen erscheinen sieht, die sich nach und nach aufschließen, blühen, und endlich in Früchte verwandeln.

Das Architekturstück ist auch mit schönen Statuen von Porcellan und zweyen Brunnen geziert, deren Spielung das Auge betriegt. Unweit derselben befindet sich ein Vogelbauer, in welchem verschiedene Vögel herum flattern, und, wie in einem Wald, ihr liebliches Gesänge hören lassen.

In der Mitte des Gebäudes stehet ein Portal, und über demselben eine Uhr. Im Eingang desselben stehet man ein Bauernmädchen, welches verschiedene

Menuetten auf einem Hackbret spielt, indessen zwey Frauenzimmer taktmäßig darnach, und mit aller Anmuth tanzen.

Obgleich die sämtlichen Figuren, die dieses Stück beleben, sehr zusammen gesetzt, und in einander verwickelte Bewegungen, hervorbringen, und kaum 4 Zoll in der Höhe haben, so machen sie doch ihre Spielung mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit, daß sie der Natur wenig nachgeben: Ihre Organisation, so viel das Musikalische betrifft, ist aber nur anscheinend. Daucanson, jener berühmte Mechaniker, war begierig diese Automaten zu sehn, und erstaunte darüber.

Man sieht auch in der Werkstätte des Hrn Dros künstliche Canarienvögel, die in Käfigen auf und niederhüpfen und verschiedene Stückchen mit der natürlichen Bewegung des Schnabels, der Kehle und des ganzen Leibes singen. Er verschickt sie nach Constantinopel und hat eine beträchtliche Anzahl in das Serail des Groß-Sultans verkauft.

9.

Gerechtigkeitspflege.

Zwey Bauren aus einem Dorf im C**schen zankten sich über einen Hahn, den einer dem andern

sollte todtgeschlagen haben. Der Eigenthümer ver-
 klagte den andern, und beyde wurden auf einen
 Tag vorbeschieden. Weil nun des Beamten Haus
 an Amtstagen gemeiniglich so voll ist, daß eine
 Parthie auf die Abfertigung der andern oft Stun-
 denlang warten muß, so standen die Bauern auch
 im Vorhause und setzten ihren Zank fort. Ein
 Dritter kam dazu, hieß sie beyde Narren und gab
 ihnen den Rath, lieber ins Wirthshaus zu gehn,
 und den Hahn mit einander in einem Maaß Wein
 zu vertrinken, da sie dann gewiß wohlfeiler als
 beym Amt davon kommen würden. Die Bauern
 fanden diesen Rath vernünftig, giengen ins Wein-
 haus, und dachten nicht mehr an Hahn und Pro-
 ces. Als nun der Beamte sie der Ordnung nach
 vorrufen ließ, waren sie fort. Er erkundigte sich
 nach der Ursache, und hörte, daß ein Dritter,
 gleichfalls sein Amtsunterthan, ihnen zum Vergleich
 gerathen habe. So fort ließ er alle drey auf den
 folgenden Amtstag vorladen, und hielt ihnen —
 etwa eine Lobrede, daß sie eine solche Kleinigkeit
 lieber in Güte hätten beylegen wollen? — —
 Nichts weniger als das; Nein, er hielt ihnen eine
 Strafpredigt, daß sie sich erfrechet, hinter ihm her
 und ohne seinen Willen einen Vergleich zu treffen,
 und zur Schadloshaltung der ihm dadurch entgan-
 genen Sporteln verurtheilte er so wohl die beyden
 ausgesöhnte Partheyen, als auch den ungebetenen
 Rathgeber jeden zur Auszahlung von 2 Gulden;
 den letztern unstreitig bestwegen, weil er dem Herrn
 Beamten

Beamten ins Handwerk gegriffen, und unberufener Weise einen Vergleich gestiftet hatte, die erstern aber, weil ein solcher ungerichtlicher Vergleich für nicht gültig gehalten werden konnte, und die kürzeste Restitutio des ganzen Prozeßes in integrum nicht besser als durch Auszahlung der Sporteln, womit sich der Prozeß doch ohnehin würde geendigt haben, veranstaltet werden konnte. — Ob die Leute in diesem Amtsdistrikte bey einer so genauen und gewissenhaften Gerechtigkeitspflege sich wohl befinden, werden sie selbst am besten wissen. Wir loben uns dann doch die in unsrem preußischen Vaterlande eingeführte Justizpflege, nach welcher der ernstlichste Versuch zum Vergleich das allererste ist, was bey jedem Proceß nothwendig vorabgehen muß. Die Küche und der Keller jenes C**schen Beamten mag sich freylich bey seiner Art, Prozesse zu schlichten sehr gut sehen, und doch glaube ich, würde er auch bey weniger Krametsvögeln, Schnepfen, Austern und Burgunderwein weit ruhiger schlafen, wenn er es wie ein gewisser verdienstvoller Richter in unsrer Gegend machen wollte, der die Gewohnheit hat, bey Schlichtung von Bagatelsachen, beyde Partheyen deutlich zu unterrichten, worin jeder Recht oder Unrecht hat, ihnen alsdann Vorschläge thut, wie sie sich am besten vergleichen könnten; und wenn sie sich dann noch nicht eins werden können, sie so lange in ein kaltes Zimmer gehen heißt, um sich näher mit einander selbst darüber zu besprechen, wo dann bald die Kälte oder

die Langeweile die Gemüther zum Bertrag geneigt macht.

**ch,

IO.

Grausamkeit gegen die Sklaven.

Nachstehende aus den Briefen eines amerikanischen Landmanns gezogene Erzählung kan füglich als ein Nachtrag zu der Schilderung angesehen werden, die wir No. 1. vom Monat August dieses Jahrs vom Sklavenhandel in Amerika und von dem harten Schicksal, worunter diese unglückliche Menschen seufften, unsern Lesern mitgetheilt haben.

* * *

Die folgende Scene, davon ich ein Augenzeuge gewesen bin, hat mich so gerührt, daß sie den Betrachtungen, die ich darüber anstellte, zur Entschuldigung gereichen kann, wenn sie vielleicht zu melancholisch seyn sollten. Keine vorgesakte Meynung, kein persönlicher Haß, kein eitler Stolz hat sie eingegeben; sondern sie haben wider meinen Willen das niedergeschlagene Herz selbst zur Quelle.

Ben meiner letzten Reise nach Südcarolina wurde ich einst von einem, sieben Meilen von der Stadt

Stadt **** entfernten Landmann zu Gaste gebeten. Um der brennenden Sonnenhitze zu entgehen, nahm ich den Weg zu Fuße durch ein angenehmes Holz, wie man mir vorgeschlagen hatte. Ich gieng bald in Gedanken still vor mich hin, bald sammelte ich einige wohlriechende Kräuter. — Mit einemale merkte ich eine Bewegung in der Luft, obgleich der Luftkreis ganz ruhig war. Ich richtete meine Augen nach den benachbarten Feldern, die nicht weit mehr von mir waren, ob diese Bewegung etwa von einer überziehenden Gewitterwolke herrührte. In dem Augenblick vernahm ich einen Ton, der einer dumpfen, tiefen Menschenstimme ähnlich war, und wie mirs vorkam, glaubte ich einige einzelne verworrene Sylben gehört zu haben. Erschrocken und aufgebracht sahe ich mich schnell nach allen Seiten um, — und, Himmel! was erblickte ich? Ungefähr in einer Entfernung von vier Ruthen sahe ich eine Art von Käfig, der an einem Baumzweige aufgehängt war. Viele Raubvögel schwärmten auf allen Seiten desselben herum, und schienen, nach ihrer Bewegung und Geschrey zu urtheilen, als ob sie gerne an den Käfig wolten. Mehr nach einem gewissen Triebe als aus Absicht, schoß ich darunter. Mit gräßlichem Geschrey flogen sie eine Strecke weg. — Noch aber zittere ich, wenn ich daran denke, was ich da für einen Augenblick hatte! In diesem Käfig saß ein Meger, der dazu verurtheilt war, hier zu verschmachten. Die Vögel hatten ihm die Augen ausgehackt, daß die Backenknochen und

Kinn.

Kinnladen bloß standen. Auch die Arme waren halb abgefressen, der ganze Körper mit vielen Wunden zerfleischt — gleichsam eine Wunde — und unter dem Käfig war das Blut aus allen diesen Wunden auf der Erde allmählich zusammen geflossen. — Kaum waren die Vögel verscheucht, als sich ein Schwarm von gefräßigen Insecten auf den Unglücklichen warf, um von seinem Fleische und Blute zu schmelgen. Noch recht lebhaft erinnere ich mich, da ich ihnen diese Umstände schrieb, bald des Zahnknirschens, bald der tiefgeholtten Seufzer dieses armen Negers, und es erschüttert mich noch, ob es gleich achtzehn Monate sind. —

Ich für meine Person stand gleichsam wie versteinert. Schreck, Ekel und Abscheu überfielen mich dergestalt, daß ich am ganzen Körper zitterte, wenn ich mir das Schicksal dieses Menschen in allen seinen langsamen Schmerzen und in seiner ganzen Abscheulichkeit vorstellte. Ungeachtet dieses Gespenst bey nahe halb aufgeessen war, und keine Augen mehr hatte; so konnte es doch noch hören, und bat mich in seiner Sprache, ihm etwas Wasser für seinen unausstehlichen Durst zu reichen. Wahrlich wurde die Menschheit vor diesem Spektakel zurückgeschreckt, und stand bey sich an, ob sie dem Elenden in seinem Jammer noch bey stehen, oder durch einen tödtlichen, aber wohlthätigen Schlag, desselben mit einemmale ein Ende machen wollte. Hätte ich noch eine Kugel gehabt; so wüßte ich, was ich
gethan

gethan hätte. Da ich ihm aber diesen großen Dienst nicht leisten konnte; so sahe ich mich um, ob ich mich gleich selbst kaum aufrecht halten konnte seinen Wünschen ein Genüge zu thun. Zum Glück fiel mir eine Stange mit einem daran befestigtem Kürbis in die Augen, deren sich bereits einige Neger zu solchem Liebedienste mochten bedient haben. Ich füllte ihn mit Wasser — und mit zitternden Händen näherte ich mich damit den Lippen des armen Afrikaners, welcher sich wegen seines unausstehlichen Durstes auf alle Art bemühte, daran zu kommen, und an dem Geräusch, das die Stange an dem Gitter machte, merken mochte, wo ich mit derselben war.

„ Dank, weißer Mann! Dank! —
Gibt drein thun, und mir geben! “

Wie lange hängst du hier? Das war alles, was ich mir getraute, mit zitternden Lippen zu fragen.

„ Zwen Tage — und nicht sterben — nicht sterben —
— ach! die Bögel, die Bögel! o! weh! weh! “

Da ich den Anblick nicht länger ertragen konnte; so entschloß ich mich, schnell davon zu laufen. Als ich in dem Hause, wo man in Freuden leben wollte, angekommen war; befand ich mich in einem Zustande, wie man sich leicht vorstellen kann, und ich war kaum im Stande die schreckliche Ursache an-

zugeben. Man sagte mir ganz kaltblütig, daß dies die Strafe des Negers wäre, weil er den Aufseher der Plantage getödtet hätte. Dies sey die gewöhnliche Strafe die ich gesehen hätte. Als ich nach der Ursache dieses Mords fragte; so erfuhr ich, daß es Eifersucht und Liebe gewesen war. Wer die Africaner so gut kennt, als ich, der wird leicht begreifen, was dieser Umstand über ihre Leidenschaften vermag. Bey ihnen ist die Liebe die erste Empfindung ihrer Seele, die alle übrigen verschlinget. Der Aufseher hatte ihm eine Geliebte entrißen. — — Man setzte hinzu: Dergleichen Strafen wären zur Erhaltung der Kolonie nöthig, und es wurde die Lehre von der Sklaverey durch andere Gründe vertheidiget deren man sich in den Ländern, die durch Sklavenhände gebauet werden, zu bedienen pflegt. Ich mußte schweigen, und es ist mir unmöglich, noch ein Wort zu schreiben. —

II.

Beitrag zur Sammlung merkwürdiger
Beispiele von den Naturtrieben
und Fähigkeiten der Thiere. *)

Gaspar von Brandenburg aus Jög in der Schweiz
Oberstlieutenant in Spanischen Diensten, reise-

*) Siehe Niederrh. Unterhaltungen vom Jahr 1786 No. 7
Monat November, Imgleichen vom Jahr 1787 No. 51
Monat Februar.

te im Frühjahre mit seinem Bedienten über den Gotthard in's Liviner Thal. Sie waren in der Nähe von Airolo, als eine große Schneelavine von den Gipfeln dieser ungeheuren Felsenberge schoß, und beyde verschüttete. Ein kleiner Hund des Offiziers, der von weitem folgte, entgieng diesem Schicksaal. Als er seinen Herrn nicht mehr sah, fieng er an zu heulen und den Schnee wegzukrahen. Da er merkte, daß seine Mühe vergebens war, lief er zurück nach dem Kapuziner Hospitz auf der Spitze des Gotthards, wo sein Herr logirt hatte, und bestellte die Leute des Hauses an, ob er sie bitten wollte, mit ihm zu kommen. Hierauf lief er wieder den Weg ins Thal herab, und dies Gebelle und dies Hin- und Herlaufen trieb er den ganzen Tag und die ganze Nacht durch, bis endlich den andern Morgen die Leute, die bisher nicht drauf geachtet hatten, aufmerktsamer wurden und dem Hunde folgten. Er führte sie bis an den Ort, wo sein Herr verschwunden war. Beim Anblick dieser frischen Schneelavine war das Betragen des Hundes für sie kein Räthsel mehr. Sie holten sogleich die nöthigen Werkzeuge und nach einer langen und mühsamen Arbeit gruben sie endlich die beyden Verunglückten heraus, welche 36 Stunden unter dem Schnee zugebracht hatten, und bekannten, daß sie nächst Gott ihr Leben diesem treuen Hunde zu verdanken hätten. Sie hatten in dieser kalten Gruft in einer Angst, die sich nicht ausdrücken läßt, einem eben so langsamen als schmerzlichen

chen Tode entgegen geharrt, und schöpften nicht eher wieder Hoffnung, als bis sie die Stimmen und das Schaufeln der Arbeiter vernahmen: denn obgleich der Schnee so dicht war, daß sie kein Glied regen konnten, so war er doch porös genug, um die Töne von außen bis zu ihren Ohren durchzulassen.

Man erblickt noch zu Zug, in der Stadt Waswaldskirche auf dem Grabe des Obristleutenants der in der Folge als Landammann seines Kantons starb, seine Bildsäule, und die seines Hundes zu seinen Füßen.

I 2.

Schilderung eines noch lebenden und Schule haltenden Mädchens Schulmeisters — so wahr als unglaublich.

Wenn bey uns ein Jahrmarkt fällt, so pflegen dankbare Aeltern den Lehrer ihrer Kinder mit einigen Groschen zu erfreuen und ihn damit zu neuem Fleiße anzufeuern. Dies geschieht auch in dieser Mädchen-Schule: aber der Mann läßt sich damit nicht begnügen. Er verlangt noch außer dem ein Geschenk, daß er von den Aeltern mit Recht erhält, von seinen Schulkindern noch etwas Besonderes geschenkt zu bekommen. Sie legen deshalb zusammen, und kaufen ihm etwas gemeinschaftlich. Da mag doch wohl manches Kind seinen Aeltern ein

ein Dreherchen mausen? Die Schulkinder müssen ferner — feins, auch das ärmste nicht ausgenommen — Rehrgeid geben, und gleichwohl die Schulstube selbst kehren — sie müssen ihm spinnen: Wollchen machen, und überhaupt alles thun, was in seinem Haushalt zu thun vorfällt. Jedes muß sein Morgenbrod mitbringen, und das, was es nicht aufessen kann, nicht etwa einem ärmern Kinde geben, sondern auf der Tafel liegen lassen, für die Schweine des Lehrers. Beym Anfange der Lection treten die Kinder hinter ihn, und lesen ihm das aufgegebenes Pensum aus seinem Buche. Mädchen spielen gerne mit Fangesteinen: die nimmt er ihnen, sie können sie aber von ihm wiederbekommen, wenn sie ihm die im Spiele gewonnenen Stecknadeln geben. Wenn ein Kind bey dem Sonntags-Kinderexamen auftreten will; so muß es sich vorher mit dem Lehrer gut abfinden, außerdem wird es nicht zugelassen. Ich könnte Ihnen noch mehrere Stückchen von seiner schlechten Pädagogik erzählen, wenn die angeführten nicht schon hinreichend wären, um daraus zu sehen: wie sehr sich ein Schullehrer — der sich besser zu einem Zöllner geschickt hätte, — entehren kann. Sie werden fragen: warum man zu dergleichen Dingen stillschweigt? Ich wills Ihnen sagen: Erstlich schicken meistens nur die gemeinen Leute — die es nicht besser wissen — ihre Kinder in die Schule; andere die es wissen, wie es hier zugeht, vertrauen ihre Kinder lieber Privatlehrern an. Sodann darf sich auch kein Kind

unterstehen, aus der Schule zu plaudern, wenn es nicht die Zornruthe des Lehrers fühlen, oder sich wohl gar, — wie es denn wirklich geschehen ist — mit Füßen will von ihm treten lassen. Ist dies aber auch alles wahr? Ja! ich habe es aus dem Munde solcher Weibspersonen, die ehemals seine SchülerInnen haben seyn müssen. Und dazu kommt, daß der Mann nicht die mindeste Fähigkeit zum Unterricht hat: sondern alles mechanisch tractirt, wie das Handwerk, das er trieb, ehe er der Stadt zur Strafe, das Schulamt erhielt. Was soll man aber nun mit ihm anfangen? — Absetzen muß man ihn, und auf eine andere Art versorgen?

Räthsel.

Da mehrere Leser an dem in dem vorletzten Blatt aufgegebenen Räthsel aus der Rechnungskunde, den Verkauf der ganzen und halben Eyer betreffend, vorzügliches Wohlgefallen gefunden haben, so legen wir hiemit ein ähnliches vor:

In einem Krieg ward drey Escadronen Husaren ein Weinkeller zur Beute. In diesem Keller befanden sich 21 Fässer von gleicher Größe; Sieben waren voll, sieben andre nur halb voll und die übrige sieben waren gänzlich leer. Diese Beute ward so vertheilt, daß jedes Escadron eine gleichmäßige Quantität Wein und auch eine gleiche Anzahl von Fässern erhielt. Die Zeit erlaubte es nicht, den Wein erst abzapfen und durch kleinere Gefäße abzumessen, sondern blieb in den Fässern, mit denen er zugleich an die drey Escadron vertheilt wurde. Die Frage ist also: Wie wurde diese Theilung veranstaltet?

Auflösung des vorigen.

Weil er hinten keine Augen hat.

13.

Versuch einer Charakteristik
der sogenannten Feinen
im Herzogthum Berg.

Gleich anfangs muß ich ganz ernstlich protestiren, daß man die hier gebrauchte Benennung der Feinen ja nicht als einen Spottnamen ansehe; Ich habe diese Benennung in Ermangelung einer bessern gewählt und behalte sie bey bloß als einen nun einmal im Bergischen ziemlich allgemein recipirten Unterscheidungsnamen, und zwar in dem Sinn, und nach der Erklärung, welche in der Anmerkung unter dem Buchstaben g beym 10ten Stück der Unterhaltungen vom Monat Merz angegeben ist.

Ich finde diese vorläufige Erinnerung besonders um deswillen nöthig, weil ich weiß, daß ich mich hier an einen sehr delicatesn Gegenstand gewagt habe, bey dem man auch, ganz wider Willen, selbst bey den bestgemeintesten Absichten und bey der vorsichtigsten Wahl der Ausdrücke dennoch sehr leicht anstoßen und mißverstanden werden kann, wie selbst schon dasjenige, was zu der eben erwähnten Anmerkung am angezogenen Ort Anlaß gegeben hat, deutlich zeigt.

Schon in der (No. 5 vom Monat Merz) gegebenen
N. U. II. Jahrg. Bl. 48

D

gebenen

gebenen Nachricht von den Verbesserungsanstalten der reformirten Schulen im Herzogthum Berg wird der sogenannten Feinen, doch gleichsam nur im Vorbeygang und auf eine solche Art Erwähnung gethan, daß die Begierde, ein mehreres davon zu erfahren, eher erregt, als befriedigt wird. Es gehörte auch nicht in den Entwurf des Verfassers jener Nachricht, eine vollständige Beschreibung der erwähnten Versohnen zu geben, sondern zu seinem Zweck war eine solche kurze nur flüchtig hingeworfene Skizze genug, die aber freylich einer etwas ausführlicheren Auseinandersetzung bedarf, wenn sie nicht — wie dieses wirklich, obgleich ganz gegen die Erwartung des Verfassers geschehen ist — mehreren Mißdeutungen bloßgesetzt seyn soll.

Da grade diese kurze Schilderung mir hauptsächlich zu diesem Versuch *) einer etwas genaueren Charakteristik der Feinen Anlaß gegeben hat, und da jene also gleichsam der Text ist, wozu gegenwärtiger Aufsatz als ein Commentar angesehen werden kann, so muß ich meine Leser vorab auf die erwähnte Schilderung hinweisen, und sie bitten, dieselbe (Seite 64 im 6ten Blatt dieses Jahrs) noch einmal nachzulesen.

Wenn

*) Mit Vorbedacht nenne ich diesen Aufsatz einen bloßen Versuch, denn eine ganz genau bestimmte und vollständige Charakteristik dürfte, theils, wegen der so vielen mannigfaltigen und doch in allen Stücken nur unmerklich verschiedenen Classen derjenigen Leute, wovon hier die Rede ist, theils wegen der mysteriösen Hüllen, worin sich manche derselben verstecken, wohl unmöglich seyn.

Wenn in dieser — wie man gleich sieht — nur im allgemeinen abgefaßten Beschreibung irgend ein Fehler begangen ist, so ist es meinem Urtheile nach grade der, daß sie zu allgemein abgefaßt und daß in derselben eher zu wenig als zu viel gesagt ist; Und wahrscheinlich ist das die Ursache, warum sie so leicht hat gemisdeutet werden können, und warum sie dem Verfasser des in No. 6 vom Monat März befindlichen Schreibens an die Herausgeber der Unterhaltungen so sehr anstößig vorgekommen ist, der darin einen Vorwurf gegen alle Bergische Gemeinen und eine, alle Consistorien, Magistrate, Scholarchen und andere, das Wahlrecht habende Collegien und Personen treffende Beschuldigung der Schwärmeren und des Fanatismus zu finden geglaubt, wenigstens gefürchtet hat, daß dergleichen Beschuldigungen leicht daraus gefolgert und hergeleitet werden möchten. Da insbesondere dieser letzt erwähnte Verfasser so gar jene kurze und nur ganz im allgemeinen vorgetragene Schilderung gradezu für einen Ausfall erklärt, welches in der Terminologie der Fechtkunst nur einen einzelnen Stoß oder Hieb anzeigt, muß ich also nicht fürchten, daß gegenwärtiger Versuch einer etwas genaueren und ausführlicheren Charakteristik nach den Regeln der Gradation gar für einen Ueberfall, für eine Ueberumpelung oder förmliche Belagerung werde erklärt werden?

Um mich also vor diesen und ähnlichen Misdeutungen

gen zu sichern, halte ich es für nöthig, jene Beschuldigung wegen des vorgegebenen Ausfalls etwas näher zu beleuchten, und indem ich den Verfasser jener kurzen Schilderung zu vertheidigen suche, setze ich zugleich dieser meiner ausführlicheren Charakteristik eine nicht ganz unnöthige Schutzwehr gegen künftige ähnliche Vorwürfe.

Einen Ausfall auf die Feinen nennt der Verfasser des erwähnten Schreibens jene kurze Schilderung, und da man durch einen Ausfall auf den literarischen Fechtboden, wie bekannt entweder einen unbefügten, das ist ohne gerechte Veranlassung gewagten — oder einen ungegründeten und mithin beleidigenden Angriff, oder auch beydes zugleich versteht, so giebt er also damit deutlich zu erkennen: Entweder erstlich: der Verfasser der Nachricht von den Schulverbesserungsanstalten habe kein Recht, keine hinlängliche Veranlassung gehabt, in seiner Erzählung auch der Feinen Erwähnung zu thun; — Oder zweytens, dasjenige was derselbe von diesen Feinen, von ihren Grundsätzen, von ihrer großen Anzahl und ihren starken Einfluß sagt, sey, entweder ganz oder doch zum Theil unwahr und übertrieben; — Oder drittens, es sey überhaupt — so wie es mancherley Umstände und Verhältnisse giebt, wo man gewisse Seiten lieber nicht berührt — besser und rathsamer gänzlich von jenen so genannten Feinen zu schweigen, und sie gleichsam als ein Noli me tangere zu betrachten. —

Das sind, oder ich müßte mich sehr irren, die eigentliche und an sich sehr verzehbliche Voraussetzungen, aus welchen jenem Verfasser die kurze Nachricht von den Feinen so sehr anstößig geschienen hat. Sind indessen diese Voraussetzungen gegründet — Nun so würde auch ich lieber mit meinem Commentar über jenen, so bedenklich gefundenen Text zu Hause bleiben. Wohlan, wir wollen sie also kürzlich prüfen.

Was den ersten Punkt oder die Veranlassung jenes Erzählers betrifft, in seiner Nachricht von den Schulverbesserungsanstalten, auch der Feinen Erwähnung zu thun; so haben die Herausgeber der Unterhaltungen bereits in der Anmerkung unter dem Buchstaben (k) zu dem erwähnten Schreiben, Seite 200, den Verfasser hierüber hinlänglich gerechtfertigt, so daß ich hierüber nichts weiter zu sagen brauche —

Den zweyten Punkt muß ich hier noch — wenn ich mich selbst in meiner Erzählung nicht vorgreifen will — unberührt lassen. Aus der Folge indessen wird sich zur Rechtfertigung jenes Verfassers hoffentlich hinlänglich ergeben, daß derselbe in seiner kurzen Nachricht von den Feinen eher zu wenig als zu viel gesagt hat. —

Über nun, was den dritten Punkt betrifft — Wäre es nicht vielleicht in der That besser, der so

genannten Feinen gar nicht zu erwähnen, weder davon zu reden noch zu schreiben, und sie lieber ihren Gang ganz ruhig und in der Stille fortgehen zu lassen? Ich glaube selbst mit Grund behaupten zu können, daß wohl die Anzahl dieser Leute im Vergleichen weit weniger groß seyn möchte, wenn man von jeher weniger Aufhebens davon gemacht, wenn man sich ihrer Ausbreitung nicht mit so vielem Eifer entgegengesetzt, kurz, wenn man sie immer mit mehr Toleranz und Schonung behandelt hätte. Manche Meinungen und Lehrsätze, kommen, wie die Geschichte aller Zeiten lehret, nicht besser in Umlauf, und es giebt oft kein wirksameres Mittel ihrer Ausbreitung, als wenn man sie öffentlich angreift und bestreitet. Wie so viele Sekten haben erst dadurch, daß man sie zu stören drohte, angefangen, Consistenz zu gewinnen. Der Geist der Rechtshaberey, der besondres in Religionsfachen sich so gern für Geist des Glaubens und der Ueberzeugung hält, wird durch nichts so sehr genährt, als durch Widerspruch; und kömmt nun gar der Widerspruch von einer machthabenden Seite her, wie geneigt ist er dann nicht, sich das ehrwürdige Ansehen des Märtyrerstandes zu geben, und dann fehlt's ihm gewiß nicht an neuen Anhängern — Ganz recht merkt auch der Verfasser des lezterwähnten Schreibens, (Seite 203) an: Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Prügeln drunter werfen, und Zwangsmittel sind immer zur Belehrung und Ueberzeugung die aller untauglichsten — Man erinnere sich

sich an die bekannte und ganz hierhin passende Geschichte des merkwürdigen Proclama, welches der Herr Inspector Westhofen vor einigen Jahren gegen die Separatisten seiner Zeit anwandte, da er den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen wollte, um eine ganz neue Art von Bann einzuführen, um die von seiner Heerde verirrte Schaaf in die Kirche hineinzubannen, wodurch aber, wie der Erfolg gezeigt hat, die Zahl der Separatisten mehr vergrößert als vermindert wurde —

Mit Schonung, Sanftmuth und duldsamer Nachsicht müssen also, meiner Meinung nach — so wie alle Irrende, oder die man für Irrende hält — also auch die sogenannte Feinen behandelt werden. Es kann gar kein Grund vorhanden seyn, warum dieselbe — mögen auch manche ihrer Meinungen und Grundsätze noch so wenig auf den Leisten des eigentlichen Systems ihrer Kirche paßen — von den Vorrechten einer christlichen Toleranz ausgeschlossen seyn sollten. Allein dieser Leute, ihrer Grundsätze und Meinungen, samt deren Folgen und Wirkungen gar nicht Erwähnung thun; das, was man darin für irrig und fehlerhaft erkennt, nicht einmal — weder mündlich noch schriftlich berühren sollen, ohne sich den Vorwurf bitterer Ausfälle zuzuziehen — das heißt doch auch, Toleranz und Nachsicht zu weit treiben. Es kann doch einmal nicht geläugnet werden, daß es unter den sogenannten Feinen — worunter freylich, wie ich

in Abrede stellen wil, manche redlich fromme Christen seyn mögen — auch gewiß viele Schwärmer, auch manche Scheinheilige gefunden werden, daß viele ihrer Meinungen und Grundsätze so wohl der kirchlichen als bürgerlichen Ordnung entgegen sind, daß manche mit Fleiß drauf ausgehen, Anhänger und Profelyten zu machen, und daß insbesondere diejenige Stimmung der Denkungsart, die dem größten Theil dieser Leute eigen ist, einem jeden Mittel der Aufklärung, der Erleuchtung und der Sittenverbesserung die größten Hindernisse in den Weg legt — Man erwäge das alles und dann urtheile man, ob es da wohl Zeit sey, und ob da gewisse ängstliche Besorgnisse wohl ein Recht geben zu schweigen?

Im Gegentheil halte ich dafür, daß grade die Publicität — dieses jetzt obnehin so gangbare und oft mit Nutzen angewandte Mittel zur Verdrängung mancher Vorurtheile und zur Verbreitung guter Kenntnisse, der eigentliche Weg sey, den man in Ansehung dieser, das Publicum gewiß auf mehr denn eine Art interessirenden Sache vorzüglich einschlagen soll. Warum sollte auch der periodische Schriftsteller Vorurtheile, Mißbräuche, Aberglauben und so viele andere moralische Verderbniße jeder Art ungehindert angreifen dürfen, und grade eins der gefährlichsten — Schwärmerey, Fanatismus und Bigotterie unangetastet lassen müssen? Muß nicht eben dadurch der Fanatismus der sich obnehin

hin so gern in den Nimbus einer gewissen Ehrwürdigkeit und Unfehlbarkeit kleidet, in diesem seinen Eigendünkel von selbstangemaßter Unverletzbarkeit gestärkt werden?

Betrachte ich die Sache von dieser Seite, so hat nicht allein der Verfasser der Nachricht von den Schulverbesserungsanstalten im Bergischen allerdings Recht gehabt, der so genannten Feinen auf die Art, wie er wirklich gethan hat, zu erwähnen, sondern ich glaube ebenfalls keine Vorwürfe zu verdienen, wenn ich durch Mittheilung einiger Gedanken und Nachrichten über eben diesen Gegenstand einen etwaigen Commentar zu demjenigen liefere, was jener davon nur kurz und im allgemeinen davon gesagt hat. Uebrigens soll das, was ich hier sagen werde, kein Ausfall, kein Spott, sondern eine getreue und ungeschminkte, aber eben darum auch offenherzige Darstellung dessen seyn, was ich bey einem vieljährigen Aufenthalt im Bergischen von den Personen, wovon hier die Rede ist, selbst gesehen, gehört und beobachtet habe.

Unter der — freylich nicht ganz schicklich gewählten — Benennung der Feinen versteht man im Bergischen nicht etwa die Glieder und Anhänger einer und eben derselben Sekte, sondern in so fern dieses Wort als ein allgemeiner Unterscheidungsname gebraucht wird, versteht man darunter überhaupt alle und jede, die sich durch gewisse Andächtigkeiten, oder
durch

durch Absonderung von den gewöhnlichen öffentlichen Religionsübungen, oder auch nur durch eine strengere Enthaltbarkeit von unschuldigen Gebräuchen oder durch ähnliche auf Religion Bezug habende Dinge unterscheiden. Es giebt deren sehr viel besondere und sehr von einander verschiedene Gattungen, selbst solche, die in ihren Grundsätzen durchaus von einander abweichen.

Dahin gehören zuerst die eigentlich so genannte Separatisten, deren es wiederum verschiedene Gattungen giebt, die aber alle das mit einander gemein haben, daß sie sich des Besuchs der Kirche gänzlich enthalten, und sich dadurch, daß sie an keinen öffentlichen Religionsübungen Theil nehmen, sich von ihren übrigen Mitchristen absondern. Eine der gewöhnlichen Ursachen dieser Absonderung bey vielen ist diejenige, die schon der Verfasser der Nachrichten von den Schulverbesserungsanstalten angeemerkt hat, nemlich die Meinung: daß alles moralisch gute in dem Menschen lediglich durch eine unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes hervorgebracht werde, und daß folglich der Gebrauch äußerer Mittel des Unterrichts und der Belehrung, wie sie in der Kirche gegeben werden, unnöthig, unwirksam und überflüssig sey. Andere verwerfen den öffentlichen Gottesdienst, weil sie in ihren Gedanken den äußeren und inneren Gottesdienst auf eine solche Art entgegenstellen, als ob das eine nothwendig das andere aufheben und ausschließen müsse, und

und als ob nicht beydes mit einander verbunden seyn könnte. Bey vielen andern ist ein gewisser geistlicher Stolz die Ursache ihrer Absonderung, sie glauben sich selbst zu entheiligen, wenn sie mit der sichtbaren Kirche auf Erden, die aus einem vermischten Haufen besteht, und die nach ihrer aus einer sonderbaren Verwechslung der Begriffe geschöpften Meinung aus lauter Wiedergeborenen und Heiligen bestehen müste, Gemeinschaft haben sollten. Wolten sich diese Leute nur erinnern, daß nach dem Ausspruch des Stifters der Kirche selbst Unkraut und guter Weizen untereinander wachsen und bis zur Zeit der Ernte stehen bleiben soll, so würden sie leicht begreifen, daß eine durchaus heilige und unvermischte Kirche, wie sie verlangen, hier auf der Welt unmöglich Platz haben könne, und daß der von ihnen so oft gebrauchte und aus dem Zusammenhang gerissene Spruch: Gehet aus von ihnen, auf ihre Absonderung von der äußern Kirche ganz unrecht angewandt sey.

Zu den Separatisten zählt man auch insbesondere diejenigen, die, wenn sie auch die Kirche noch so fleißig besuchen, doch niemals an dem Gebrauch des Heiligen Abendmals Theil nehmen. Man thut einem großen Theil dieser Leute sehr unrecht, wenn man ihre Absonderung in diesem Stück — wie doch häufig geschieht — einer Verachtung und Geringschätzung dieser Religionshandlung zuschreibt. Ich weiß zuverlässig, daß dieser Nichtgebrauch des heiligen

gen

gen Abendmahls bey sehr vielen eher einer zu weit getriebenen Hochachtung für diesem Sacrament als einer Geringschätzung desselben zuzuschreiben ist, die zum Theil mangelhafter, zum Theil unrichtige Vorstellung von dem eigentlichen Zweck dieser heiligen Handlung, und insbesonder die falsche Begriffe von einer gewissen persöhnlichen Würdigkeit, die zur Theilnehmung an derselben erforderlich sey — welche Begriffe von manchen Predigern selbst durch eine ganz verkehrte Auslegung und Anwendung der Stelle Pauli, 1 Corinth. XI. 27. 29. nicht wenig genähert werden, — hält viele von dieser an sich so rührenden und für alle Christen gestifteten Religionshandlung ab. Ein besserer Religionsunterricht für die Jugend, als derjenige ist, der aus dem sogenannten Lampenbuch *) geschöpft wird — ein zweckmäßigeres Formulir als das gewöhnliche, welches mehr geschickt ist, die Andacht niederzuschlagen, als zu erwecken, und deutliche Belehrungen über den eigentlichen Zweck des heiligen Abendmahls, das wären die eigentliche Mittel zur Gewinnung dieser Art von Separatisten, und würden gewiß weit mehr Nutzen stiften, als eifrige harte Strafpredigten, oder wohl gar intolerante Ausschließung von andern kirchlichen oder selbst bürgerlichen Vorrechten.

(Die Fortsetzung nächstens)

14. Ueber

*) Siehe No. 2 vom Monat October Seite 218.

14.

Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste:

Die Schnürbrust würckt gerade das Gegentheil von dem, was man jetzt durch sie zu gewinnen hoft: sie sollte den Körper verschönern, und sie verunstaltet ihn. Allen geschnürten Schönen zum Troß entdeckt das Kennerauge des Zergliederers, daß keine einzige von ihnen ihren geraden Wuchs behält. Im Grunde thut also die Schnürbrust noch eben das, wozu sie erfunden ward, sie verhüllt einen Fehler der Bildung; nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn jetzt auch erst hervorbringt, und uns dann mit scheinbaren Reizen täuscht, die schon in der Brautnacht, sobald nur der verführerische Panzer abgelegt ist, als wahre Misgestalten offenbar werden. Alle geschnürte Frauenzimmer, sagt Herr Sömmering, *) bekommen wenigstens eine hohe Schulter, wenn sie nicht noch ärger verwachsen. Es ist dies die natürliche Folge der Gewalt, welche die Ripben zusammenpreßt, die Brusthöhle verengt, und einen von der Natur ordentlich aufgerichteten Keil von Knochen umkehren und auf die Spitze stellen will; denn das Gerippe des weiblichen Körpers ist so zart, daß es nicht einmal Stäbe von Stahl und Eisen bedarf, um es in eine widernatürliche Lage zu zwingen. Außerdem hat die Schnürbrust einen höchst nachtheiligen

*) In seiner vortreflichen Preisschrift.

theiligen Einfluß auf die Gesundheit; sie erschwert das Athemholen, sie hemmt die Verdauung, sie vermehrt das Ungemach der Schwangerschaft, vervielfältigt die Gefahren der Entbindung, macht die Brüste zum Stillen untüchtig, verursacht oft das fürchterlichste, eckelhaftigste, fast unheilbare Uebel, den Krebs an diesem schönsten Theile des Körpers, und verursacht eine große Anzahl von weiblichen Krankheiten.

Dies alles ist unwiderleglich bewiesen, kann nimmermehr geläugnet werden, und dennoch trägt man Schnürbrüste nach wie vor! Gewiß, ein merkwürdiges Beispiel mehr, daß durch Beweise bey dem Menschengeschlechte wenig ausgerichtet wird, und daß die Quelle seiner Handlungen anderswo als im Kopfe liegt. Wenn Beweise etwas vermöchten, so empfangen wir nicht nur gradewachsene Schönen aus der Hand der Natur, sondern wir hätten auch keine empfindsame Jungfern, keine hysterische Frauen, keine Somnambulen und Clairvoyanten, keine Goldmacher und Geisterseher, keine Deisten und Atheisten; die Kunst des Cagliostro, Mesmers und Hufschuß gieng betteln, das Luftsaltzwasser verlöre seinen Credit, und die Toleranzeddicte würden inberflüssig seyn. In der That sollte nicht von jedem Druck, dem selbst die Knochen weichen, das Nervensystem eine wesentliche Veränderung erleiden müssen? Sollte nicht die Schnürbrust dem Willen wie dem Schulterblatt einen kleinen Höcker aufdrücken und die Einbildungskraft etwas verschrauben?

ben, oder mit einem neueren Kunstwort exaltiren können? Oder wäre vielleicht an der Verbehaltenheit der Schnürbrüste der verderbte Geschmack der Männer Schuld, die als Sklaven der Gewohnheit, noch immer in der Trichterform ein Ideal von Schönheit erblicken, welches freylich nicht der Natur, wohl aber jedem Schneider erreichbar ist? Oder ist es endlich den Physikern begreiflich, daß vermittelt dieser undurchdringlichen Belegung die schöne weibliche Gestalt sich in einen Conductor verwandelt, dessen verstärkte Wirksamkeit die leichtesten Männerherzen nur desto unaufhaltsamer an seinen Polen zu sich zieht, und sie wechselsweise am negativen Schnee des Nordens erglühen und in positiver südlicher Hitze erstarren läßt?

Wie dem auch sey, die erwiesene Schädlichkeit der Schnürbrüste und selbst die Aufzählung der Ursachen, welche ihre Abschaffung verhindern, sind nur Vorbereitungs Schritte, wobey die Entdeckung eines Mittels den Leib der Grazien auf immer aus ihrem Kerker zu befreien, als die Hauptschwierigkeit noch übrig bleibt, auf deren Auflösung man einen Preis setzen sollte. Da es indeß, wie man in Gellerts Land der Hinkenden erfährt, um die freywilligen Schritte zur Verbesserung überall müssig aussteht, so lange Gebrechen noch für Vollkommenheiten gelten und dem Staate gleichwohl an geraden und gesunden Menschen viel gelegen ist, so dürfte die letzte Zuflucht gegen diesen Alp, dessen sich unsere Landsmänninnen am hellen Tage nicht

erwehren können, wohl in der väterlichen Vorsorge der Regenten allein bestehen. Hat das Consistorium in gewissen Ländern den Geisteshöcker der Kezerey mit Stumpf und Stiel auszrotten können, so würden auch unsere Mädchen halb kerzengerade einhergehen, wenn die Polizey die Schnürbrüste verböte, dann scharf inquirirte, und das Corpus delicti zum Scheiterhaufen verdamnte.

Räthsel.

Was sind das für Creaturen, die, wenn man sie auf die Füße setzt, dennoch auf den Köpfen gehen?

Auflösung des vorigen.

Das erste Eskadron erhielt für sein Antheil 2 volle, 3 halbgefüllte und 2 leere Fässer, zusammen also 7, und folglich an Wein $3\frac{1}{2}$ Faß. Das zweyte Eskadron erhielt dieselbe Quantität, auch auf dieselbige Art vertheilt.

Das dritte Eskadron aber erhielt 3 volle, 1 halbgefülltes und 3 leere Fässer. Folglich auch zusammen 7 Fässer, und an Wein $3\frac{1}{2}$ Faß.

Die Richtigkeit dieser Vertheilung wird deutlicher, wenn man sie folgender Gestalt in eine Tabelle bringt, da denn A. B. C. die 3 Eskadron, die Anfangsbuchstaben v. h. und l. volle, halbgefüllte und leere Fässer bezeichnen sollen.

A. v. v. h. h. h. l. l.

B. v. v. h. h. h. l. l.

C. v. v. v. h. l. l. l.

Ankündigung

Die gute Aufnahme und der zunehmende Beyfall, welchen diese Niederrh. Unterh. nun schon drey Jahr lang gefunden hat, besonders die in dem gegenwärtigen Jahr merklich vermehrte Anzahl der Leser auch in auswärtigen Gegenden, ist den Herausgebern eine neue angenehme Bestätigung, daß so wie sie es sich selbst bewußt sind, daß sie es nichts haben fehlen lassen, diesem Journal immer mehr Intresse zu geben — diese ihre Bemühungen auch nicht vergeblich gewesen sind, und sie in dieser Absicht den rechten Weg gewählt haben. Eben das ist ihnen zugleich eine neue Ermunterung, auch fürs künftige Jahr die Fortsetzung dieses Journals unter demselben Titel und mit Beybehaltung der bisherigen Einrichtung anzukündigen.

Denjenigen Freunden und Liebhabern einer nützlichen und zugleich angenehm unterhaltenden Lectüre, denen der Inhalt und die Einrichtung desselben noch nicht bekannt ist, wird hiemit angezeigt:

Unterhaltung, wie auch schon der Titel besagt, der Hauptzweck dieses Journals; diesen Zweck zu erreichen, werden in demselben von dem Hauptächlichsten, was in der bürgerlichen, moralischen und literarischen Welt vorgeht, Nachrichten, jedoch nur solche gegeben, wovon man sich für den größten Theil der Leser die meiste Unterhaltung versprechen kann, mithin nur solche, die nicht einseitig diesen oder jenen Stand insbesonder, — nicht ausschließlich den Gelehrten von diesem oder jenem Fach — sondern den Menschen überhaupt, den Gelehrten, wie den Nichtgelehrten, den Kaufmann, den Künstler, den Mann von Geschmack und Gefühl, auch das Frauenzimmer und jeden wißbegierigen Leser interessiren können.

Hiehin gehören also:

1. Nachrichten von merkwürdigen Vorfällen und Begebenheiten.

2. Nachrichten von bemerkenswürdigen Anstalten, der Aufnahme und Verbesserung des Erziehungswe-
ses — des Handels — der Landwirthschaft u. s. w.

3. Nachrichten und Anzeigen von neuen nützlichen Erfindungen.

4. Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Wahrnehmungen im Naturreich.

5. Beispiele von guten, edeln, ausgezeichneten Handlungen.

6. Beobachtungen, Erfahrungen und geprüfte Gedanken einsichtsvoller Männer.

7. Charakteristische Züge einiger Völkerschaften.

8. Unterhaltende lehrreiche Erzählungen und Anekdoten.

Auch werden in allen Buchhandlungen und Postämtern besondere Pläne hiervon angegeben.

S. J. Röder.

Desgleichen sind auf den Postämtern und Buchladen, folgende Neujahrswünsche um bezeugten Preis zu haben.

- 1) Bögen zu 1 Ggr. oder 3 flbr.
 - 2) Pyramiden zu 3 Ggr. oder 9 flbr.
 - 3) Medaillons auf Glanzpapier zu 1 Gg od. 3 flbr.
 - 4) Illuminirte Medaillons zu 2 Gg. od. 6 flbr.
 - 5) Gemahlte vier Rosen zu 9 Gg. od. 27 flbr.
 - 6) Illuminirte Wünsche auf Glanzpapier zu 1 Gg od. 3 flbr.
 - 7) Seidene Bänder mit Wünschen zu 7 Gg. od. 21 flbr.
 - 8) Dito gemeine zu 4 Gg. od. 12 flbr.
 - 9) Dieselbige auf Papier zu 2 Gg. od. 6 flbr.
 - 10) Große, in Kupfer gestochene zu 4 Gg. od. 12 flbr.
 - 11) Dieselbe Mittel Sorte zu 3 Gg od. 9 flbr.
 - 12) Kleine gedruckte u mit Farben zu 1 Gg od. 3 flbr.
 - 13) Ganz feine italienische Blumen zu 1 Rthl auch 16 und 12 Gg.
 - 14) Gemahlte Fächer mit Wünschen für Frauenzimmer zu 1 Rthl. 16 Gg. auch 1 Rthl. 12 Gg. und 1 Rthl. 8 Gg.
 - 15) Concerts von seiden Papier, mit Quirlen zu 2 Gg. od. 6 flbr.
 - 16) Silhouetten Einfassung zu 2 Gg. od. 6 flbr.
- Auswärtige belieben sich an mich, jedoch früh zu melden. Wiesel den 30ten November 1788.

S. J. Röder.



Niederheinische
Unterhaltungen.

XII. Heft.

Monat December.

1788.

Wesfel

bey Franz Jakob Röder, Buchb.



Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie bei gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stückes im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rthlr. 18 Conventionen-Rünz, oder 2 Rthlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wepl selbst wenden welcher, so viel möglich, für die postfreie Versendung der Exemplare sorgen wird.

I n h a l t.

	Seite
1. Versuch einer Charakteristik der sogenannten Feinen im Herzogthum Berg. (Fortsetzung.)	353
2. Von der Strafe des Schifziehens in Ungarn.	363
3. Miscellanien.	365
4. Der gelehrte Abenteuer.	366
5. Versuch einer Charakteristik der sogenannten Feinen im Herzogthum Berg. (Fortsetzung.)	369
6. Wetter- und Rheinbeobachtung von S—h	381
7. Literarische Nachricht. (Auszug eines Briefs aus Paris)	383
8. Versuch einer Charakteristik der sogenannten Feinen im Herzogthum Berg. (Be- schluß von — e —	385
9. Orthographische Handgriffe.	393
10. Anekdote.	400
	11. Nebe

Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

Zwölftes Heft. December.

LAIDES-
UND STADT
BIBLIOTHEK
DUESSELDORF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

I.

Versuch einer Charakteristik der sogenannten Feinen im Herzogthum Berg. (Fortsetzung.)

Werklich von dieser letzterwähnten Gattung der Separatisten unterschieden, ist die ziemlich zahlreiche Classe der sogenannten Pietisten. Es dürfte schwer seyn, das eigentliche System dieser Leute — wofern man ihnen ein wirkliches System zuschreiben kann — deutlich auseinander zu setzen, theils weil ihr Lehrgebäude meist aus lauter Mysterien, wovon sie selbst nur dunkle und verworrene Begriffe haben, zusammen gesetzt ist, theils weil sie nie auf eine bestimmte Art, sondern

N. U. II. Jahrg. Bl. 49 3 nur

nur immer mit verblühten, aus der orientalischen Bildersprache der H. Schrift geschöpften Redensarten sich darüber auszudrücken pflegen. Indessen ist es zu meinem Zweck auch genug, bloß das Charakteristische, oder das Hauptsächlichste, wodurch sich diese Leute von andern unterscheiden, kürzlich anzuzeigen.

Hiehin gehört nun schon vorerst die jetzt erwähnte mystische Sprache, da man sie beständig von Lamm, Blut und Wunden, vom inwendigen Menschen, von Bußkampf, von Erödung und Erweckung, von inneren Gefühlen, Anfechtungen, vom geistlichen Eheverlöbniß u. dgl. reden hört.

Demnächst unterscheiden sie sich besonders durch den ganz eigenen Begriff, den sie sich von wahrer christlichen Frömmigkeit machen. Sie theilen nur einmal das ganze Geschlecht der Menschen, so unendlich und stufenweise verschieden dieselbe auch in Ansehung ihrer moralischen Beschaffenheit sind, dennoch nur in zwey Haufen, nemlich in Wiedergeborene und Unwiedergeborene. Außer diesen beyden moralischen Extremen giebt's ihrer Meinung nach keine Mittelgattung, als höchstens noch die der Erweckten; und das sind diejenigen, die zwar wirklich noch nicht wiedergeboren sind, aber bey denen sich doch schon — um in ihrer eigenen Sprache zu reden — die geistliche Wehen oder Geburtschmerzen eingefunden haben, und mit denen es nun nahe zum Durchbruch gekommen ist. Nach

Nach dieser Classification bestimmen sie nun auch ihre Begriffe von Frömmigkeit. Nach ihrer Meinung kommt es dabei gar nicht auf die Moralität der menschlichen Handlungen — ob dieselbe dem Willen Gottes gemäß, ob sie gerecht, billig, wohlthätig seyn — sondern hauptsächlich auf das Subject an, das diese Handlungen übt, ob nemlich dasselbe unter die Zahl der Wiedergeborenen oder der Unwiedergeborenen gehöre. Nach der Natur der Sache so wohl, als nach den Belehrungen der H Schrift, die uns ja deutlich anweist, den Baum an seinen Früchten zu erkennen, sollte man freylich erst den moralischen Werth der Handlungen eines Menschen untersuchen, ehe man über seinen Charakter ein Urtheil fällt; aber diese Leute machen es grade umgekehrt: Erst untersuchen sie nach selbst erfundenen meist sehr zweydeutigen Kennzeichen, ob jemand ein Wiedergeborener sey oder nicht, und nun erst erklären sie seine Handlungen für gut, oder verwerflich. Hat jemand das Unglück, in ihren Augen für einen Unwiedergeborenen zu gelten, mag er dann auch übrigens noch so sehr rechtschaffen gegen Gott und Menschen gesinnt seyn, mag er auch noch so gerecht, redlich und gewissenhaft, noch so edel, liebevoll und menschenfreundlich denken und handeln, so gilt ihnen das alles noch für keinen Beweis ächter Frömmigkeit, das sind in ihren Augen nur glänzende Laster! oder höchstens nur bürgerliche Scheintugenden.

Man begreift leicht, daß ein solches System zur Beförderung einer wahren Menschenliebe, worauf doch das Christenthum allenthalben dringt, eben nicht sehr geschickt sey, und eben so leicht zu einem geistlichen Stolz, als zur Lieblosigkeit in Beurtheilung des Nebenmenschen führe, zumal, wenn man erwägt, daß die Anhänger desselben zugleich mit dem Begriff eines Wiedergeborenen, auch den eines Begnadigten, hingegen mit dem Begriff eines Unwiedergeborenen, zugleich den eines Verworfenen unzertrennlich verbinden.

Eine andere, ebenfalls natürliche Folge dieses Systems ist der schädliche Einfluß, den dasselbe auf wirkliche Tugend und Frömmigkeit hat. Denn da es nach demselben eben nicht sehr auf die innere Moralität der Handlungen ankömmt, und da die Anhänger desselben auch größtentheils steife Verfechter der Klostheologie *) sind, nach welcher sich der Mensch bey seiner moralischen Besserung bloß leidender Weise zu verhalten hat, so müssen natürlich alle sonstige Antriebe zum Guten und zu thätigen Handlungen der Gerechtigkeit und Menschenliebe viel von ihrer Kraft verlieren. Fürnemlich erzeugt die Vorstellung, daß die gute und selbst die beste Handlungen eines sogenannten Unwiedergeborenen durchaus keinen Werth haben, und schlechterdings nicht für Tugend gelten können, bey Manchen zugleich

*) Siehe Niederrh. Unterh. No. 2 vom Monat October in der Anmerkung zum Buchstaben f Seite 218.

gleich diesen umgekehrten und für Tugend und Rechtschaffenheit durchaus sehr gefährlichen und schädlichen Satz, daß nun auch die Sünden und Vergehungen der Wiedergeborenen, eigentlich keine Sünden, sondern etwa, so wie die Tugenden der Unwiedergeborenen, nur glänzende Laster, diese Sünden der Wiedergeborenen nur verdunkelte Tugenden seyn, daß sie also — wenn auch freylich nicht löblich — doch auch im Grunde nicht verwerflich und ihnen an ihrem Gnadenstande durchaus nicht hinderlich — ja wohl gar Mittel zu größerer geistlicher Vollkommenheit seyn. Daß ich hier nicht zu viel sage, wird einer der unten folgenden Originalbriefe näher und hinlänglich darthun.

Uebrigens haben die meisten dieser Leute von dem eigentlichen Wesen der Wiedergeburt nur sehr unbestimmte, meist verworrene und häufig von einander abweichende Begriffe, indem sie sich unter derselben gewöhnlich etwas sehr mysteriöses und wunderbares gedenken, das in dem Menschen ohne sein eigenes Zuthun durch eine höhere unwiderstehliche Macht bewürkt werde, wovon der eine diese, der andere jene Erfahrungen von sich und Anderen zu rühmen weiß. Daher kömmt es, daß sie auch über die eigentlichen Kennzeichen der Wiedergeburt nicht so recht eins sind, und darüber oft sehr verschiedene Meinungen haben. Eben daher entstehen nun auch wieder so viele besondere Gattungen von Pietisten, so daß es schwer fällt, und der Geist eines

eines Linnee dazu erfordert werden dürfte, um sie alle gehörig zu classificiren. Indessen verdienen noch folgende vorzüglich bemerkt zu werden.

Einmal die Classe der sogenannten Kopfbänger, die fürnemlich die Absonderung von der Welt — nicht im klösterlichen oder Einsiedler-Verstand dieses Wortes — sondern nur die Enthaltung von den gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen der Welt für das eigentliche Kennzeichen der Wiedergeburt halten; der bekannte Spruch Pauli: Stellet euch nicht dieser Welt gleich ist ihr Wahlspruch und der Maasstab, nach welchem sie Wiedergeborene und Unwiedergeborene, oder nach ihrem Sprachgebrauch Kinder Gottes und Weltkinder zu beurtheilen und unterscheiden pflegen. Frömmigkeit und Welt sind ihnen ganz grade entgegengesetzte Dinge. Da indessen der Ausdruck: Welt sehr relativ ist, und wir Menschen, so lange wir Bürger dieser Erde sind, vieler Dinge nicht entübrigt seyn können, die nun einmal zu dieser Erde, und folglich auch zur Welt gehören, so geräth das System dieser Leute sehr oft in Collision und verursacht ihnen oft manche sehr bemitleidenswerthe Aengstlichkeit. Wünschen sich diese Leute einmal einen deutlichen und festgesetzten Begriff von dem zu machen, was Welt in Entgegenstellung des Christenthums heisset, so würden sie freylich sich selbst manchen Kampf ersparen und auch oft in Beurtheilung anderer weniger lieblos seyn. Aber da sie nun einmal nach
einer

einer ganz sonderbaren Vermischung der Ideen Erde und Welt für einerley halten, so entstehen daraus oft die abentheurlichste Vorstellungen, nach welchen dann auch eben so abentheurliche Kennzeichen der Wiedergeburt und Frömmigkeit festgesetzt werden. Zum Beispiel: Einer von dieser Art Feinen ward von seinem Prediger besucht, der ihn mit aller Sanftmuth darüber zu Rede stellte, daß er die Kirche gar nicht besuchte, und dadurch nicht nur für sich selbst ein Mittel zur Erweiterung und Berichtigung seiner Religionskenntniße entbehrte, sondern auch seinen Kindern und Hausgenossen, so wie der ganzen Gemeinde ein schlechtes Beispiel gäbe. Hierüber entstand folgendes Gespräch:

Der Feine. Zeigen Sie mir erst die wahre Kirche, und ich werde nicht draus bleiben.

Der Prediger. Die wahre Kirche? Hier am Ort haben wir ja nur eine.

S. Ich rede nicht von der sichtbaren Kirche.

Pr. Aber davon ist doch jetzt die Rede.

S. In die komme ich nicht.

Pr. Das ist eben, wovon ich die Ursache von Ihnen gern hören möchte.

S. Kan ich Ihnen wohl zumuthen, erst alle die, die da Greuel thun oder lügen von dem kleinen Häuflein der Frommen abzusondern? So lange indessen das nicht geschehen ist, folge ich der Regel: Gehet aus von ihnen.

Pr. Ey, Sie werden doch wissen, daß diese große

Absonderung erst am Tage der allgemeinen Ernte vor sich gehen wird, und daß bis dahin das Unkraut mit dem guten Weizen untereinander wachsen und stehen bleiben soll — Wofern Sie also nicht unsre ganze Gemeinde beschuldigen, daß sie aus lauter Gliedern besteht, die da Greuel thun oder Lügen, so ist auch Ihre Anwendung des Spruchs: Gehet aus von ihnen, ganz unsittlich.

S. Die ganze Gemeinde! bewahre mich Gott! Es mögen noch manche fromme Kinder Gottes drunter seyn, der Herr kennet die Seinen. Aber so lange der, der Gottes Wort verkündigen soll, sich selbst nicht zu diesem Häuflein zählen kann, so lange muß man mir es nicht übel nehmen, wenn ich mich wenigstens absondere.

Pr. Also mich zählen Sie schon nicht unter die Frommen oder Kinder Gottes? Sagen Sie mir, was ist Ihnen dann in meinem Berragen anstößig vorgekommen, das Sie zu diesem Urtheil über mich berechtigt? — Lassen Sie hören! ich neme gern gegründete Erinnerungen und Belehrungen zu meiner Besserung an.

S. Das kann seyn; aber hier kömmt's doch vorerst darauf an, ob jemand aus dem unvergänglichen Saamen gezeugt und wiedergeboren ist, ob er seine Kleider helle gemacht in dem Blute des Lammes, ob er erleuchtet ist und geschmeckt hat die Kräfte der zukünftigen Welt —

Pr. Sie weichen meiner Frage aus. Soll das, was Sie da sagen, ein Kennzeichen der Wiedergeburt

burt seyn, so ist es doch bloß ein inneres, worüber, insofern von meiner Person die Rede ist, nur ich selbst allein und kein anderer urtheilen kann. Da Sie mich aber nun einmal für keinen Wiebergebornen halten, so müssen Sie auch äußere Kennzeichen der Wiebergeburt haben, wohlan! nach welchem beurtheilen Sie mich?

S. Ich möchte Sie beleidigen, und das wollte ich doch nicht gern.

Pr. Sie beleidigen mich in der That nicht, es sey dann durch Ihre fernere Zurückhaltung — Also reden Sie frey; der mir offenherzig meine Fehler sagt, den halte ich für meinen größten Freund —

S. Nun, so muß ich Ihnen sagen, was mir anstößig an Ihnen vorgekommen ist, aber nichts für ungut — Als Sie Ihre Probepredigt hier hielten, da trugen Sie Ihr eigenes Haar, das Ihnen Gott gegeben hat, — Nun tragen Sie eine Perüque —

Pr. Aber mein Gott! was hat meine Perüque mit der Wiebergeburt zu thun?

S. Wissen Sie dann nicht, was der Apostel sagt: Stellet euch nicht dieser Welt gleich. Eine Perüque ist doch was sehr weltliches —

Dieses Gespräch ist nicht erdichtet, es ist wörtlich wahr und buchstäblich so gehalten, wie es hier steht. Zu was für abentheuerlichen Begriffen dieses nun einmal von einer großen Menge der Kopfhänger Unterscheidungskennzeichen, das vom Gegensatz

des weltlichen und himmlischen hergenommen ist, Anlaß geben kann, zeigt folgende wahre Anekdote:

Der Prediger einer sehr angesehenen Gemeinde im Bergischen, in welcher nach einem alten, sehr löblichen Gebrauch, wöchentlich eine öffentliche Kinderlehre gehalten wurde, wollte nun, nachdem er den gewöhnlichen Katechismus durchgegangen war, anfangen über die christliche Sittenlehre insbesondere zu katechisiren, wozu er dann seinen Schülern einen schriftlichen Entwurf diktirte. Kaum brachten die Kinder das erste geschriebene Blatt davon mit nach Hause, als der Vater eines derselben, ebenfalls ein starker Kopfhänger, in der ganzen Gemeinde umherlief, und ein schreckliches Geschrey erhob: Man stelle sich einmal vor, Welch' eine Entheiligung der Kirche! Unser Prediger **n will nun so gar über weltliche Sachen öffentlich katechisiren — Wie so? fragte jedermann voller Verwunderung — Ey, sagte er, was unsre Kinder bey der französischen Mamsell lernen, wie sie ein zierliches Compliment machen, wie sie artige Sitten und höfliche Manieren annehmen sollen, darüber wil er sie öffentlich in der Kirche unterrichten — Eben dieser Mann war auch einer mit von den eifrigsten, die sich der Einführung des neuen Liederanhangs widersetzen, und zwar hatte er dagegen fürnemlich diese Entwendung: daß in demselben unter andern auch weltliche Lieder befindlich wären. Zum Beweise berief er sich auf das Lied: Wie selig lebt
ein

ein Mensch, der Dienstbegierde kennt zc. weil es überschrieben ist: von der Dienstfertigkeit. Denn sagte er, die Dienstfertigkeit hat nichts mit dem Christenthume zu thun, sie ist bloß eine Regel der weltlichen Höflichkeit.

(Die Fortsetzung nächstens)

2.

Von der Strafe des Schifziehens in Ungarn.

Die Todesstrafe ist bekanntlich in den Oesterreichischen Staaten zwar nicht schlechterdings abgeschafft, aber doch auf äußerst seltene Fälle eingeschränkt. Statt ihrer wird nun insgemein auf Schandbühne mit Stockstreichen, auf Brandmarkung und Schifziehen erkannt. Schwerlich sind viele Leser mit der schrecklichen Beschaffenheit der letzteren Strafe bekannt; hier ist also ein umständlicher Bericht aus Ungarn: „Jeder Züchtling bekommt um den Hals einen eisernen Ring, und um den Leib einen eisernen Reif, der ihm nie abgenommen wird. Vermittelt diese Reife werden fünf an eine eiserne Stange befestigt, von der sie weder bey Tage noch des Nachts loskommen. Kommt einer von ihnen die Nothdurft an, so werden alle fünf damit beschäftigt.“
Ihre

„ Ihre Kost ist höchst elend: das Donauwasser
 „ führen sie in einer um sich hängenden blechernen
 „ Büchse mit sich. Ihre Kleidung ist schlecht, und
 „ werden ihnen die Kleider naß, wenn sie biswei-
 „ len bis an den halben Leib in dem Wasser ge-
 „ hen; so müssen sie wieder am Leibe trocknen.
 „ Des Nachts finden sie ihr Lager auf der Erde,
 „ weil man sie nicht ins Schiff zu nehmen getrauet,
 „ aus Furcht, sie möchten ihre wenige Wächter ins
 „ Wasser stürzen und sich losmachen. Allen Verän-
 „ derungen des Wetters, der Hitze des Tages und
 „ der Kälte der Nacht, gegen welche sie sich nicht
 „ schützen können, und den Schlägen ihrer Auf-
 „ seher und Antreiber ausgesetzt, müssen sie noth-
 „ wendig in kurzer Zeit dahin sterben; wenigstens
 „ zeigt eine dreijährige Erfahrung, daß von 450
 „ zwey Drittel gestorben sind. Krankheiten ent-
 „ schuldigen nicht; und wenn einer hinfällt, so
 „ müssen ihn die übrigen mit sich fortschleppen,
 „ weil er an die Stange geschmiedet ist. An Urz-
 „ neymittel ist auch nicht zu gedenken: ihre Na-
 „ tur muß sich selbst helfen, oder sie müssen freyt-
 „ ren. Oft werden sie in der Nacht von Schna-
 „ cken so geplagt, daß ihnen der Kopf anschwillt.
 „ Die Last, die sie stromaufwärts zu ziehen ha-
 „ ben, strengt ihre, ohnehin durch alle diese Um-
 „ stände geschwächten Kräfte eben so sehr an, als
 „ bergaufwärtsziehenden Pferden. Will einer sit-
 „ le stehen, so fällt der Stock auf ihn, und er
 „ wird von dem Ringe, der ihn an die Stange
 „ fesselt

„ fesselt, aufs empfindlichste auf den Rücken gestos-
 „ sen. Kurz, ihr Unglück übersteigt alle Schilde-
 „ rung — Und diese entsetzliche Strafe bessert Nie-
 „ manden, auch den Zuschauer nicht! —

3.

Miscellanien

I. Außerordentliche Fruchtbarkeit.

Zu Lion ist kürzlich eine Frau an den Folgen ihres 25sten Wochenbetts gestorben. Sie war erst 42 Jahr alt, und ist 24 Jahr 9 Monat verheirathet gewesen. Fünfzehn ihrer Kinder leben noch.

II. Gemeinnützige Anstalten.

Der Churfürst von Sachsen hat zu größerer Aufmunterung der Oekonomie, der Manufacturen und Commerzien 58 Sorten von Prämien, deren die Höchste 200 Rthlr. ist, ausgesetzt und von der Cammerdeputation in einem besondern Abertigement Aemtern und Städten ankündigen lassen.

Herr Doctor Hofmann, Prof. der Medicin zu Altorf, hat als Stadiphyfikus daselbst vor ohngefähr 2 Jahren ein Krankeninstitut errichtet, durch welches arme Kranke in der Stadt und auf dem Lande

Lande unentgeltlich curirt und mit Arzneien versehen werden sollen. Mit dieser wohlthätigen Absicht ist auch eine andere verbunden, nemlich, daß junge Aerzte, die auf der Universität daselbst studiren, angewiesen werden, zu ihrer Vorbereitung zur klinischen Praxis diese Kranke zu besuchen, und unter Aufsicht ihres Lehrers zu besorgen.

4.

Der gelehrte Abenteuerer.

Der bekannte Verfasser des Damen- und Staaten-Journals, Franz Rudolph von Grossing, der wegen falscher Wechsel, durch Steckbriefe von Berlin verfolgt ward, flüchtete nach der Gegend von Rothenburg am Neckar, und introducirte sich auf einem nahe dabey gelegenen Gute unter dem Namen eines englischen Lords oder Grafen Staff. Hier wußte er sich so einzuschmeicheln, daß er, als der Graf vor kurzem auf eine Reise gieng, als Freund des Hauses zurückblieb, und in Abwesenheit des Grafen dessen Geschäfte übernahm. Gleichwohl hielt er sich in die Länge der Zeit nicht mehr sicher und flüchtete sich deswegen, und zwar, in Gesellschaft der Gräfin, nach Raitlingen. Allein er wurde daselbst auf Requisition der R. R. Regierung in Rothenburg am 21ten Sept. arretirt, und an letztern Ort transportirt. Die Vergleichung des Steckbriefs

Briefs vom Oberamte der Grafschaft Hohenberg mit dem, des preussischen Kammergerichts vom 6ten März bestätigte es, daß Lord Staff und S. R. v. Grossing eine und dieselbe Person sey. Beym Transport machte er vergebliche Versuche mit Gewalt die Flucht zu ergreifen. Er ist der Verfasser einer vorgeblich aus dem Englischen übersetzten Schrift, unter dem Titel: Harmonie oder Grundplan einer weiblichen Erziehung, die in Neutlingen gedruckt ist, und in deren Vorrede es heißt: „Man möch-
 „ te diese Harmonie ja nicht mit dem Lustgebäude
 „ verwechseln, womit ein angeblicher Stifter des,
 „ wie er es nannte, Roseninstituts und Damen-
 „ ordens, Deutschlands Frauenzimmer einige Jah-
 „ re getäuscht habe.“ Dieser grobe Kunstgriff, (denn dieser Stifter des Roseninstituts war bekanntlich niemand anders, als Grossing selbst) hatte gleichwohl die Wirkung, daß die Schrift in einigen schwäbischen Zeitungsblättern dem Publicum angepriesen wurde. Unter den Papieren des Grossing fand man gegen 100000 Florin falsche Wechsel; das Concept eines höchstfrevelhaften Briefs an den König von Preußen, worin sich Grossing unter den pöbelhaftesten Beschimpfungen über die preussischen Minister beklagt, daß man ihn zu Berlin habe gefangen nehmen wollen; ferner einen lateinischen Aufruf zur Empörung an die Ungarn, und mehrere, mit vornehmen Namen prangende Ordenspapiere, woraus man siehet, wie leicht es in unsern Tagen dreiffen Betrügern wird, Personen aus den

den höhern Classen zu hinterzehen, und sie zu eigennützigem Absichten zu mißbrauchen.

Grabchrift.

Auf einen Bösewicht.

Hör Wandersmann! der Teufel spricht:
Hier liegt mein Herzens-Bösewicht.

Auf einen Dito.

Hier ruht die Hülle eines Bösewichts;
Der Geist ist jetzt in seinem Element.
Zur Grabchrift braucht der Schurke weiter nichts;
Er ist nicht werth, daß man den Namen nennt.

S — — d.

Räthsel.

Welches sind die gemächlichsten Heiligen?
Auflösung des vorigen.

Die Hufnägel.

Nachricht.

Heute wird eine Fortsetzung der magischen Laterne, als das 5te Stück derselben, zu 8 sbr. ausgegeben. Es enthält:

Adams Hochzeits-Feyer.

Auch sind noch complete und einzelne Stücke der Magischen Laterne, für 8 sbr. zu haben.

Auch wird obige Adams Hochzeits-Feyer für diejenigen, so die magische Laterne nicht halten, unter diesem Titel für 8 sbr. verkauft.

Franz Jacob Röder.

5.

Versuch einer Charakteristik
 der sogenannten Feinen
 im Herzogthum Berg.
 (Fortsetzung.)

Noch ein besonderes Kennzeichen, wodurch sich die bisher beschriebene Kopfhänger unterscheiden, ist theils ihre eigene strenge Enthalttsamkeit von den gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen der Welt, theils ihr strenges Urtheil über die Sittlichkeit der Vergnügungen und der zu einer erlaubten Erholung dienenden Ergötzlichkeiten. Diese ihre Enthalttsamkeit geht so weit, daß sie sich selbst bevielen, bis auf die Wahl der Farbe und des Schnitts der Kleidung erstreckt, die äußerst simpel und modest seyn muß. Ein Busenstreif und seidene Strümpfe, die sie noch allenfalls einem Mann von weltlichem Stande zu gut halten, ist ihnen an einem Prediger ein offenbahrer Beweis von weltlicher Pracht und Hoffarth, und ein deutliches Kennzeichen, daß er noch ein Unwiedergeborener sey. Nicht weniger strenge ist ihr Urtheil über die Sittlichkeit der Vergnügungen. Wegen des Mißbrauchs, der freylich mit vielen an sich erlaubten und unschädlichen Dingen begangen wird, soll ihrer Meinung nach auch der unschuldige Gebrauch abgeschafft seyn. Der Christ soll sein Leben in einem beständigen Bußkampf und mit immerwährenden Seufzen und Klagen

Klagen über die verderbte und im Argen liegende Welt zubringen. Tanz, Spiel, Gesang, Musik, wenn es nicht grad geistliche Lieder sind, der Besuch des Schauspielhauses und dgl., das sind alles in ihren Augen ganz verwerfliche und einem Christen durchaus unanständige Dinge. Und ein Schauspieler, ein Musikus, ein Tanzmeister, kurz jeder, der sich das Vergnügen seiner Mitmenschen aus Profession zum Geschäft macht, scheint ihnen schon mit einem Fuß in der Hölle zu stehn. Sonderbar ist indessen der Unterschied, den diese Leute bei Beurtheilung des erlaubten oder unerlaubten Gebrauchs der Musik in Ansehung des Instruments zu machen pflegen. Ein Clavier, eine Hausorgel, auch allenfalls eine Flöte findet noch wohl Gnade vor ihren Augen, aber eine Geige! — Die ist ihrem frommen Ohr schlechterdings unausstehlich, und wenn vor irgend einer muntern Gesellschaft — mag sich dieselbe auch auf eine noch so sittsame und unschuldige Art vergnügt haben — gesagt wird: Es ist Bass und Viol *) dabey gewesen, so heißt das in dem Munde eines Kopfhängers eben so viel, als es ist recht wild und zügellos in der Gesellschaft hergegangen. Recht treffend schildert der Dichter Jacobi die Denkungsart der bergischen Kopfhänger in diesem Stück in seinem bekannten Schreiben über Elberfeld, in einem der ersten Stücke des deutschen Merkurs, wo er sagt: „Man predigt ihnen unaufhörlich

„ Daß

*) Die gewöhnliche Benennung der Geige oder Violine in der bergischen Mundart

- „ Daß hier in diesem Pilgerleben
 „ Die Füße, die uns Gott gegeben;
 „ Nach raschen Melodien heben;
 „ Weit ärger, als Verräthern;
 „ Mit Mord und Todtschlag einerley
 „ Und schlimmer noch als Zaubern sey;
 „ Daß wir dadurch im Freudensaal
 „ Das Jubiliren mächtig stören,
 „ Und daß die Engeln allzumal
 „ Ein wenig Fluchen lieber hören,
 „ Als einer Geige Klang
 „ Und hüpfender Mädchengesang. „

Der fürnemste Grund dieser Strenge, sowohl in der eigenen Lebensart als in dem Urtheil über andere, in Rücksicht auf sinnliche Vergnügungen, ist theils die entschiedene Abneigung dieser Leute vor allem, was weltlich heißt, theils, die ganz groteske Auslegung und Anwendung, die sie von dem Spruche Pauli machen: Alles was ihr thut, ihr esset hin, oder trinket, so thut es alles zur Ehre Gottes.

Uebrigens muß ich hier bemerken, daß dasjenige, das ich hier von den Köpfhängern im allgemeinen gesagt habe, sich darum eben nicht von allen und jeden einzelnen Personen aus dieser Classe behaupten läßt. Es giebt viele derselben, die in manchen Stücken verschieden denken. Manche derselben halten sich zu den Separatisten, manche hingegen sind fleißige Kirchgänger.

Nun muß ich noch einer besondern Gattung der Seinen erwägen, deren Anzahl ebenfalls nicht gering ist, und das sind die eigentlich sogenannte Schwärmer. Diese unterscheiden sich im allgemeinen dadurch, daß sie außer der gewöhnlichen Offenbarung, die Gott den Menschen durch das Licht der Natur und durch sein Wort gegeben, noch ein besonderes inneres Licht statuiren, wodurch Gott insbesondere seinen Günstlingen noch mehrere und nähere Entdeckungen von seinem Willen mittheile. Eben dieses innere Licht sehen sie auch gewöhnlich als ein unterscheidendes Kennzeichen des Gnadenstandes und der Wiedergeburt an. Durch dieses innere Licht, oder eine Art von Inspiration, erhalten sie nicht allein ein jeder für sich die Versicherung ihres Gnadenstandes und der Gewißheit ihrer Seligkeit, sondern sie erlangen dadurch auch nicht selten die Gabe: die Geister andrer Menschen zu prüfen, so daß sie oft auf den ersten Anblick eines ihnen sonst ganz unbekanntem Menschen gleich zu unterscheiden wissen, ob er ein Kind Gottes sey oder nicht. Vermöge dieses inneren Lichts sind sie nun auch fürtreffliche Ausleger der h. Schrift, deren Inhalt sie an und für sich einen bloß todten Buchstaben nennen, der, wenn nicht jenes innere Licht hinzukömmt, dem Menschen wenig oder nichts zu seiner Belehrung und Besserung helfen könne. Sie halten darum auch nicht viel auf Predigten und Kirchengehen, zumal, wenn der Prediger selbst sich dieses innern Lichts nicht rühmen kann

kann, oder will. Finden sie aber gerade einen solchen Mann, der sich nun einmal in den Credit einer solchen innern Inspiration zu setzen gewußt hat, so sieht man sie auch des Sonntags Schoarenweise von verschiedenen Orten her, zur Kirche und zur Predigt dieses Mannes hin walfahrten.

Dieses innere Licht erstreckt sich indeßen nicht bloß auf Religion und Glaubenssachen, sondern es dient auch oft in irdischen Angelegenheiten den Inhabern desselben zu einer sichern Anleitung, was sie in diesem oder jenem Fall zu thun oder zu lassen haben. Man hört sie daher nicht selten die Sprache führen: daß sie in dieser oder jenen Sache den Willen des Herrn erkannt, oder seine Stimme vernommen hätten, ohne sich doch im mindesten über die Art und Weise zu erklären, noch sich auf eine andere Art darüber auszudrücken, als so, daß jedermann auf eine unmittelbare Eingebung schließen muß. Bey der Wahl des künftig zu ergreifenden Berufs oder Lebensart pflegen sie besonders auf dieses innere Licht zu merken. So ist schon mancher, der sonst seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten nach ein guter und geschickter Handwerker würde geworden seyn, ein sehr armseliger Prediger geworden, weil ihm oder seinem schwärmerischen Vater die Stimme des Herrn gesagt: er müsse studiren. So werden viele Ehen geschlossen, ohne daß die geringste gegenseitige Bekanntschaft, oder irgend eine andere Art von Freyeren und Werbung vorher

gegangen wäre, als daß ein bevrathslustiger Mann einem Mädchen, — und das oft auf den ersten Anblick gradezu eröffnet: er habe erkannt, es sey Gottes Wille, daß sie mit einander ein Paar würden. Eben so sind auch Fälle vorhanden, wo ein frommes Mädchen einem Jüngling mit einer solchen Eröffnung zuvorkommt.

Es ist gewissermaßen schade, daß diese Art Leute jede Art des Spiels und also auch das Einsetzen in Lotterien für sündlich halten. Sie würden sonst am besten geschickt seyn, den jetzt so allgemein genährten Wunsch einer gänzlichen Aufhebung und Abschaffung aller Lotterien zu realisiren. Sie dürften nemlich nur durch ihr inneres Licht, und ihre prophetische Gabe die Zahlen, die bey der nächsten Ziehung herauskommen sollen, erforschen, und dann dieselben mit lauter Quaternen sehr stark besetzen; die gänzliche Sprengung des Lotto müße alsdenn unfehlbar erfolgen.

Man begreift übrigens leicht von selbst, daß in den Köpfen der Schwärmer, die sich dieses vorgegebenen inneren Lichts rühmen, durch Hülfe desselben manche und oft sonderbare und wunderliche Hirnsgeburten erzeugt und ausgebrütet werden, die dann auch eben so verschieden sind, als die Einbildungskraft dieser Leute nach der verschiedenen Beschaffenheit ihres Körpers, und nach dem höheren oder geringern Grad der Dickigkeit oder der Hitze ihres
Bluts

Blutz eine andere Richtung nimmt. Hieraus entstehen dann auch verschiedene Gattungen von Schwärmern, deren einige in Träumen, andere in Gesichten und Erscheinungen, andere in bloß inneren Gefühlen excessiren, die dann auch wiederum eben so viele verschiedene Gegenstände haben, womit sich ihre Schwärmeren beschäftigt, indem einige große wichtige Veränderungen ihres Standes und ihrer äußeren Glücksumstände, andere große Revolutionen im Staatssystem, oder eine gänzliche Umschaffung der äußern Kirchenverfassung, oder ein bald aufzurichtendes tausendjähriges Reich Christi hier auf Erden, und noch andere die baldige Annäherung des jüngsten Tags mit prophetischem Geiste vorauszu sehen glauben.

Es dürfte sehr schwer halten, diese Leute zu belehren und auf andre Gedanken zu bringen, denn eben wegen ihres gerühmten inneren Lichts und wegen einer vorgegebenen geistlichen Salbung eignen sie sich auch gewöhnlich eine gewisse Art von Unfehlbarkeit in ihren Meinungen und Einsichten zu, und reden gemeiniglich nur durch Nachtsprüche; Um doch auch eine Probe, besonders von der religiösen Schwärmeren — denn von dieser ist hier vorzüglich die Rede — anzuführen, woraus man zugleich sehen kann, daß es leider selbst Prediger im Bergischen gibt, die dieselbe begünstigen, mag hier folgende Anekdote nicht am unrechten Orte sehn. Einer meiner Freunde traf einst einen

solchen Prediger, der unter diesen Inspirirten in einem vorzüglichen Ansehn steht, und oft die Freude genießt, des Sontags ganze Schaaren auswärtiger Kinder Gottes zu seiner Predigt sich hinzudrängen zu sehn, diesen Prediger traf er über dem Lesen von Spaldings Werth der Gefühle im Christenthume an. Es war ihm zugleich erfreulich und auffallend, grade dieses Buch in den Händen grade dieses Predigers zu sehen, und konnte sich nicht enthalten, ihn um seine Meinung über dasselbe zu befragen: der Verfasser, antwortete dieser, ist ein beredter Narre! Und warum das? fragte mein Freund, „ Er statuirt eine moralische Gnade “ — Statuiren Sie eine solche denn nicht auch? — „ Ich statuire eine allmächtige Gnade “ — Zu eben diesem Prediger kam auch einst ein junger Candidat, der, nachdem er kaum sechs Wochen lang die Universität verlassen hatte, schon einen Ruf zu einer Predigerstelle erhielt, und jenem nun seine Verlegenheit klagte, wie er bey seiner noch so wenigen Uebung im Predigen seinem Amt, bey welchem, wie in den mehresten Gemeinen des bergischen Landes, ein öfteres Predigen erfordert würde, ein Genüge werde thun können — „ Können Sie beten? Herr Bruder! “ fragte der Prediger. O ja, antwortete der Candidat — „ Nun, so können Sie auch predigen “ war die Antwort. Auf die nähere Frage, wie er dieses meine, setzte er hinzu: So oft Sie predigen sollen, beten Sie erst andächtig um Erleuchtung und Beystand des Heiligen Geistes, und
 leuchtung

so gehen Sie getrost zur Kanzel, und wenn Sie auch vorher nicht studirt haben, so seyn Sie darum nicht verlegen: Es wird Ihnen alsdenn zur Stunde gegeben werden, was Sie reden sollen. Folgen Sie diesem Rath, ich kenne ihn aus eigener Erfahrung, als bewährt. Der junge Mann folgte diesem Rath, und fand ihn, wie ich solches aus seinem Munde gehört, gleichfalls bewährt. Man soll es aber auch wie mich gute Freunde versichert haben, seinen Predigten sehr oft anmerken können, daß er sich dabei mehr auf die ihm angepriesene Eingebungen, als auf fleißiges Studiren verlässe: — Wie sehr jener dem Glauben an ein inneres Licht und an geheime Eingebungen zugethan sey, und sich selbst dessen gelegentlich zu rühmen wiße, wird gleichfalls einer der unten folgenden Originalbriefe von eben diesem Prediger mit mehreren zeigen.

Man muß übrigens nicht glauben, daß die bisher beschriebene Gattungen der unter den Namen von Separatisten, Pietisten, Kopfhänger, Schwärmer oder Inspirirten bekannten Feinen, eben so viele besondere, für sich bestehende Sekten ausmachten, deren jede ihr eigenes Lehrgebäude hätten; Nein, so wie es Separatisten giebt, die mit den übrigen genannten Feinen nichts gemein haben, als bloß ihre Absonderung vom öffentlichen Gottesdienst, und so wie es hinwiederum unter den übrigen, unter den Pietisten, unter den Kopfhängern und unter den Schwärmern viele giebt, die auch

und

recht fleißige Kirchgänger sind, so giebt's auch wieder genug andre, die alles das zugleich sind, und von denen es schwer halten dürfte, genau anzugeben, zu welcher von den beschriebenen Gattungen sie fürnehmlich zu rechnen seyn.

Was die Anzahl dieser Leute betrifft, so hat der mehr erwähnte Verfasser der Nachricht von den Verbesserungsanstalten der reformirten Schulen im Herzogthum Berg, dieselbe, ohne jedoch etwas bestimmtes darüber zu sagen, überhaupt sehr groß angegeben, und zugleich vieler Gemeinen erwähnt, in denen dergleichen sogenannte Feinen anzutreffen seyn, und darin großen Einfluß hätten. Daß er auch in dieser Behauptung nichts übertrieben, so sehr auch der Verfasser des Schreibens an die Herausgeber der Unterhaltungen (No. 10 vom Monat März) diese Behauptung hat anstößig finden wollen, läßt sich aus gar zu häufigen Proben zur Genüge darthun. Man erinnere sich der in frühern Jahren so sehr verächtigten Ronsdorfer Sekte, die aus den ansehnlichsten Gemeinen im Bergischen bald unzählige Anhänger fand, und selbst Prediger aus Elberfeld, Soblingen, Ratingen und Wülfrath zu Anführern hatte. Oder wenn dies angeführte Beispiel, als zu alt, nicht mehr gültig scheinen sollte, so erinnere man sich der noch im Jahr 1776 entdeckten schwärmerischen Sekte, welche ebenfalls aus verschiedenen Gemeinen Anhänger hatte, welche zugleich solche, aller bürgerlichen Ordnung zuwiderlaufende

Ause

Ausschweifungen sich erlaubte, daß endlich der weltliche Arm zugreifen mußte, und durch Zuchtstrafen, und durch Verwandlung der geistlichen Streiter in weltliche Soldaten und Uebergebung derselben unter den Corporalstock dem Unwesen ein Ende machte. Man erinnere sich der an so manchen Orten so gewöhnlichen, nicht nur durch häufige Synodalverordnungen, sondern selbst durch obrigkeitliche Edikte verbotenen geistlichen Zusammenkünfte und Conventionen. Man urtheile insbesondere von der Menge der Separatisten aus folgenden einzelnen Proben: Ein Prediger einer der angesehensten Gemeine, deren Glieder nicht mit Hunderten, sondern mit mehreren Tausenden gezählt werden, versicherte mich, daß er bisweilen die Communion ausgetheilt, da ohngeachtet der so großen Anzahl der Gemeindeglieder, doch nur bey 20 bis 30 Communicanten zugegen gewesen. In einer andern, freylich minder zahlreichen, jedoch noch immer nicht kleinen Gemeine war ich selbst in der Kirche, als der Prediger an einem Christfest auf der Kanzel folgende Klage führte, die mir so merkwürdig und rührend vorkam, daß ich sie gleich aufzeichnete, und welche hier fürnemlich eine Stelle verdient:

„ Ach daß ich die Freuden des heutigen Tages
 „ durch Klagen unterbrechen muß! und was für
 „ Klagen? Ach solche, die vielleicht an diesem Fest
 „ nirgend in der ganzen Christenheit, als hier in
 „ diesem

„ diesem Tempel, in dieser Gemeinde gehört werden!
 „ Wer hätte sich das vorstellen können, wer wird
 „ es glauben, wenn man es ihm erzählt, was wer-
 „ den andre Gemeinen, was werden selbst fremde-
 „ Religionsverwandte von uns denken, wenn sie
 „ es hören? — Eine christliche reformirte Gemeinde
 „ wird zur Feyer desjenigen Festes eingeladen, das
 „ uns die große Liebe Gottes, der uns seinen Sohn
 „ geschenkt, zu Gemüth führt; sie wird eingeladen,
 „ um an diesem Fest das Andenken, des durch die-
 „ sen Sohn Gottes gestifteten Heils durch den
 „ Genuß des H. Abendmahls dankbarlich zu er-
 „ neuern, und sich zu dieser feyerlichen Handlung
 „ unsrer Religion, in der Versammlung der Chri-
 „ sten vorzubereiten. Und aus dieser Gemeinde, bey
 „ welcher diese wichtige Handlung nur bey vier
 „ Gelegenheiten im ganzen Jahr zweymal vorge-
 „ nommen wird, aus dieser Gemeinde, die bey an-
 „ derthalbhundert Männer, und eben so viel Frauen
 „ zu Gliedern zählet, ohne die erwachsenen Söhne
 „ und Töchter, ohne die Knechte und Mägde — aus
 „ dieser Gemeinde, erscheinen bey dieser Vorbereitung
 „ zum Abendmahl nur fünf Personen — O sag
 „ get's nicht an zu Gath! verkündigt's nicht zu
 „ Ascalon! „

Was sehen auch die schon seit dem Jahre 1699 in
 den Acten der bergischen Synode befindliche, und seit
 dem von Zeit zu Zeit erneuerte, nun aber jährlich
 in diesen Acten wiederholte Schlüsse, Erinnerungen
 und

und Imposita „ Wie die hin und her sich hervor-
 „ thuende schwärmerische Kotten zu hemmen, und
 „ wie der überhand nehmenden Verachtung des S.
 „ Abendmals zu steuern sey. „ Was setzen diese
 Schlüße und Verordnungen voraus, was geben
 sie zu erkennen? Gewiß doch nichts geringers,
 als daß die Anzahl der Separatisten, Schwärmer
 &c. gewiß nicht klein, sondern im Gegentheil über-
 hand nehmend groß sey. Merkwürdig ist es auch,
 daß es in diesen Synodalverordnungen auch unter
 andern heißt: „ Es sollen solche Persohnen schlech-
 „ terdings zu keinen Predigerwahlen admittirt wer-
 „ den „ woraus also hervorgeht, daß die Synode
 selbst es längst eingesehen und als wahr anerkannt
 habe, was der Verfasser der Nachricht von den
 Schulverbesserungsanstalten im Bergischen von dem
 großen Einfluß dieser Leute in Wahlen gesagt hat-
 te, zu welcher Behauptung auch einer der unter
 folgenden Originalbriefe zu einem etwaigen Belag
 dienen kann.

(Der Beschluß künftig.)

6.

Wetter- und Rhein-Beobachtung.

So wie in der heutigen Welt ein General. A-
 vancement vorgegangen, und alles eine Stufe höher
 gestiegen zu seyn scheint, so hat auch der Monsieur
 November

November vor seinem Ende, und der Herr December bey seinem Anfang sich dasjenige Wetter angemacht, welches eigentlich dem Herrn von Jänner, Erbherren von Gratulation und Laus Deo &c. &c. von rechtswegen gebührt hätte.

- Die frühe Kälte, die schon am 25ten November ihren Anfang genommen hat, und noch bis auf diese Stunde anhält, ist so heftig gewesen, daß der Thermometer am 4ten dieses bey Südwind, und am 10ten dieses bey Nordostwind auf 10 Grad unter dem Fixpunkt nach Reaumur gestanden hat.

Den Alten müssen wir wohlmeinend empfehlen, sich jezo vor der ihnen so gefährliche Kälte sorgfältig zu hüten; und das schöne Geschlecht, insonderheit diejenige, bey welchen der Thermometer schon bis unter den Grad der Blutwärme zu sinken anfängt, müssen wir zärtlich bitten, jezo den Hals und die Brust warm zu halten: denn die Exposition des armes parlantes (mit den Schönen mögen wir wohl französisch sprechen) dürfte bey dieser strengen Kälte ihnen mehr, als die neumodische Krankheit, den rufischen Pips, zuwege bringen. Mit der jetzigen Kälte läßt sich nicht spotten. Der Rhein stehet schon seit etlichen Tagen hier an der Lippe, und derselbe hat sich auch schon, dem Vernehmen nach, an mehreren Orten, oberhalb und unterhalb gesetzt; da noch leider so viele beladene Schiffe im Strohm der drohenden Gefahr des Eisgangs ausgesetzt liegen.

O! gehe doch bald los mit Eis kandirter Rhein!
Bedenke, wie viel Gut's, wie manches Faß mit
Wein

Du auf dem Rücken hast, diesseits und jenseits
Cöllen.

Doch gehe sacht und sanft, und nicht mit Rach-
sucht los

Um Sünden, daß der Geiz uns deinen gut'gen
Schooß

Vertheuert und beschwert mit Stapelrecht und
Zöllen.

Noch eins; Wen nun nicht rührt der armen
Brüder Noth,

Die nur halb warm, halb satt mehr, als ihr halbes
Brod,

Anstatt in ihren Mund, jetzt in den Ofen, stecken;
Wen dies nicht rührt, der soll von allem, was der
Rhein

Uns auf- und abwärts bringt, gar nichts, kein
Tröpfchen Wein,

Nein! Kälte, Hunger, Durst und Schande soll er
schmecken.

S — — d.

7.

Litterarische Nachricht.

(Auszugs eines Briefs aus Paris.)

= Die hinterlassene Schriften Friedrichs II. Kö-
nigs

nigs von Preussen werden hier mit der größten Begierde gelesen. Anfangs zeigten sich von allen Seiten Schwierigkeiten wegen der Erlaubnis zur Einfuhr derselben, da man voraussehen konnte, daß sehr freymüthige Urtheile darin enthalten seyn würden. Aber der Graf von Montmorin nahm sich der Sache mit so vieler Theilnehmung an, daß jedes Hindernis aus dem Wege geräumt wurde. Dieser aufgeklärte Minister äußerte, noch ehe er die Schriften des verewigten Königs gesehen hatte, zu wiederholten malen: Er würde es unanständig finden, wenn irgend ein Land die Schriften eines so großen Monarchen verbieten wollte, zumal da die Herausgabe von dem Königl. Preussischen Ministerium selbst besorgt sey. Der Staatsminister, Graf von Herzberg hat also dadurch, daß er bey allen seinen großen und wichtigen Geschäften sich mit unermüdetem Fleiß auch der Herausgabe dieser Werke unterzogen, unsrer Hauptstadt und dem ganzen Königreich das Glück verschafft, sie frey und ungehindert lesen zu können, da wir es sonst nur halb verstopfen hätten thun müssen, wenn uns ja ein Exemplar davon zu Theil geworden wäre. Uebrigens bewundert man hier einen Staat, dessen erste Versohnen die Publicität so sehr begünstigen, welches sie freylich nicht thun würden, wenn sie selbst sich vor Publicität zu fürchten hätten.

Räthsel.

Zu welcher Zeit hat der Müller das meiste auf der Mühle?

Auflösung des vorigen.

Der St. Georg und der St. Nicolaus, denn diese reiten zu Pferd, die übrigen gehn zu Fuß.

8.

Versuch einer Charakteristik
der sogenannten Feinen
im Herzogthum Berg.

(Beschluß.)

Wenn indessen die Zahl dieser Leute wirklich so groß ist, so ist es allerdings eine einer näheren Untersuchung würdige Frage: welches die eigentliche Quellen seyn, aus welchen vorzüglich im Bergischen das System dieser Leute so viel Anhänger und Fortgang gefunden habe. Der gegenwärtige Aufsatz ist schon zu lang gerathen, als daß hier zu einer solchen Untersuchung noch Raum übrig seyn sollte. Es ist Zeit, denselben einmal zu schließen; ich behalte es mir aber vor, einmal in den nächsten Blättern noch ein besonders Blatt dieser Untersuchung zu widmen. Jetzt also noch zum Schluß die vorhin verschiedentlich erwähnte Originalbriefe:

Der erste dieser Briefe ist von einem im Bergischen sehr bekannten Separisten, an den Prediger des Orts geschrieben. In diesem Brief ist die Rede von einem Hynnschaftsschulmeister namens D**, im Kirchspiel W*, der sich schon seit vielen Jahren von Kirche und Abendmahl abgesondert, und sich den Geruch einer besondern Heiligkeit erworben; allein obngeachtet dieses Geruchs der Heiligkeit eine

in dem Schulhaus wohnende Wittwe, die zugleich Mutter von ein Paar Kindern war, geschwängert hatte. Ueber diesen Vorfall schrieb nun der erwähnte Separatist nachstehenden Brief:

„ An Herrn A. H. N**
Prediger in B**

„ Herr Prediger N** und Mstr B**

„ NB. Wein und Weiber bethören den Weisen;
Sirach.

„ Der (Br. *)
Mstr so gefallen ist,
Durch böse Lust und Weiberlist
Steht widerum schon aufgerichtet, **)
Er ist jetzt mehr als sonst vernichtet
Aus unsrem Sündengift macht Gott oft Arznei
Da wir so grund verderbt, und Er so gut und treu.

„ Man hat es leider! oft erfahren, auch bey diesem kläglichen Sündenfall, daß die Nahmchristen noch weit unbescheidener, frecher und blinder sind, als ehemahls die eigengerechte Juden; denn da sie der Zeit die auf der That ergriffene Ehebrecherin vor den Heiland brachten, ihn

*) Die hier abgebrochene übereinandergesetzte Wörter sollen ohne Zweifel so viel heißen, als Bruder und Meister. Die erste Benennung ist die gewöhnliche, die sich der Feinden untereinander geben, und die andere ist die gewöhnliche Titel eines Schulmeisters im Bergischen. Der Dichter hat beyde Namen übereinander gesetzt, um dem Leser die Wahl zu lassen.

**) Der Schulmeister hat nachher die Geschwängerte gebeyrathet.

Wii zu versuchen, und er zu ihnen sagte: Wer ohne Sünde sey, der solle den ersten Stein auf sie werfen ob nun schon viele allem Vermuthen nach unter ihnen werden gewesen seyn, welche keinen Ehebruch begangen, so überzeugte sie doch ihr Herz und Gewissen der verborgenen bösen Lust, und so giengen sie vor und nach zum Tempel hinaus. Jehund aber machen es die geistlose Christen viel unbeschaidener und werfen Steine, die ihnen über kurz oder lang selbst auf ihren Kopf fallen werden.

„ Doch wenn Gottes Absicht und zwar nur hiedurch an dem büßenden Mstr D** erfüllet wird, wie ich kindlich vertraue, so ist an dem Urtheil der Menschen wenig gelegen. Es ist ein Geheimnis darunter verborgen, daß der I. Gott diesen Vorgang zugelassen hat, welches Ihnen bey Gelegenheit deutlich machen werde. Ich habe ihn jetzt noch lieber als zuvor, und fühle so ein brüderliches Mitleiden, nehme auch Antheil an seiner Schmach, denn wir sind alle Sünder vor Gott, und wer in dergleichen Laster nicht gefallen ist, hat es gewißlich seiner Tugend nicht, sondern bloß allein der gütigen Bewahrung Gottes zu danken.

Ich verbleibe nebst herzlichem Gruss ic

Mb. den 9ten Jun. 1788.

W. W*.

N. S. Ich glaube zuversichtlich, daß Mstr. D** Gott und seinen Kindern noch zur Freude gereichen wird. "

Dieser Brief scheint wirklich viel christliche Liebe und Nachsicht in Beurtheilung der Sünden und

Fehler unsrer Brüder zu athmen, aber schade daß damit die Bitterkeit, womit der Verfasser in eben dem Brief von den Fehlern der ihm so genannten Nam- und geistlose Christen redet so sehr contrastirt. Uebrigens erinnere ich nur statt aller andern Bemerkungen daran, wie sehr dieser Brief zur Bestätigung dessen dient, was ich im vorigen Blatt Seite 357 von der Art und Weise gesagt habe, wie die Feinen, die doch die Tugenden der ihnen so genannten Unwiedergeborenen oder Namchristen für glänzende Laster erklären, von den wirklichen Sünden und Vergehungen der Wiedergeborenen zu urtheilen pflegen, die sie für nicht sehr verwerflich, und am Gnadenstand nicht hinderlich, ja selbst wohl gar für Mittel grösserer geistlicher Vollkommenheit halten.

Die beyden folgenden Briefe, wovon der erste, jedoch nur im Auszug, deswegen hier abgedruckt wird, weil der zweyte ohne jenen nicht so gut verstanden werden kann, sind von demselben Prediger dessen ich vorhin bey Gelegenheit seines Urtheils über Spalding und seines einem jungen Candidaten bey dem Antritt seines Amtes gegebenen Rathes erwähnt habe. Er schrieb dieselbe als er den Beruf zu seiner jetzigen Predigerstelle erhielt. Man sieht daraus, daß sich derselbe nicht entblödet sich auf eine ziemlich deutliche Art und gradezu gehmer göttlicher Eingebungen zu rühmen, und wenn man damit dasjenige vergleicht, was ich vorhin von den

schaa

Schaarenweisen Wallfahrten zu den Predigten. dieses Mannes noch in seiner vorigen Gemeinde gesagt habe, so wird man auch hierin eine neue Bestätigung desjenigen finden, was schon der Verfasser der Nachricht über die Verbesserungsanstalten der Schulen im Bergischen angemerkt hatte, „daß nemlich der Name eines Frommen (und grade das innerliche Licht und geheime Eingebungen werden für das sicherste Kennzeichen eines Frommen gehalten) „von manchen mit gutem Erfolg als ein Mittel „gebraucht wird, in Ruf und Ansehn und wohl „selbst zu einer desto baldigern Amtsbeförderung „zu gelangen.“

Der erste Brief an das Consistorium der Gemeinde von welcher der Ruf zur Predigerstelle kam, ist folgender:

„Völlig unerwartet war mir die Nachricht nicht, die mir Seine Hohehrwürden der Herr Inspector ** im Namen eines verehrtesten Wahlcollegii der Christlichen reformirten Gemeinde zu *** von der auf meine Wenigkeit ordentlichen und friedlich ausgefallenen Wahl zum Prediger daselbst gegeben hat. Ihrer Beträchtlichkeit wegen war sie mir aber rührend — die anbetenswürdige göttliche Fürsorge, die zu dieser Schickung ihre weise Ursachen ward gehabt haben, verdienet meine tiefste Ehrerbietigkeit. Der Fortgang und Ausgang davon stehet in ihrer Hand.“

„Da ich nun kein größeres Glück kenne, keine höhere Ehre, und keinen sichern Weg zu der so kostbaren Ge-

müthsruhe, als daß ich in meinen wenigen Tagen dem Rath des Herrn zu dienen suche, so will ich mich ihm gerne darstellen, sonderlich nachdem mir durch Zufertigung des ordentlichen Berufsscheins zu seiner Zeit noch nähere Veranlassung dazu wird gegeben seyn, um in diesem Fall von ihm registret zu werden, nach seinem besten Wohlgefallen. 14
H. f. W.

Der andre ohngefähr einen Monat später datirte Brief an dasselbe Consistorium lautet also:

„ In meiner kurzen Antwort auf die freundschaftliche Anzeige von der am 14 vorigen Monats auf mich ausgefallenen Wahl zum Prediger daselbst sagte ich unter andern: Völlig unerwartet wäre mir diese Nachricht nicht gewesen — der Fortgang und Ausgang dieses wichtigen Vorfalls stünde in der Hand des Herrn — ich wollte mich gern darstellen um von ihm dabey geleitet und registret zu werden nach seinem besten Wohlgefallen. 14

„ Deutlicher dürfte ich mich damals nicht erklären, so viel konnte ich aber zuversichtlich sagen, weil ich schon einige Zeit vorher von Seiten meines Herrn eine genügsame Anweisung empfangen hatte, so wohl von dem Ausschlag der Wahl, als von demjenigen, was bey derselben sein väterlicher Wille über mich sey. 14

„ Ungewöhnlich wollte ich aber deswegen nicht handeln, theils um mir niemals den Vorwurf der Uebereilung machen zu müssen, theils um das Gebät der mir rufenden Gemeine nicht zu verhindern. Damit nachgehends durch vieler Dankagung Gott um so viel reichlicher möchte

möchte gepriesen werden, theils um meine geliebte bisherige Gemeinde durch eine zu schleunige Erklärung nicht allzu sehr zu betrüben. "

" Jetzt nach einer angemessenen näheren Erwägungszeit — da meine anfängliche Einsicht wohl durch genugsame Nüttlungen und Prüfungen gegangen ist — wage ich es im Namen des dreyeinigen Gottes, im Vertrauen auf seinen Segen, Schutz und Beystand den großen Schritt zu thun, der mir so oft wichtig und schwer ist vorgekommen, und Ihnen zu sagen, für die ganze werthe Gemeinde, daß ich nach Maasgabe des mir zugefertigten Berufsscheins und der Obliegenheit eines durch Gottes Gnade gerne getreuen Hirten von nun an der Ihrige bin. "

" O Herr! hilf, o Herr laß wohlgelingen! zur Ehre deines Namens, zur Ausbreitung deines Reichs, zur Rettung und Stärkung vieler Seelen und zur Förderung und Beruhigung deines geringen Knechts. Sey du mit ihm, wie du bisher mit ihm gewesen bist, und laß seines letzten Werks mehr als der ersten seyn!

" Ich umfasse Sie, meine theureste Brüder! mit der allerzärtlichsten Liebe, erbitte Ihnen, dem geehrtesten Wahl-Collegio und der ganzen Gemeinde den überschwenglichsten Segen und bin mit wahrer Hochachtung

Eu, Eu, u. s. w.

ganz ergebenster Diener und Fürbitte

* * *

In Ansehung dieses Briefes wil ich nur dieses einzige erinnern: Wer nur einigermaßen weiß, wie es vor und bey Predigerwahlen im Bergischen

Herzugehen pflegt, was für Mühe man sich von
 allen Seiten giebt, was für Mittel angewandt wer-
 den, und was für Bewegungen geschehen, um eine
 hinlängliche Anzahl von Stimmen auf einen Mann
 zusammen zu bringen, u dgl. mehr, der begreift
 leicht, daß es sehr natürlich zugeht wenn in dem
 meisten Fällen nicht allein der gewählt werdende
 Prediger selbst, sondern auch das ganze Publicum
 in der Gegend den vermuthlichen Ausgang der
 Wahl mit einer Wahrscheinlichkeit, die nahe an Ge-
 wissheit gränzt, vorauszusehen im Stande ist; die
 Art und Weise, wie man so was voraussehen kan,
 ist sehr menschlich und hat nichts von dem gewöhn-
 lichen Lauf der Dinge abweichendes. Im Gegent-
 heil wäre es sehr zu verwundern, wenn in Anse-
 hung dessen, was schon viele Wochen lang der Ge-
 genstand der allgemeinen Gespräche gewesen ist,
 was das Gerücht schon von einem Ort zum andern
 mit der größten Zuverlässigkeit herumgetragen, und
 was die Gemeine, von der der Prediger abgerufen
 werden soll, schon eben so gut weiß, als die, die
 ihn zu wählen im Begriff steht, wenn das, sage ich,
 dem Mann, den es zunächst angeht, und dem von
 Seiten seiner Freunde und Anhänger in der neuen
 Gemeine schon vorher nicht nur entfernte Winke,
 sondern die deutlichste Versicherungen sind gegeben
 worden, allein unbekannt bleiben, oder auch zu
 allerletz, zu seiner Wissenschaft kommen sollte. Was
 soll man also von dem Mann urtheilen, der das,
 was ihm auf dem ganz gewöhnlichen Wege zu Oh-
 ren

ren gekommen ist, und was nebst ihm fast jedes Kind auf der Erde eben so gut weiß, doch einer besondern göttlichen Eingebung und Offenbarung, oder mit seinen eigenen Worten zu reden, einer genügsamen Anweisung von Seiten seines Herrn zuschreibt? Steht er wirklich selbst in der Einbildung, den auf jene sehr natürliche Art vorausgesehenen Ausgang der Wahl einem inneren prophetischen Licht oder einer geheimen Eingebung von höherer Hand zuzuschreiben, nun so bedaure ich seine Schwärmeren. Hat er aber dabey die Absicht bloß andere auf den Gedanken zu leiten, als werde er besonderer Eingebungen gewürdigt, was ist es dann anders als ein grober geistlicher Stolz, und ein verwerfliches Spiel, das man auf die Art mit der Religion und heiligen Dingen treibt. Wie dies aber mit der sonst so sehr gerühmten Frömmigkeit und dem sich in so hohem Grad angemakten Geruch der Heiligkeit solcher Herren verträgt — das mag ihr eigenes Gewissen entscheiden.

— e —

9.

Orthographische Handgriffe.

Unter der Menge von Personen, die entweder von
 Amtswegen oder wegen sonstiger Veranlassungen,

B b 5

oder

oder auch allenfalls bloß zur Unterhaltung eines freundschaftlichen Briefwechsels oft genöthigt sind, mit der Feder umzugehen, giebt es noch unzählige, die wenn sie sich auch schon durch vieles Lesen und lange Uebung einige Fertigkeit erworben haben, ihre Gedanken leicht und auch ziemlich gut zu Papier zu bringen, doch noch häufige Fehler gegen die Orthographie begehen, die dieses auch wohl einsehen, und darum selbst in diesem Stück eine nähere aber zugleich leichte und kurze Zurechtweisung wünschen. Es fehlt freylich nicht an Büchern, worin die schönsten und deutlichsten Regeln zur deutschen Rechtschreibung ertheilt werden; aber diejenigen, die am meisten in dem Fall sind, einer näheren Unterweisung hierin zu bedürfen, z. B. Geschäftsmänner, die eben nicht studirt haben, Kaufleute, Frauenzimmer so wie überhaupt alle, die ihre Muttersprache nicht schulmäßig oder nach Gründen gelernt haben, das sind auch grade diejenigen, denen mit eigentlichen Regeln am wenigsten gedient ist. Ihnen ist es selten darum zu thun, und es kann ihnen auch einerley seyn, ob sie den eigentlichen Grund wissen, warum sie sich so oder anders ausdrücken, und warum sie dies oder jenes Wort so oder anders schreiben müssen; Sie sind zufrieden, und es kann ihnen auch genug seyn, wenn sie nur mit einiger Zuverlässigkeit wissen, wie sie beydes thun sollen — Regeln in diesem Stück, und zumal deutliche und gründliche Regeln (andere können auch nichts helfen) setzen auch schon immer einige

gram.

grammatikalische Kenntnisse voraus, die sich aber auch nicht einmal, ohne sich durch einen Wust von barbarischen Kunstwörtern durchzuschlagen, erlernen lassen. Und auch das ist derjenigen Schüler und besonders derjenigen Schülerinnen, die ich mir nun einmal in Gedanken vorgesetzt habe, ihre Sache nicht. Ehe sich diese entschließen sollen, ihr Gedächtnis mit so laudermwelschen Namen, als: Nomen, Verbum, Participium, Substantiv, Adjectiv, Nominativ, Genetiv u. s. w. anzufüllen, lassen sie sich lieber gefallen, ferner so zu reden und zu schreiben, wie sie gewohnt waren. Und im Grunde, wer kann es ihnen verdenken?

Ich glaube also recht vielen meiner Leser und Leserinnen einen nicht unangenehmen und auch nicht ganz unnützen Dienst zu leisten, wenn ich einmal einen kleinen Versuch mache, ihnen hiemit — nicht Regeln sondern einige Handgriffe zu einer eben so leichten, als geschwind zu fassenden und auch jedesmal gleich zur Stelle anwendbaren Kenntnis dessen mitzutheilen, was in diesem oder jenem zweifelhaften Fall die Rechtschreibung unsrer Muttersprache fordert. Für diejenigen, die in diesem Stück einen gründlichen und ausführlichen Unterricht begehren ist auch schon durch die bekannten fürtrefflichen Schriften eines Adeling, Moritz und anderer berühmten Sprachlehrer hinlänglich gesorgt, aber so viel weniger für diejenigen, die zwar auch gern gut und richtig schreiben wollen, und doch weder Zeit
noch

noch Lust haben, noch sonst einen Beruf bey sich fühlen, erst ihre Muttersprache grammatikalisch zu erlernen. Und nur für diese sind gegenwärtige Handgriffe bestimmt.

Einer der gewöhnlichsten Fehler, der am häufigsten gegen die Rechtschreibung, oder vielmehr gegen die Sprache selbst begangen wird, ist die Verwechslung des Dativ und Accusativ — doch ich habe ja versprochen meine Schüler mit allen grammatikalischen Kunstwörtern zu verschonen — also die Verwechslung des Mir und Mich, Dir und Dich, Ihnen und Sie. Meine Schüler wissen zwar so viel, daß es nicht einerley sey, ob man das eine oder das andere von diesen Wörtern gebrauche, aber die eigentliche Wahl, welches in jedem Fall das rechte sey, verursacht ihnen gemeinlich die größte Verlegenheit. Hierzu kommt noch dieses, daß besonders meine Schülerinnen sich hierin nach einem Grundsatz richten, der zwar ziemlich allgemein unter ihnen angenommen, aber doch durchaus falsch ist, und sie daher sehr oft zur Wahl des unrichtigen Wortes verleitet. Nämlich sie bilden sich ein: Ihnen laute höflicher, als Sie. Wenn dieser Grundsatz gelten sollte, so müste es auch in jedem Fall erlaubt seyn, Ihnen statt Sie zu sagen; erlauben Sie mir aber, meine schöne Schülerinnen! Urtheilen Sie selbst, und Sie werden begreifen — doch hier haben wir ja wirklich den Fall, wo es unmöglich angienge, daß ich hier höflichkeithalber den Ausdruck: Ihnen
hatte

hatte gebrauchen und sagen können: Erlauben Ihnen mir aber, urtheilen Ihnen selbst u. s. w.

Um nun in jedem Fall die Wahl des rechten Wortes zu treffen, dazu dient folgender ganz leichte Handgrif: Man denke sich in Gedanken, oder noch besser, man schreibe sich auf ein Täflein, das man bey schriftlich zu verfertigenden Aufsätzen zum Gebrauch immer vor sich legen kann, einige Wörter, die mit den zweifelhaften: mir, mich, Dir, Dich, Ihnen, Sie, ohngefehr einerley bedeuten, zum Beyspiel.

Mir — meiner Wenigkeit

Mich — meine Wenigkeit

Dir — deiner Person

Dich — deine Person

Ihnen — meiner Freundin

Sie — meine Freundin.

So oft nun der Fall vorkömmt, daß ich in Anwendung der Wahl eines von diesen Wörtern zweifelhaft bin, so darf ich nur in Gedanken eins von den nebenstehenden gebrauchen, und dieses wird mich schon gleich durch den Wohlklang oder ein inneres Gefühl unterrichten, welches von den vorstehenden Wörtern das rechte sey. Z. B. Ich rechne mich es für eine besondere Ehre, Ihnen heute bey uns zu sehen. Um zu wissen, ob dies recht gesagt sey, setze man statt dessen die nebenstehenden Worte: Ich rechne es meine Wenigkeit zu einer besondern Ehre, meiner Freundin heute bey uns zu sehn. Und man wird gleich hören, daß beydes unrecht sey, und daß es
hier

hier meiner Wenigkeit, und meine Freundin, folglich auch mir und Sie heißen muß.

Noch ein anderer Handgrif, der noch auf mehrere Fälle anwendbar ist, ist folgender, man mache sich folgendes Täfelchen:

Dem Kinde	das Kind.
Mir	Mich
Dir	Dich
Ihm	Ihn
Ihnen	Sie

In jedem zweifelhaften Fall darf ich nur immer in Gedanken den Ausdruck: Kind dem zweifelhaften Wort an die Stelle setzen, und die Verbindung der Rede, so wie schon der bloße Ton wird mich lehren, ob ich dem Kinde, oder das Kind sagen muß. Ueberall nun, wo der Ausdruck: dem Kinde erfordert wird, findet auch eins von den darunter stehenden Worten: mir, dir, u. s. w. eine Stelle. Wo hingegen das Kind der rechte Ausdruck ist, muß auch eins von den hierunter gesetzten Wörtern: mich, dich u. s. w. gebraucht werden. Z. B. weil ich nicht sagen kann: das Kind thut der Kopf weh, so ist es auch unrichtig zu sagen: mich thut der Kopf weh, dich thut der Kopf weh u. s. w.

Ein anderer Fehler, der gleichfalls nicht selten vorkommt, ist die Verwechslung des vor und für.

für. Diesen Fehler zu vermeiden merke man sich nur folgenden ganz leichten und eben so sichern Handgrif, der nie einen Zweifel übrig laßen wird, welches von beyden Wörtern in jedem einzelnen Fall das rechte sey. So oft eine Redensart das Gegentheil von den Ausdrücken: nach, hinter oder zurück ausdrücken soll, muß ich niemals für sondern vor sagen. Z. B. vor acht Tagen, im Gegensatz von: nach acht Tagen. Vor der Thür, im Gegensatz von: hinter der Thür. Vorwärts treten, im Gegensatz von zurücktreten. Ferner so oft irgend eine persöhnliche Gegenwart angedeutet wird, z. B. vor Gericht erscheinen. Dies gilt auch in dem Fall, wo eine persöhnliche Gegenwart auch nur in Gedanken supponirt wird, z. B. Ehrfurcht vor jemand haben. Einen vor jemand warnen. In allen andern Fällen wird das Wort für gebraucht, welches Wort sich auch dadurch kennbar macht, daß es eine Art von Stellvertretung anzeigen und so viel heißen soll, als anstatt oder jemand zu gut. Z. B. für jemand eine Mühe über sich nehmen, für jemand sprechen u. dgl. Aus dieser Ursache sagt man auch: für mein Theil, nicht vor mein Theil, weil es so viel heißt, als das Theil, das mir beschieden ist, das mir zu gut kommt. Eben dieses läßt sich nun auch auf die zusammengesetzte Wörter anwenden. Z. B. Fürbitte, Fürsprache. Vorziehen in Entgegenstellung von nachsetzen u. s. w.

(Der Beschluß künftig.)

IO.

Anekdote.

Der Abt Gagliani erhielt vom Pabst Benedikt XIV. den Auftrag, ein Verzeichniß von den Eaven und Bestandtheilen des Besuds zu machen, und entledigte sich des Auftrags zur vollen Zufriedenheit Sr. Heiligkeit. Als er dem Pabst nun eine Kiste mit diesen Seltenheiten überschickte, legte er ein Billet bey, worin nichts weiter als der Spruch aus dem Evangelio stand: Sprich, daß diese Steine Brod werden! der Pabst verstand, was er damit wollte, ließ ihm eine ansehnliche Pension anweisen und schrieb ihm eigenhändig folgendes: „ Sie
 „ zweifeln nicht an die Unfehlbarkeit des Pabstes,
 „ und ich gebe Ihnen einen guten Beweis davon:
 „ Es ist meine Sache, den Text der H. Schrift
 „ auszulegen, und ihren wahren Sinn zu fassen,
 „ und das habe ich nie mit grösserem Vergnügen
 „ gethan, als heute.“

Räthsel

Es ist kein Räthsel und giebt doch eben so viel zu rathen?

Auflösung des vorigen,

Wenn er zum Fenster hinaus siehet.

II.

Rede des Freyherrn von Spiegel
Curators der Universität zu Bonn.

Nachstehende, in vorigem Jahr bey dem Jahrgedächtnis der Errichtung der Universität zu Bonn gehaltene Rede, verdient nicht allein als ein merkwürdiges litterarisches Product aus unsern Niederrheinischen Gegenden, sondern auch wegen ihres ganzen wichtigen, fürtr.lichen und mit der edelsten Freymüthigkeit vorgetraenen Inhalts einen vorzüglichen Platz in diesen unsern Blättern. Ein jeder von unsern Lesern, der in denselben etwas mehr als Unterhaltung — worunter freylich manche sich nichts als Zeitvertreib denken — zu suchen gewohnt sind, wird auch diese Rede mit dem größten Vergnügen lesen, und daraus mit theilnehmender Zufriedenheit erkennen, was für gute, zweckmäßige, von echter Aufklärung zeugende Grundsätze bey der erwähnten neuen Universität zum Grunde gelegt sind.

D. S.

Akademische Mitbürger!

Bei der Amtseinfetzung des neuerwählten Rectors feyern wir zugleich das Jahrgedächtnis der Einrichtung der hiesigen hohen Schule; ich kann daher keine schicklichere Gelegenheit ergreifen, als die, welche mir der heutige Tag darbietet, um von den Vortheilen zu reden, deren Sie, junge akademische Mitbürger! durch diese Anstalt theilhaftig werden können.

Nur erst alsdann weiß der Mensch das Gute recht zu schätzen, wenn er die Folgen des Bösen in einem merklichen Grad empfunden hat. Diese auf Erfahrung gegründete Wahrheit zwingt mich, Sie auf die Zeiten ihrer Väter, die unter den Händen einer bekannten Ordensgesellschaft gebildet wurden, zurückzuführen, um Sie von dem glücklichen Zustande, worin Sie Sich durch die weisen Anordnungen unsers Landesfürsten versetzt finden, zu überzeugen, und um Ihnen die Nothwendigkeit darzuthun, diese Gelegenheit, gute Menschen und brauchbare Bürger zu werden, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen.

Was für ein Studienplan in unserm deutschen Vaterlande, vor Entstehung der Jesuiten, herrschte; ist schwer zu bestimmen: und nebst dem ist diese Epoche so sehr außer unserm Empfindungskreise, daß ihr das Interessante, was sie für uns haben könnte, durch jene Zeiten, wo die katholische Partei die Nothwendigkeit eines bessern Unterrichts einsah, genommen wird: und von dieser Zeit werde ich reden. Eine Gesellschaft Männer, die die schwere Erziehungslast freiwillig und unentgeltlich zu übernehmen sich erbot, sahen unsere Väter mit Recht, als wohlthätige Gottheiten an; und den Wilden ähnlich die unter den Geschenken der Europäer nichts böses vermuthen, überließen sie sich mit ihren Kindern diesen so menschenfreundlich und uneigennützig scheinenden Männern ohne Zurückhaltung. Auch

Auch benutzten diese das blinde Vertrauen recht! Sieben Jahre führten sie den Jüngling durch eben so viele Klassen; und am Ende des Schulkurses konnte derselbe kaum mehr als Ciceros Briefe aus dem Latein in ein schlechtes Deutsch übersetzen. An jene Wissenschaften, die den Verstand aufklären, und ihm die Richtung geben, wodurch er zu höhern Kenntnissen vorbereitet wird, ward nicht gedacht. So trat der Jüngling aus dem Gymnasium zu der hohen Schule über; ans Denken nicht gewöhnt, häufte er nur sein Gedächtnis mit den Wissenschaften an, wovon er einst im bürgerlichen Leben die Anwendung machen sollte. Die in jenen Zeiten erlassnen Gesetze und getroffnen Einrichtungen im Justizwesen und in andern wesentlichen Zweigen der Staatsverwaltung bürgen für die traurige Wahrheit meiner Schilderung. Ueberall lagen verworrene Begriffe zum Grund: um, und auf den Thronen der Regenten fühlte man die Fesseln, die das Ansehn der Lehrer geschmiedet hatte. Und hätte diese Erziehung nur Einfluß auf unsre irdische Glückseligkeit gehabt: so wären die gewesenen Generationen allenfalls nur zu bedauern, weder Reichthümer noch den daraus herzuleitenden feinern Genuße des Lebens gekannt zu haben. Allein unsere heilige Religion, diese Stütze der Staaten, ward durch den verkehrten Unterricht in ihren Wirkungen gehindert: die Neigungen des Menschen wurden nicht zur Ausführung der erhabenen Pflichten, die unser göttlicher Lehrer vorgeschrieben hat, gelenkt.

Gutes und Böses thun, ward mithin nur Werk des Zufalls, das Temperament drückte die Waagschaale auf die eine oder andre Seite. Die durch das Ansehen gewisser Männer und ihrer Meinungen gefesselte Vernunft machte den Menschen zum erwachsenen Kind; unwissend wie dieses, war er das Opfer fremder und eigener Leidenschaften. Bei diesen auf den Verfall der Wissenschaften zusammenwirkenden Umständen baueten die Gottesgelehrten Systeme, deren Gewebe von Spitzfindigkeit auf wenige Augenblicke den Verstand unnützer Weise beschäftigten, und dem Gedächtnis allenfalls eingeprägt wurden; allein an die Art, wie der Mensch zur wahren Erkenntniß Gottes, und der hieraus entstehenden Nothwendigkeit der Erfüllung seiner Pflichten kommen kann, ward nicht gedacht. So zerfiel endlich Moral, und mit ihr die wahre Liebe des Nächsten, der Grundpfeiler menschlicher Glückseligkeit. Kürze halber muß ich mich hier auf die drei letzten Jahrhunderte und — kaum wag ich es zu sagen — noch auf die Nachrichten jener Gegenden Deutschlands berufen, wo der Geist dieser Zeiten die Mächtigen der Erde noch jetzt belebt. Hier entfernte sich die Menschheit, statt der Vervollkommnung näher zu kommen, immer mehr von ihrem Ziele. Sie vernehmen jetzt zwar die Sprache meiner Empfindung; denken Sie aber immer, junge Freunde! die Geschichte ist ihr Organ! Stellen Sie nur Vergleichen jener Zeiten mit den Ihrigen an, und — Sie werden Selbst daraus schließen, daß die göttliche

liche

göttliche Vorsehung alles hienieden zu unserem Besten leitet. Der Mensch mußte durch alle Stufen des Elends, das er sich selbst zugezogen hat, wandern, um diese und künftige Generationen vor dem Rückfall zu bewahren. So werden wir durch die Verwirrungen, unserer Väter klüger; so sind diese finstern Zeiten selbst ein Antrieb des Fortschreitens in der Kultur des menschlichen Verstandes geworden.

An Sie, liebe junge akademische Freunde! muß ich mich in meiner Rede wenden; denn an jene Männer — von denen ich selbst lernen muß, was der Mensch war und einst werden kann — diese Sprache zu führen, verriethe Unwissenheit des Orts und Eigendünkel. Sie muß ich bitten, zu betrachten: was absichtlich unrichtig geführter Unterricht für Greuel unter den Menschen anstellen kann; und um Sie im entgegengesetzten Fall von dem seligen Zustande, dessen Sie fähig werden können, zu überzeugen, so überschauen Sie mit mir das Feld der Wissenschaften, wo Sie an der Hand der Erfahrung geführt werden sollen, um glücklicher als Ihre Vorfahren, zu brauchbaren Bürgern erzogen zu werden.

Von den Elementen alles Wissens, von der Buchstabenkenntnis, werden Sie zur gründlichen Erlernung Ihrer Muttersprache, nachher der geliebtesten, lateinischen und griechischen, geführt. Von dort aus öfnet sich nach und nach, der Entwicklung

Ihres Verstandes zufolge, das Feld aller Wissenschaften. Man lehrt Sie die Arithmetik, Algebra, Geometrie, Erdbeschreibung, Universal- und vaterländische Geschichte, Dicht- und Redekunst. Endlich werden Sie in das wahre Heiligthum ächter Philosophie nach allen ihren Theilen eingeweiht; und so bereitet diese Sie zu den künftigen Berufswissenschaften vor, worin Sie Sich jetzt auch hier vervollkommen können.

Ein Vorurtheil aber, das Ihnen an der Ausführung der vollkommenen Bildung schaden könnte, besteht in einer Art Abneigung, die ich in Ihnen gegen die Mathematik wahrnehme. Ich liebe Sie zu sehr, ich sehe Ihre Glückseligkeit zu sehr mit der meinigen verbunden, als daß ich hievon bei dieser öffentlichen Gelegenheit schweigen könnte. Ein Wort muß ich Ihnen über den Werth dieser Wissenschaft sagen, bevor ich meine Rede schliesse. Die Trockenheit der ersten Anfangsgründe in der Mathematik giebt Ihnen vielleicht eine Art von Widerwillen; und durch dieses Gefühl getäuscht, machen Sie den übereilten Schluß auf ihre Unnützlichkeit. Die Absicht ist nicht, aus Ihnen bloße Mathematiker zu bilden; allein man will Sie gewöhnen, von den ersten Jahren her, alle Dinge genau, von allen Seiten zu betrachten, und zu vergleichen, bevor Sie schließen, was es ist: und hierzu ist die Lehre der Großen das einzige wirksame Mittel. Diese trägt nicht: sie giebt also dem, der sie kultivirt, Richtig-

keit

keit im Denken; und ohne diese finden Sie Sich in tausend Vorfällen des bürgerlichen Lebens, wo nichts als der Verstand entscheidet, verloren. Sie sehen also die Unentbehrlichkeit dieser Wissenschaft, die Sie einst vor Uebereilungen und Verirrungen sicher stellt. Ueberwinden Sie in Ansehung der vielen Vorthelle, die daraus entstehen, die erstern Unannehmlichkeiten; die Folge wird Sie genug dafür belohnen. Auch in der Physik, dieser in allen Theilen des menschlichen Lebens so unentbehrlichen Wissenschaft, können Sie ohne vorher erlernte Mathematik keinen Fortgang machen.

Die Erinnerung an jenes Vorurtheil bringt mich auf den Unwillen, den sich die Erziehungsdirektion von Ihnen und Ihren Eltern dadurch zugezogen zu haben scheint, daß die Schüler nach befundener gänzlicher Unfähigkeit aus der Klasse der Studirenden fortgeschafft werden. Das Harte, welches vielleicht beim ersten Anblick hier aufstößt, fällt bei kalter und genauer Ueberlegung weg. Schätzen werden Sie es vielmehr, daß jede Einrichtung nach ihrem wahren Endzweck ohne alle Nebenabsicht behandelt wird. Sie treten ins Gymnasium, um Sich zum Dienst des Staats oder zu Ihrer eigenen Beschäftigung durch die Erlernung der Wissenschaften fähig zu machen. Der Dienst des Staats aber erfordert in allen seinen Fächern brauchbare Bürger. Dies setzt zu den besondern Aemtern auch besondere Fertigkeiten des Körpers oder des Geistes voraus.

Die Erkernung jeder Art von Fertigkeit erfordert eine gewisse Anlage des Körpers, und eine bestimmte Zeit zu ihrer Erreichung. Heranwachsende Jahre benehmen dem Körper oft die Empfänglichkeit dazu. Unglücklich wird daher das Subjekt gemacht, das, ungeachtet seines Unfleißes, zum gelehrten Stand durch die Schulen geführt wird. Denn es wird in die Unmöglichkeit, auch in einiger Art dem Staate nützlich zu seyn, gesetzt; denn auch zu seinen eigenen Geschäften taugt der nichts, der dem angeborenen Trägheitstrieb nachgab: Gewohnheit fesselt ihn, und er wird sich und andern zur Last. Ist es also nicht Pflicht des Staats, solche Subjekte aus der gedachten Klasse so früh zu entfernen, damit sie sich durch die Entwicklung ihrer Anlage auf die eine oder die andere Art zum Dienst des Staats geschickt machen? Hingegen wie ruhig, wie zufrieden kann der Jüngling seiner Versorgung entgegen sehen, der einst als ein fleißig und fähig befundener Mann sich dem Fürsten darstellen darf! Das Zeugniß seines geprüften Fleißes und seiner Geschicklichkeit bahnt ihm jetzt dort den Weg hin, wozu er sonst nur durch demüthig hergeholte Empfehlungen gelangen konnte. Wem kann hier aber auch der Gedanke entgehen, daß die Eltern nicht sehr weise handeln, die aus übel verstandener Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, oder aus andern Gründen sie der öffentlichen Erziehung entziehen. Ich glaube mit Recht diesen Eltern die Hintansetzung der bürgerlichen Pflichten vorwerfen zu können.

Man

Man sehe nur auf die ehemaligen Staaten Griechenlands; entstand der unerschütterliche Patriotismus unter ihnen anders woher, als aus der allgemeinen öffentlichen Erziehung? Die Bürger der Republik sahen sich durch den vertrauten Umgang, den sie von der ersten Kindheit her mit einander genossen hatten, als Brüder, an. Durch übereinstimmende Denkungsart auf eine Absicht geführt, wurden die Banden der Gesellschaft immer enger, und wirkten Wunder. Diese Banden der Gesellschaft, die sonst durch so unendlich viele Rangordnungen unserer großen und kleinen Europäischen Staaten geschwächt werden, könnten durch einen wohlgeführten, öffentlichen Unterricht besser als durch die ungeheuren Heere von Söldnern erhalten und befestigt werden. Frühe lernen die Knaben, um Freunde zu bleiben, ihre gegenseitige Fehler übersehen. In dieser durch die Nothwendigkeit hervorgebrachten Stimmung der Seele erhalten sie denselben Unterricht in der Religion und Philosophie; durch Geist und Herz verbunden, sehen sie sich wie Kinder eines Vaters an, die unablässig an der Wohlfahrt ihres Vaterlands arbeiten werden. Ich weiß, daß man mir vorwerfen wird: jedes Individuum erfordere auch eine individuelle Erziehung; dies ist richtig gedacht, allein falsch angewandt. Denn der größte Haufen ist nicht im Stand, für jeden seiner Kinder einen besondern Lehrer zu halten; und nur der arithmetisch größte Theil verdient des Staats ausschließliche Sorgfalt.

Wenn

Wenn nun die Väter ihre Kinder in die öffentliche Schule schicken, wenn diese einst werden, was jene sind; so verspreche ich mir, daß auch sie wieder die ihnen gegebenen Lehren bei ihren Kindern anwendbar machen werden. Bei jedem Vorfall werden sie dem Kinde die Verbindung, worin seine Handlung mit dem Wohl seines Nächsten steht, zeigen, und ihm nach dem Maassstab seiner intellektuellen Eigenschaften beweisen, daß nur durch Beförderung des Wohls der Andern sein eigenes zunimmt.

Wenn Sie akademische Mitbürger, von der Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, überzeugt sind, wenn Sie fühlen, daß Sie die Glückseligkeit, welche Sie einst hienieden genießen werden, der Güte und der Weisheit Ihres Fürsten schuldig sind: so werden Sie gewiß nie aufhören, Sich durch Folgsamkeit als dankbare Unterthanen zu zeigen.

12.

Orthographische Handgriffe.

(Beschluß.)

Sehr oft wird auch ein Fehler begangen durch Verwechslung der Wörter: denen und den. Z. B. denen Erben des verstorbenen N. N. wird angezeigt u. s. w. Es ist denen Bauren des Amtes N. N. anbefohlen worden, u. s. w. ist beydes
Un-

Unrecht, es müste heißen: den Erben — den Bau-
ren u. s. w. diesen Fehler zu vermeiden, bemerke
man nur folgenden Handgrif: Nur in dem Fall,
wenn von gewissen bestimmten Personen oder Sa-
chen in Vergleichung oder Entgegenstellung andrer die
Rede ist, wird das Wort: denen gebraucht, wo es
dann zugleich die Bedeutung von denjenigen an-
nimmt, oder wo das Beziehungswort: Welche
drauf zu folgen pflegt: z. B. den Erben des ver-
storbenen N. N. wird hiemit angezeigt, daß u. s. w.
denen Erben aber, welche sich nicht zu rechter Zeit
melden, u. s. w. — denen Bauern des Amtes N. N.
welche in Verbesserung der Wege bisher saumseelig
gewesen sind, wird anbefohlen u. s. w.

Noch ein Fehler gegen die Rechtschreibung ist die
Verwechslung des Buchstaben z und sz, so wie das
k und ck. Dieser Fehler läßt sich leicht vermeiden,
wenn man es sich ein für allemal zum Grundsatz
macht, niemals das sz und ck zu gebrauchen, als
in dem Fall, wo ich auch eben so gut ein doppel-
tes z, oder ein doppeltes k gebrauchen könnte, wel-
ches auch viele häufig zu thun und das sz und ck
ganz aus der deutschen Sprache wegzulassen pflegen.
Z. B. Es würde ja sehr überflüssig seyn, wenn ich
das Wort: jetzt mit einem doppelten z jezzt oder
das Wort dank mit einem doppelten k dankk schrei-
ben wollte, folglich ist es auch nach dem eben an-
gegebenen Handgrif unnöthig und also auch nicht
regelmäßig, diese Wörter mit sz und ck jezt oder
dankk

danck zu schreiben, wie doch häufig genug geschieht; Hingegen die Wörter: Trozen, beglücken, da die selbe sich sehr füglich auch mit Verdoppelung des z und k schreiben lassen, und denselben Klang in der Aussprache behalten, wenn man z. E. schriebe: Trozzen, beglükken so ist das ein Beweis, daß sie mit Recht das z und k erfordern. Hieraus erkennt man nun auch zugleich, wie die einsilbigen Wörter dieser Art geschrieben werden müssen, nämlich eben so, als wenn sie mehrere Sylben bekommen. Z. E. Troz, Glück. Man hat hiebey auch noch dieses Kennzeichen, daß man immer nur das einzelne z und k, nicht aber das zusammengesetzte z und k gebrauchen muß, so oft ein Consonant vorher geht oder folgt — Ein Consonant? — Schon wider ein grammatisches Kunstwort! Nun dieses einzige werden mir meine Leser noch verzeihen, indem ich wohl voraussetzen darf, daß ihnen solches hinlänglich bekannt seyn wird, und die wenigen, die solches allenfalls noch nicht kennen, belieben sich nur zu merken, daß alle und jede Buchstaben, ausser nur folgende fünf, die man Vocalen nennt, a, e, i, o, u, und die aus diesen zusammengesetzt sind, ä, ö, ü, y, daß außer diesen alle übrige Consonanten heißen. Der Handgriff ist also sehr leicht: vor und hinter einem Consonant darf niemals ein z oder k folgen, und so würde es also unrecht seyn, Herz, zuletzt, denken u dgl. zu schreiben, sondern es muß Herz, zuletzt, denken heißen.

Diese

Diese Handgriffe mögen vorerst zur Probe genug seyn. Wenn ich finde, daß sie denen unter den Lesern der Unterhaltungen, die in Ansehung der Rechtschreibung Unterricht bedürfen und wünschen, wohlgefallen, so dürfte ich vielleicht mit der Zeit einige mehrere folgen lassen.

— W.

12.

Vermischte Nachrichten.

Der gelehrte Abentheurer Schaber, von dem No. 15 vom October nähere Nachricht gegeben ist, hat nun angefangen, sich auf einem andern Schauplatz zu versuchen. Noch im Monat August hat er sich in der Nachbarschaft von Leipzig, in welcher Stadt er unter der Maske eines Marggräflich Sächsischen Officiers auftrat, und der Polizei verdächtig wurde, einem Preussischen Werbeofficier, den er noch von Heilbron aus kannte, als Recruten aufgedrungen. Hierauf ist er nach Berlin und zwar unter das Regiment von Romberg gekommen. Dem menschenfreundlichen Gouverneur, der Herr General von Möllendorf wollte ihn los lassen, wenn er die empfangenen 70 Rthlr. Handgeld erstatten könnte. Er berief sich auf seinen Vater, der es ihm schicken würde. Mittlerweile hat er sich entschlossen, in Berlin Collegia über Naturlehre und Naturgeschichte

zu lesen, die er auch den 19ten Sept. angekündigt hat.

Der nicht minder berühmte Abenteuerer Grossing (Siehe No. 4 vom December.) ist am 22ten October nebst seinem Bedienten von Rotenburg aus geschlossen nach Wien abgeführt worden.

Der Astronom der Marine, Herr Messier zu Paris, hat wieder einen neuen Cometen entdeckt. Er erschien den 26ten um 1 Uhr des Nachts in der Constellation des großen Bären nahe bey dem Stern Psi. Sein Schweif hat 2 bis 3 Grad. Mit bloßen Augen kann man ihn nicht sehen.

Man weiß, wie der Kaiser in Ansehung der Nachdrücke gesinnet ist. Merkwürdig ist es daher, daß er den Buchhändlern Voss und Sohn und Decker und Sohn in Berlin ein Privilegium von Temeswar den 13. October datirt, auf die nachgelassene Werke Friedrichs II. erteilt hat.

Auflösung des Räthsels in vorigem
Blatt.

Eine Maske.

11. Rede des Freyherrn von Spiegel, Curators der Universität zu Bonn.	401
12. Orthographische Handgriffe. (Beschluß) von — ch.	410
12. Vermischte Nachrichten.	413

Nachricht.

Folgende Auctoren, nach den besten Ausgaben in Mannheim, auf Schreibpapier in ordinair 8vo abgedruckt, sind sehr sauber in halbe Franzbände, in clevisch Courant um beygesetzte Preisen zu haben.

Livius	12 Tom.	6 Bände	7 Rtlr.	18 flb.
Tacitus	2 —	1 —	1 —	45 —
dito Supliment	1 —	1 —	1 —	3 —
Virgilius	2 —	2 —	1 —	24 —
Vigerii	1 —	1 —	1 —	54 —
Horatius	2 —	1 —	1 —	10 —
Cornelius Nepos	1 —	1 —	1 —	45 —
Juvenal	1 —	1 —	1 —	38 —
Lucanus	1 —	1 —	1 —	55 —
M. Aurelius	2 —	1 —	1 —	15 —
Julius Cæsar	2 —	1 —	1 —	30 —
Cato	—	1 —	1 —	45 —
Statius	2 —	1 —	1 —	35 —
Vallerius maximus	2 —	1 —	1 —	30 —
Palladis	1 —	1 —	1 —	40 —
Salustius	1 —	1 —	1 —	45 —
Ausonius	1 —	1 —	1 —	—
Cicero	14 —	7 —	10 —	—

2 — 1 — 1 — 30 —

3 — 1 — 1 — 54 —

Franz Jakob Röder

Diejenige Freunden, welche die Niederrheinische Unterhaltungen, auf künftiges Jahr halten wollen werden ersuchet, ihren werthen Namen deutlich geschrieben, einzusenden, um selbige mit abdrucken zu lassen.

Es sind bey dem Verleger noch einige Exempla von Adams Hochzeitsfeyer, oder Anhat zur Magischen Laterne, das Stück zu 8 sbr. haben.



